

KÜRBISKERN



**AUFSTEHN
FÜR'S LEBEN**

1/84
JANUAR

Neue alarmierende Zahlen über das Baumsterben

Bonn (dpa/eh). Die Wälder nach den jetzt vollständig vorliegenden Erhebungen der Länder viel schneller als bisher angenommen. Zu diesem Ergebnis kommt die neueste Waldschadenerhebung des Landwirtschaftsministeriums in Bonn. Wie Bundeslandwirtschaftsminister Kieschke berichtet, hat sich gesamtbreit der vom Waldsterben betroffene Wald seit der letzten Erhebung im Herbst 1982 vervierfacht. Insgesamt sind der neuen Erhebung zufolge ist mehr als ein Drittel in der gesamten Fläche in der Bund „vergrünt“. Wie gestern zu erkennen, kann wurde, sind die Kiefernwälder am mittleren Niederrhein zur Grenze nach Holland

**"ERST WENN
DER LETZTE
BAUM GERODET
DER LETZTE
FLUSS VERGIFTET
DER LETZTE
FISCH GEFANGEN
WERDET IHR FESTSTELLEN
DASS MAN GELD
NICHT ESSEN KANN!"**

Umweltschutzkalender 1984



Umweltschutzkalender 1984

DER WALD

Natur in Gefahr

Der Umweltschutzkalender im Großformat, 42 mal 50 Zentimeter, 15 Blätter (inklusive einem Einleitungsblatt und acht Umweltschutzpostkarten zum Ausschneiden und Verschicken), Über dreißig Farbfotografien, Ausführliche Texte, 29,80 DM

in Zusammenarbeit mit:

Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz e.V. (BBU) · Bund für Umwelt und Naturschutz e.V. (BUND) · Deutscher Bund für Vogelschutz e.V., Verband für Natur und Umweltschutz · Deutscher Naturschutzbund e.V. · Greenpeace e.V. · Schutzmehrheit Deutscher Wald e.V. · Touristenverein „Die Naturfreunde“, Verband für Tourismus und Kultur e.V. · Vereinigung Deutscher Gewässerschutz e.V. · Umweltstiftung WWF - Deutschland · Zoologische Gesellschaft von 1858 e.V.

Das engagierte Weihnachtsgeschenk

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

Umweltschutz postkarten



EDITION
PIAMBECK

Umweltschutz
PIAMBECK

Im Verlag Piambbeck & Co. Postfach 920 D-4040 Neuss 13

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

RETTEL DEN WALD!

Damnitz Verlag München

SIND DIE WÜRFL GEFALENN?

SIND DIE WÜRFL GEFALENN?	3
<hr/>	
FRIEDENSWOCHE HERBST 1983: Notizen, Berichte, Reden, Anzeigen	6
Am Richard-Strauß-Brunnen (6) / Nürnberg, 18. Oktober, Ein Postamt in München (8) / Helgard Roeder (9) / Mechthild Weigert-Sicheneder (10) / Norbert Greinacher (11) / Jürgen Peter Stössel, Maya Speth (13) / Jakob Moneta (14) / Neu-Ulm, 22. Oktober (16) / Jo Ann (17) / Ute Michalski (18) / Tilman Michalski (20) / Oskar Neumann (21) / Carl Friedrich von Weizsäcker / Schwäbische Alb, 22. Oktober (23)	
Christian Götz: Gegen die „Wende von rechts“	24
Journalisten gegen Atomraketen	31
Reinhard Kühnl: Rede zur Verleihung des Kriegspreises an Colin S. Gray	32
Erklärung deutscher Philosophen zur Raketenstationierung	36
Werner Dürrson: Drei neuere Briefe zu Wielands „Aristipp“	37
Offener Brief: Fragen an den Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl	39
Ärzte und Psychotherapeuten für Volksbefragung vor Raketenstationierung	39
<hr/>	
Gisela Elsner: Der Dissident oder das Opfer eines Unrechtsstaates	40
Susanne Hennemann: Kaum blicken wir auf	47
Karl H. Schneider: Wende, Im Ruhrgebiet /	
Helmut Opitz: Nicht in Geschichtsbüchern / Gerhard Weiß: Zwischen den Zeiten	48
Achim Knüppfer von Hirscheydt: Prüfening, Reliquienkammer	49
Kurt Leitner: In memoriam Völker Törme	49
Jürgen Peter Stössel: Trügerische Zuflucht	50
Barbara Maria Kloos: Erster bis dritter Frühling	51
Astrid Arz: Fremdenführung, Autobahn	52
Bruno Donus: Gewichtung, Unterwander	
Victor Jara: Venían del desierto / Stefan Kissner: eines morgens	53
Heribert Friedmann: Nähere Daten unbekannt	54
Alf Tondern: wehrt euch!	55
Peter O. Chotjewitz: Eigentlich hätte ich lieber den Faust gespielt	56
Michael Lamprecht: Der Totenschmaus	66
Joachim Claus: Bei einer Probe	67
Erhard Schümmelfeder: Sechzehn	68
Manfred Chobot: Dorfgeschichte 20	73
Karl Taefler: Der Stein	73
<hr/>	
Peter Horvath: Luthers Bibel und seine Zeit	74
Erhard Jöst: Neidharts Gastspiel auf Burg Runkelstein	88
Richard Wagner: Kieferklemme	94
Fritz Peter Seitze: Geschichte des Mörders Jörg Ringer, gewesener Stukkateurgehilfe am Hofe des Herzogs E. zu L.	95
Klaus-Peter Wolf: Das erhebende Gefühl, beliebt zu sein	102
Günter Dallmann: Klabund – ein vergessener „Gebrauchslyriker“	103
Gerald Graßl: Das Denkmal	111
Rudolf Geissler: Von Mikroben und Menschen	115
<hr/>	
Sepp Bierbichler: Wen kann Kunst erreichen?	123
Erasmus Schöfer: Vom Nutzen des Zweifels	127
Ernst Schünacher: Brecht und der Frieden	129
Bernhard Spehr: Ost-Kunde für Gesamtdeutsche	138
Rolfräfael Schroer: Nachrichten aus dem Zeitalter der Ameise	139
Erika Stöppeler: Onkel Wilhelm aus Löhnerberg und Thälmann	141
Ludwig de Pellegrini: Rapallo im Programm	147
Schlüßwort der Bonner Volksversammlung	154
Habib Bektas: Brief aus dem Kreißsaal	155
Alexander Rall: Zum Gedenken an Phillip Müller	156

Sind die Würfel gefallen?

Eine Mehrheit des Bundestags hat sich am 22. November 1983 für die Stationierung der Pershing II und Cruise-Missiles entschieden. Gleich darauf begann offiziell die Stationierung. Es ist unerheblich, ob und wenn ja, welche Systemteile schon zuvor eingeflogen worden waren, die Heuchelei der Befürworter ist allemal nachzuweisen. Minister Wörner beschrieb im Bundestag die Sicherheit der Systeme, die anerkannte Fachleute als Auslöser für den nationalen Selbstmord kennzeichnen, als handle es sich um Nähmaschinen oder Rasenmäher. Wörners Rede im Bundestag klang jedenfalls so, als freue er sich über die neuen Systeme wie ein Bub, der vom Papa zu Weihnachten eine elektrische Eisenbahn geschenkt bekommt.

Die Verniedlichung der Gefahren ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß die Strategie des Abschottens gescheitert war: Die Friedensbewegung draußen war zu mächtig. Ungewohnt für die Abschotter waren die Abgeordneten der Grünen, die sich mutig schlügen und die übliche Regie störten, unbehaglich reagierte die Koalition auf das Nein der SPD-Abgeordneten. Jedenfalls wird die Liste der namentlichen Abstimmung ein Dokument bleiben, das wir nicht vergessen dürfen. Die Raketenkoalition beschwore störrisch einen „Frieden“, der den Krieg wahrscheinlicher macht, sie beschwore die Russen zum Weiterverhandeln, während sie mit ihrem Beschuß die Verhandlungsgrundlage in Genf kaputtmachte. Noch während der Bundestagsdebatte erklärte Alfred Mechtersheimer bei einer Kundgebung in München: „Wir von der Friedensbewegung sahen von Anfang an, daß die USA keine Absicht haben, von der Stationierungsabsicht dieser neuen gefährlichen Waffen zu lassen. Heute haben wir gehört, daß der sogenannte Waldspaziergangskompromiß von der US-Regierung abgelehnt wurde, ohne daß vorher die Verbündeten konsultiert worden sind. Und Helmut Schmidt, der immer noch nicht einsehen will, daß sein Doppelbeschußkonzept gescheitert ist, sagte im Bundestag, daß er erst Monate danach unterrichtet worden sei. Meint denn jemand ernsthaft, Washington würde im Falle eines Einsatzes dieser Raketen die Verbündeten konsultieren, wenn sie sie noch nicht einmal bei den Verhandlungen über deren Stationierung unterrichtet? Irregeführt ist immer noch derjenige, der auf Ergebnisse in Genf hofft. Würde die Sowjetunion sämtliche Mittelstreckenraketen ins Meer werfen, würden die Reaganists in Washington und Bonn behaupten, die Sowjetunion habe sich ein neues see-gestütztes Potential zugelegt.“

Die demonstrieren, wir regieren. Eine Mehrheit mit Karriere-deputierten, die eine Woche nach dem verhängnisvollen Beschuß nichts Besseres weiß, als ihre Diäten zu erhöhen, beschränkt sich auf den nackten Zynismus der Macht. Die Raketenstationierung einer Parlamentsmehrheit wurde durch mehr Polizisten und Grenzsoldaten gewährleistet als Abgeordnete. Hinzu kam der Schutz von Seiten der Massenmedien: den Wafferwerfern vor dem Bundestag entsprachen die Lügenkanonen der Raketen-Journalie. Das Gespann ist seit langem erprobt. Es wird noch einige Zeit die Fäden der Intrigen und Täuschungen auslegen. Pünktlich zum Termin wurde Ludolf Hermann, Entdecker der Friedensbewegung als „Faschismuspotentia-l“, in den Vorstand des Kabelprojekts Ludwigshafen abgestellt.

Ahnt die „Mehrheit“, daß das Volk dabei ist, den nackten Kaiser zu sehen? Was bedeutet denn das Ja im Bundestag? Dieses Ja bedeutet: Nein zur Demokratie. Nein zur Mehrheit des Volkes. Nein zur Vernunft. Nein zur Geschichte. Sie haben letztlich nur ein Ja gesagt. Kanzler Kohl gab es zu Protokoll: „Die enge persönliche Abstimmung mit dem amerikanischen Präsidenten ist in der deutschen Nachkriegsgeschichte ohne Beispiel.“ Das heißt auf gut deutsch: Wir haben das getan, was Reagan von uns wollte. Für einen gediegenen Konservativen ist das Hochverrat. Die Begründungen der Reaganists in Bonn erinnern daran, was Marx im „Acht-

zehnten Brumaire des Luis Bonaparte“ zusammenfaßte: „„Reaktion“ – Nacht, worin alle Katzen grau sind, und ihnen erlaubt, ihre nachtwächterlichen Gemeinplätze abzuleiern. (...) Und wie man im Privatleben unterscheidet zwischen dem, was ein Mensch von sich meint und sagt, und dem, was er wirklich ist und tut, so muß man noch mehr in geschichtlichen Kämpfen die Phrasen und Einbildungen der Parteien von ihrem wirklichen Organismus und ihren wirklichen Interessen, ihre Vorstellung von ihrer Realität unterscheiden.“

Nun, die Nacht, wo alle Katzen grau sind, würde lang, wenn sich die Friedensbewegung – so hoffen sie es, und sie tun manches dafür – in Resignation treiben und spalten ließe. Am Ausgangspunkt stand – und das hat die Friedensbewegung so stark werden lassen: *Wir wollen keine neuen Raketen.* Zugleich forderte sie: *Wir wollen kein neues Wettrüsten – wir wollen Rüstungsstopp und Abrüstung.* Das bleibt auf der Tagesordnung. Das läuft zwangsläufig noch stärker auf die Forderung hinaus: *Weg mit allen Raketen aus Europa – in Ost und West. Weg mit allen Massenvernichtungsmitteln. Wir wollen einen Kontinent der friedlichen Koexistenz, der Sicherheit und der Zusammenarbeit.* Damit wächst aber auch die Forderung: *Mit der Entfernung der Raketen wollen wir auch dafür sorgen, daß die Raketenbefürworter von den Positionen der Macht verschwinden – in der Regierung, im Parlament, in den Medien – vor allem in der Wirtschaft.*

In diese Richtung deuten schon jetzt die vielfältigen Initiativen im Land. Die Klarheit und Besonnenheit der Standpunkte, die in der Breite der Friedensbewegung vorherrschen, widerspiegeln sich auch in den Anzeigen, die in den Tagen vor dem 22. November 1983 in einigen Tageszeitungen erschienen sind. Wir veröffentlichen einige dieser Äußerungen – leider nicht die Namen, die darunterstehen: Diese gehen nämlich in die Tausende – Ärzte, Therapeuten, Naturwissenschaftler und Techniker, Lehrer, Journalisten, Schriftsteller, Philosophen, Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte usw. Einige Reden von der Volksversammlung in Neu-Ulm, Berichte von der phantastischen Menschenkette auf der Schwäbischen Alb, in der etwas zum Leben kam, was es dort seit den Bauernkriegen nicht gegeben hat, personifizieren das AUFSTEHN-FÜRS-LEBEN, das so diametral dem Zynismus der kleinen radikalen „Mehrheit“ des Parlaments und der Medienmacher entgegensteht. Doch zunächst ist der Rubikon überschritten. Zu einem neuen Wettrüsten, zu einem neuen kalten Krieg, im schlimmsten Fall zum letzten Gefecht der USA in Europa. Für Bonn bedeutet das: *Abkehr von Geist und Wort der Verträge – einschließlich aller Ostverträge und des Vertrags über Westberlin –, wonach von deutschem Boden nie wieder ein Krieg ausgehen darf.*

Sind also die Würfel gefallen? Im Gespräch mit Friedrich Hitzer (vgl. das soeben erschienene Buch „Vom Baumsterben der Menschen oder: Die Gewerkschaften müssen ihren Weg neu beschreiben“) sagt Leonhard Mahlein: „Es wäre jetzt meines Erachtens nötig, eine kritische Analyse der Wirtschaft, der Gesellschaft und der Politik vorzunehmen – gerade jetzt, unter dieser neuen Regierung. Die Gewerkschaften müssen ihren Weg neu beschreiben. Ich meine nämlich, daß die Gewerkschaften ihre ureigenste Aufgabe als Interessenvertretung für die Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung mit der Politik, wie sie gegenwärtig gemacht wird, nicht voll wahrnehmen.“ Vom entschiedenen Handeln der Arbeiterbewegung hängt vieles, vielleicht alles ab. Auf eine wachsende Erkenntnis der Zusammenhänge zwischen der Wirtschaftskrise und dem Wettrüsten deuten auch neue Äußerungen bei Gewerkschaf-ten. Hier wirken sich jedoch die Einflüsse der Massenmedien, die das Volk ablenken, fehlinformieren und damit politisch stillhalten, besonders nachhaltig aus. Es wirken auch Zyniker innerhalb der Gewerkschaften wie Hermann Rappe, dem zum Raketenbeschuß des Bundestags nichts Besseres einfällt als der Gedanke, jetzt könne sich die Gewerkschaft wieder ihren wirklichen Aufgaben widmen.

Die jüngsten Beschlüsse des DGB, insbesondere der IG Druck und Papier, der RFFU und anderer Organisationen, die Mediengewerkschaft beschleunigt aufzubauen, haben deshalb die Herrschenden alarmiert. Die neue Kampagne gegen den VS-Vorsitzenden Bernt Engelmann fiel nicht zufällig mit dem 13. Ordentlichen Gewerkschaftstag der IG Druck und Papier (16.–22. Oktober 1983) in Nürnberg zusammen. Auf diesem Gewerkschaftstag wurden für die Mediengewerkschaft die Weichen zum Handeln gestellt. Just zu diesem Termin eskalierte der „Widerstand“ gegen Engelmann. In Wirklichkeit soll der VS zerschlagen werden, dem eine wichtige Aufgabe der Integration für die Mediengewerkschaft zukommt. Welche andere Berufsgruppe kann denn sonst eine solche Funktion wahrnehmen, wenn es um die Integration der künstlerisch und publizistisch Tätigen in eine gemeinsame Organisation mit den in der Technik Beschäftigten geht? Die Anlässe der Kampagne verdeckten die Ursachen des Angriffs auf die Gewerkschaft. Wir werden das im nächsten Heft darstellen.

Hinter alldem trat zurück, worum es wirklich ging und geht, obgleich doch Wort für Wort nachzulesen ist, wogegen sich Engelmann zu Recht gewehrt hat. Ungeheuerlich sei es, wenn ein „Friedenspreisträger“ vorschlage, die Europäer sollten eine „eigenständige Auf- und Hochrüstung“ durchführen und jeder friedlichen Koexistenz eine Absage erteilen. Wer von jenen, die sich mit der von Westberlin lancierten Forderung nach dem Rücktritt des VS-Vorsitzenden solidarisierten, könnte sich denn mit Sperbers Vorschlag identifizieren? „Wir alten Europäer aber, die den Krieg verabscheuen, wir müssen leider selbst gefährlich werden, um den Frieden zu wahren.“ Worauf läuft das denn hinaus? Europa teile den „gewaltigen Kontinent mit einem totalitären Imperium, dessen Herrscher ihre Diktatur so lange für gefährdet halten, solange sie sich nicht bis zu den Ufern des Atlantischen Ozeans, ja wenn möglich über die ganze Erde ausbreitet“. Sperbers Kritik unter den Prominenten billigten einer solchen Aussage den Bonus des Erlaubten zu – und nahmen Engelmann ins Visier und mit ihm die Politik der Aussöhnung und Verständigung, des gemeinsamen Handelns für den Frieden, gegen Faschismus und Krieg. Der Bonus des Schriftstellers wurde hier zum Alibi und zur Weigerung der letzten Konsequenz. Reagan sagt das einfacher als Sperber, wenn er gegen das „Reich des Bösen“ aufrüstet, doch sie berühren sich in einem: Während sich die Raketenmafia der Demagogie Hitlers in dessen Reden über den „Frieden“ annähert, verleumdet sie die UdSSR als die Erbin des Hitlerfaschismus.

Die Spalten der Presse stehen eben zur Verfügung, wenn Sperber die Friedensbewegung unseres Landes der „aggressiven Undankbarkeit gegen Amerika“ bezichtigt. Wo aber bleibt das Interesse der Medien und der Literatur-Prominenz, wenn der Amerikaner Daniel Ellsberg die Gefährlichkeit der Pentagon-Pläne aufdeckt? Mitte Oktober 1983 erklärte Ellsberg, der 1969 Tausende Blatt geheimen Dokumentenmaterials des Pentagons dem Foreign Relations Committee des amerikanischen Senats übergab und damit die Fälschungen bewies, mit denen die Regierung in Washington den Krieg in Vietnam rechtfertigte: „Die Führer der USA und der BRD haben die Lektionen des Zweiten Weltkrieges nicht begriffen ... Was sie auf dem Gebiet der nuklearen Kriegsplanung tun, verstößt gegen das Völkerrecht, verletzt die Normen des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses, stellt das Delikt der absichtsvollen Planung der größten Verbrechen gegen die Menschheit dar.“ Daniel Ellsberg beteiligte sich an der Blockade des Bundesverteidigungsministeriums in Bonn, das er „das Pentagon Europas“ nannte. Ellsberg wollte verhaftet und vor Gericht gestellt werden, um unser Volk zu warnen. „Vielleicht habe ich darüber zuviel gesprochen, man wußte, warum ich da war.“ Der Polizeioffizier, der ihn behutsam wegtragen ließ, sagte äußerst höflich zu Ellsberg: „Entschuldigen Sie bitte, wir tun nur unsere Pflicht.“ Er antwortete auf deutsch: „Wir tun unsere Pflicht.“ November 1983

Redaktion kürbiskern

Friedenswoche Herbst 1983

Am Richard-Strauß-Brunnen. Eine Rede

Am 15. Oktober, 5 Minuten vor 12, detoniert etwa 100 Meter über dem Münchener Marienplatz eine Atombombe. Es ist nur eine sehr kleine Bombe. Sie hat etwa 20 Kilotonnen Sprengkraft, die Größe der Bombe, die 1945 über der japanischen Hauptstadt Hiroshima zur Explosion gebracht wurde. München hat Glück. So kleine Atombomben sind heute sehr selten.

20 Kilotonnen Sprengkraft bedeuten soviel wie die Sprengkraft von 20000 Tonnen oder 20 Millionen Kilogramm TNT, dem in normalen Bomben oder Granaten verwendeten Sprengstoff. Die größten, häufig verwendeten Bomben des zweiten Weltkriegs hatten 1000 Kilogramm. 20 Kilotonnen Sprengkraft entsprechen also etwa 20000 großen Bomben des zweiten Weltkriegs, die genau gleichzeitig abgeworfen werden.

Die Münchener Bürger sehen von der Bombe als erstes einen unbeschreibbar hellen Lichtblitz. Wer in der Nähe des Marienplatzes auf der Straße ist, erblindet sofort. Menschen, die in einer Entfernung von fünf Kilometer zufällig Richtung Atomblitz schauen, sehen minutenlang nichts mehr. Fünf Kilometer, das ist z. B. am Laimer Bahnhof, am Nordfriedhof, im Ostpark oder im Tierpark Hellabrunn. Unmittelbar danach bildet sich binnen einer Sekunde ein Feuerball von etwa 200 Metern Durchmesser. Im Inneren dieses Feuerballs herrscht eine Hitze von zehn Millionen Grad Celsius. Im Umkreis von ca. 1200 Meter um den Marienplatz ist alles restlos verbrannt. Zwischen Goetheplatz und Universität, zwischen Gasteig und Zirkus Krone gibt es kein Leben mehr. Von Menschen, die sich zwischen Stachus und Isartor, Odeonsplatz und Sendlinger Tor aufhalten, gibt es nicht einmal mehr Leichen. Ihre Körper verdampfen in der ungeheuren Hitze. Einige hinterlassen wenigstens noch helle Schatten auf dem ansonsten schwarzverkohlten Straßenbelag. Fast alle Menschen bis hinaus zum Ostbahnhof, Baldeplatz, Donnersberger Brücke und Münchner Freiheit erleiden Verbrennungen zweiten Grades. Die meisten ungeschützten Hautpartien, wie Gesicht und Hände, verbrennen weit schwerer. Noch in Laim, Neuhausen, Schwabing, Steinhausen und Thalkirchen fängt die Kleidung Feuer, und das Muster von Blusen und Hemden brennt sich unauslöschlich in die Haut der Opfer ein.

Fast gleichzeitig mit der Hitze beginnt sich eine ungeheure Druckwelle auszubreiten. Sie schießt kreisförmig vom Marienplatz in die Randstadtteile. In nördlicher Richtung hat sie eineinhalb Sekunden nach der Explosion bereits die Stadtbibliothek erreicht. Vier Sekunden später walzt sie das Schwabinger Krankenhaus nieder und tobt dann weiter Richtung Hasenbergl.

Der Druckwelle folgen Stürme, die mit dem Ausdruck orkanartig viel zu schwach beschrieben wären. In Höhe der Universität beträgt die Windgeschwindigkeit noch 90 Meter pro Sekunde. Das ist dreimal soviel wie Windstärke zehn. Die Menschen auf den Straßen werden einfach mitgerissen und am nächsten Hindernis verschmettert oder in der Luft von fliegenden Trümmern erschlagen. Zwischen Theresienwiese und Prinzregentenplatz stürzen nahezu alle Gebäude wie Kar-

tenhäuser in sich zusammen. Männer, Frauen und Kinder werden unter den Trümmern zerquetscht. Bis hinaus nach Pasing und Trudering, Milbertshofen und Harlaching zersplittet alles Glas. Die umherfliegenden Scherben verletzen viele Menschen schwer. Die Schäden der Druckwelle sind noch in Haar und Neuauibing, in Grünwald und Feldmoching sichtbar.

Hitzewelle und Druckwelle zusammen lassen bis heute an den Strand Benzin-tanks der Autos explodieren, zerstören Öfen und Herde in den Wohnungen und lösen unzählige Brände im gesamten Stadtgebiet aus. Vom Stadtzentrum her rollt eine Feuerwalze in die Außenbezirke, wie man sie bisher nur von den verheerenden Feuerstürmen aus Hamburg und Dresden kannte.

Zehn Minuten nach der Explosion steht ein riesiger Rauchpilz über der verwüsteten Stadt. Er ist zehn Kilometer hoch und hat einen Durchmesser von fünf Kilometer. Alle, die noch am Leben sind, meinen, die Nacht sei plötzlich angebrochen. Nur noch der Feuerschein der unzähligen Brände beleuchtet das, was einmal München war.

Mit dem Atompilz sind einige tausend Tonnen Erde in den Himmel gestiegen, die der Feuerball verdampft und emporgerissen hatte. Die von der Bombe ausgehende Neutronen- und Gammastrahlung hat die im Atompilz fliegenden Teilchen hoch radioaktiv verseucht. Eine Stunde nach der Detonation beginnt es zu regnen, auch das eine Folge der Atombombe. Die Regentropfen sind schwarz, denn in den Tropfen befindet sich die verbrannte Erde aus dem Atompilz. Mit dem Regen kommt der Großteil der Radioaktivität aus der Explosionswolke zurück auf die Erde. Ein Gebiet von 50 Kilometer im Durchmesser, von Freising bis Wolfratshausen und von Fürstenfeldbruck bis Ebersberg, wird radioaktiv verseucht. Menschen, die eine hohe Strahlenmenge erhalten, werden nach einigen Minuten ohnmächtig. Später kommen sie wieder zu Bewußtsein, doch nach einigen Tagen oder Wochen fallen ihnen zuerst die Haare aus, dann brechen am Körper plötzlich Wunden auf, deren Blutung nicht mehr gestillt werden kann, und Tage, Wochen oder Monate nach der Explosion sterben sie unter unsäglichen Schmerzen an der Strahlenkrankheit.

Allein in München sterben durch die Atomexplosion vom 15. Oktober 1983 200000 Menschen unmittelbar an den Explosionsfolgen. Im Lauf der nächsten sechs Monate erliegen weitere 100000 Menschen ihren Verletzungen oder den Folgen der radioaktiven Verstrahlung. Als Spätopfer der Radioaktivität sterben in den nächsten fünf Jahren weitere 120000 Menschen. Für die Überlebenden gibt es kein unverseuchtes Wasser und keine strahlenfreien Lebensmittel, keinen Strom, keine Hitze und fast keine medizinische Versorgung. Mehr als 70 Prozent des Wohnraums in München sind entweder völlig zerstört oder zumindest unbewohnbar.

Noch war das alles ein Denkmodell, das lediglich die Erfahrungen der Atombombenabwürfe von Hiroshima und Nagasaki auf München übertragen hat. Diese Atombomben hatten etwa 20 Kilotonnen Sprengkraft. Durchschnittliche Nuklearwaffen heute bringen eine Megatonne Zerstörungsenergie. Das ist das 50fache. Die Zerstörungen einer solchen Bombe könnten am Beispiel Münchens nicht mehr sinnvoll beschrieben werden. Von München bliebe nichts, absolut nichts mehr übrig.

Noch ist das alles ein Modell. Doch neue Atombomben in der Bundesrepublik bringen uns dieser schrecklichen Aussicht ein beträchtliches Stück näher. Wehren Sie sich mit uns! Nehmen Sie teil an den Aktionen der Friedensbewegung!

Nürnberg, 18. Oktober

Vor dem Portal der Lorenzkirche ein Transparent der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten gegen die Raketenstationierung, davor eine Kette von Frauen und Männern des Widerstands gegen Hitler und seinen Krieg. Zwei junge Menschen kommen über den Platz, bekommen ein Flugblatt, werfen einen kurzen Blick darauf und einen sehr viel längeren auf die Gesichter.

Der Bursche sagt zu seinem Mädchen:

„Solche Eltern hätte man haben müssen.“

Zwei Stunden später am gleichen Platz. Borcherts „Sagt Nein“ wird vorgetragen, die Menge wiederholt das Nein, dann begründen einzelne, warum sie so und nicht anders denken und handeln:

Ein Lehrer, dem seine Schüler anvertraut sind, um fürs Leben, nicht für den Atomtod erzogen zu werden. Auf sein Nein zum Griff der Bundeswehr nach der Schule stellt er sein Ja: die Verpflichtung des Pädagogen, den Menschen die Wahrheit zu sagen über den Krieg und seine Ursachen, über die katastrophalen Folgen der Hochrüstung, über die Pflicht der Friedenserziehung.

Eine Krankenschwester, die sich mit der Wahl ihres Berufs dafür entschieden hat, für die Menschen da zu sein, für ihre Gesundheit, für die Erhaltung ihres Lebens. So kann sie nur Nein sagen zu dem Versuch, Frauen in die Bundeswehr zu holen, Nein zum Versuch, Krankenschwestern heranzuziehen zur Selektion von Strahlengeschädigten des Atomkriegs. Mit den Ärzten warnt sie: „Wir könnten euch nicht helfen.“

Ein Wehrdienstverweigerer, der seinen Ersatzdienst in einer Kinderklinik leistet und der denen, die Hilfe so nötig haben, helfen will, damit auch sie eine Lebenschance bekommen. Eine junge Mutter mit ihren drei Kindern. Sie hat ihnen das Leben gegeben, sie sollen in Sicherheit aufwachsen. Was für diese Kinder im reichen Europa das Streichen von sozialen Ansprüchen bedeutet, ist für die Kinder der dritten Welt das Todesurteil, und es wird vollstreckt mit jeder Rakete mehr. Eine Angehörige des öffentlichen Dienstes; sie nimmt es damit ganz ernst gegen die Zwänge, die sie zu einem Befehlserfänger im Dienst der Regierenden machen wollen. Nein zur Hochrüstung, Nein zum Krieg: Nur das ist öffentlicher Dienst, verstanden als Dienst an der Öffentlichkeit. Im Licht der Fackeln die Gesichter derer, die dieses Gelöbnis für den Frieden sprechen; im gleichen Licht die Porträts der Lorenzkirche. Sie werden die gleiche Zukunft haben. Oder keine. Sie stehen auf derselben Seite.

Ein Postamt in München

Sitzung einer Arbeitsgruppe der Friedensinitiative München Nord. Thema: Vorbereitung der Aktionswoche im Stadtgebiet. Die Köpfe rauchen, auf dem Tisch zufällig eine Reklame der Bundespost. „Schicken wir die Raketen doch einfach per Post an Reagan zurück“, witzelt ein Friedensfreund. Einiges Hin und Her, dann ist aus dem Witz die Idee einer Aktion geworden. Ein Besuch im Postamt soll Teil des Auftakts der Aktionswoche werden.

Eine Rakete wurde gebastelt, säuberlich als Paket (natürlich noch deutlich als Ra-

kete erkennbar) verpackt. Darauf der Adresszettel: „Vorsicht, Lebensgefahr! Raketenversendung an die Bundesrepublik Deutschland“. Als Absender war vermerkt: „US-Präsident Ronald Reagan, Weißes Haus, Washington/USA“.

Samstag, 15. Oktober, vormittags, Postamt an der Korbinianstraße. An allen Schaltern Schlangen. Die Spitze der Demonstration drängt in die Schalterhalle, einer trägt vorsichtig die Rakete voran. Über Megaphon wendet sich ein Sprecher an die Postkunden: „Mr. Reagan schickt uns Raketen für den Atomkrieg. Wir wollen sie nicht. Ist hier jemand, der sie haben will, dann kann er sie bekommen. Sonst schicken wir sie an Reagan zurück.“

„Ja, zurückschicken“, ruft eine junge Frau. Ein Interessent für die Rakete meldet sich nicht. Der Beamte am Paketschalter ist irritiert, wortlos verschwindet er in die hinteren Büros. Wir warten. Nach einigen Minuten kommt er zurück und erkundigt sich sachlich, ob die Rakete per Luftpost oder als Normalpaket befördert werden soll. Wir wählen das billigste Verfahren. Dann geht alles seinen amtlichen Gang. Auslands-Paketkarte und Zollerklärung ist auszufüllen, und für 12,60 DM geht die Rakete an das Weiße Haus zurück. Vom Publikum im Schalterraum wird unsere Erklärung „Wenn alle sich wehren, muß Mr. Reagan auch die echten Raketen behalten“ mit Beifall bedacht.

Helgard Roeder

Ankunft in einer Prozession von unzähligen Bussen. Fröhlicher Austausch von Kommentaren, pointierte Feststellungen, viel Gelächter. Nach dem Aussteigen Überraschung, wer alles da ist. Ein immer neues Erkennen und Erkanntwerden, jede Begrüßung ein paar Grad wärmer als zu Hause auf der Straße. Nachbarn sind da, Eltern vom Kindergarten, aus der Schule, Kollegen aus der Klinik. Soviel Vertrautheit in der riesigen Menge. Es ist ein ganz anderes Erlebnis als in einer Masse, wo jeder als einzelner untergeht, während alle zum Podium glotzen. Kein Oben gibt's hier, keine Stars. Hier ist jeder Akteur, und es gibt kein Publikum. Ein epochales ästhetisches Ereignis von unglaublicher Heiterkeit. Aber kein Medienmakler, sondern das eigene Gewissen, die persönliche Empörung und Angst hatten jeden hergeführt. Die Erkenntnis, daß man niemandem den Auftrag geben kann, den Frieden zu retten. Wir kamen zu zeigen, daß uns unsere Ohnmacht nicht entmutigt. Ohnmacht, die sich hunderttausendfach zu erkennen gibt, wird zur Macht. Auffallend hier die vielen alten Frauen: Sie sind es, die im letzten Krieg um uns gebangt haben, die uns später – heimlich nur – die Schrecken der Bomben, der brennenden Häuser weitergaben. Nun gehen sie für ihre Enkel zum ersten Mal nach draußen. Als dann die Kette endlich steht – dreifach bei uns – beginnen wir zu tanzen. Große Wellen durchlaufen die Menschenbänder, die sich umschlingen und wieder trennen. Immer wieder nähern sich mir neue strahlende Gesichter, treffen sich Blicke. Ein Einverständnis: die Freude zu leben, ein Mensch zu sein. Durch diesen Triumph das Verhängnis abwenden, siegen – – – Dann ein „Pst“ – unüberhörbar, kein zentrales Signal, nur ein leises weitergegebenes Zeichen, und alles verstummt, steht schweigend da nach beiden Seiten bis zum Horizont. Atmen, Ruhe. Da, plötzlich, mit eisiger Starre drängen sich die Raketen in mein Denken. Ein Anspannen des Körpers – aber was kann die Kraft der Arme noch verrichten? Dort im Feld vor meinen Augen werden sie bald den Stahl für die Stellungen in die Erde treiben. Die Menschen vor mir halten die Köpfe gesenkt. Nein, nein, niemals! Niemals

darf der Wahnsinn der Strategen wirklich werden! Wir hier unter diesem strengen blauen Himmel, wir mit unserer Liebe sind die stärkere Realität. Und dann ein Jubelschrei, die Luftballons steigen, farbige Sterne am Mittag. Wir klatschen, wir fallen uns in die Arme.

Mechthild Weigert-Sicheneder

Es ist 12.55 Uhr. Die Kirchenglocken läuten. Unsere Kette ist schon lange geschlossen. Wir wollen fünf Minuten schweigen, und alle tun es. Gedanken fliegen mir durch den Kopf. Links steht Mani, den ich sehr lieb habe. Mein rechter Nachbar, er gibt mir zaghaft die Hand, ich drücke sie fester.

Wer steht noch in dieser Kette? Wir sind so viele, ich kann es mir einfach nicht vorstellen. Wie lang sind 108 Kilometer? Ich versuche es mir noch einmal auszumalen, klappt nicht! Wie viele Menschen haben sich auf dieser Straße von Ulm bis Stuttgart miteinander verbunden? Für mich sind es unendlich viele. Wo ist Eva? Meine Geschwister, meine Gewerkschaftskollegen, meine lieben netten Bekannten? Sie alle stehen irgendwo in der Menschenschlange. Meine Freundin ist in der Nähe. Spürt sie mich, was fühlt und denkt sie? Der Händedruck zu Mani verstärkt sich, aber er antwortet nicht. Macht nichts. Jetzt sollte ich laut Aktionsplan an Rüstung und Raketen denken. Die Kirchenglocken läuten noch immer, und ich mag nicht an die gräßlichen Raketen denken.

Irgend etwas geht durch mich hindurch, ich kann es mir nicht erklären, aber es fließt. Ich werde immer größer, ich stehe aufrechter.

Und noch immer nicht an die Raketen gedacht.

Warum muß mein rechter Nachbar auf seine Armbanduhr schauen, es stört mich fürchterlich; außerdem sehen wir die große Kirchturmuh. Warum muß er den Energiefluß unterbrechen? Fühlt er ihn nicht?

Ich kann auf einmal ganz ruhig stehen. Mein Rücken, der sonst immer beim Stehen schmerzt, tut nicht weh.

Ich habe das Gefühl, als stünde ich neben mir.

Ich drücke Manis Hand, wieder antwortet er nicht. Wer ist noch da?

Ich kann mir diese Kette noch immer nicht vorstellen. Links sehe ich die Kette hinter einem kleinen Hügel verschwinden, und rechts sehe ich sie bis zur Kurve der Dorfstraße.

Er schaut schon wieder auf die Uhr. – Er nervt mich! –

Die Kirchenglocken sind noch immer nicht verstummt.

Ob Hedwig irgendwo steht? Hoffentlich, denn ich möchte mit ihr dasselbe Gefühl erleben.

Die Raketen, an sie soll ich denken, so heißt es im Aktionsprogramm. Ich will aber noch immer nicht. Ich will mich von meinen Gedanken und Gefühlen treiben lassen, und mir immer wieder vorstellen, wie viele wir sind.

Die Glocken werden leiser. Ich knote meinen Luftballon auf. Jetzt ist es ganz still! – Die Ballons steigen in den blauen Oktoberhimmel. –

Ich muß unbedingt Mani umarmen. Freude bricht aus, aber nicht laut, vielleicht erschlagen von einem großartigen Gefühl, das ich nicht beschreiben kann. Heißt es Solidarität?

Norbert Greinacher

Volksversammlung. Neu-Ulm, 22. Oktober 1983

Vor zwei Jahren, am 30. Oktober 1981, schrieb ein kluger Politiker der Bundesrepublik Deutschland: „Ob es möglich ist, den demokratischen Konsens für eine Strategie des nuklearen Gleichgewichts zu sichern, wird zunehmend bezweifelt... Die Aufhebung der Existenz der Gattung (sc. Mensch) oder die Aufhebung der Natur als Ganzes sind Grenzen, deren auch nur mögliche Überschreitung nicht konsensfähig ist... Daß die nukleare Strategie von solchen Grenzsituationen für Europa ausgeht, sie jedenfalls als logische Möglichkeiten implizieren muß, ist unbestreitbar. In dem Maße, in dem dies bewußt wird, ... wird die Situation zunehmend unakzeptabel. Ich halte den Prozeß dieser Bewußtseinsbildung weder für revidierbar, noch glaube ich, daß man ihn aufhalten kann“ (*Die Zeit*, 30. 10. 1981). Der Politiker, der dies schrieb, ist Kurt Biedenkopf, ehemaliger Generalsekretär der CDU.

Biedenkopf hat recht behalten. Klarsichtig wie wenige hat er damals erkannt: Die Friedensbewegung wird eine ungeheure Macht in dieser Gesellschaft werden. Ich bekenne, daß ich damals kleinmütiger war als Biedenkopf. Der Sache nach war mir klar, daß die Durchführung der atomaren Weiterrüstung falsch und verwerflich ist. Aber ich hatte nicht zu träumen gewagt, daß aus den Anfängen der Friedensbewegung eine solche gesellschaftlich und politisch bedeutungsvolle Kraft werden würde. Ich halte dies für einen überzeugenden Erfolg, daß es in dieser Gesellschaft möglich war, in dieser Friedensaktionswoche etwa drei Millionen Menschen auf die Straße zu bringen, daß nach der letzten Umfrage 74 Prozent der Menschen in der Bundesrepublik Deutschland sich gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen aussprechen. Sympathisantinnen und Sympathisanten: Wir haben heute abend allen Grund, uns auf die Schultern zu klopfen!

Aber dabei dürfen wir es natürlich nicht bewenden lassen. Ich stelle hiermit fest: Die Bundesregierung der Bundesrepublik Deutschland hat keine demokratische Legitimation, der Stationierung von Mittelstreckenraketen auf dem Boden der Bundesrepublik Deutschland zuzustimmen. Ganz im Gegenteil! Drei Viertel der Bevölkerung sind gegen eine solche Entscheidung. Und dies nicht in einer beliebigen Frage, sondern in einer Frage, wo es um Leben und Tod, wo es – um noch einmal Biedenkopf zu zitieren – um Aufhebung der Existenz der Gattung Mensch geht.

Wir, Bürgerinnen und Bürger der Bundesrepublik Deutschland, zusammengekommen in Neu-Ulm zu einer Volksversammlung, sprechen Ihnen, Herr Bundeskanzler Kohl, das Mißtrauen aus! Sie haben keine demokratische Glaubwürdigkeit, im Namen unseres Volkes unsere Sicherheit aufs Spiel zu setzen. Mit der Entscheidung, das atomare Rüstungspotential auf unserem Boden weiter zu vermehren, verstoßen Sie gegen Ihren Amtseid, Schaden von dem deutschen Volke zu wenden. Sie verstoßen damit gegen Artikel 2 unseres Grundgesetzes: „Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit.“ Sie verstoßen ferner gegen Artikel 26 des Grundgesetzes: „Handlungen, die geeignet sind und in der Absicht vorgenommen werden, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, insbesondere die Führung eines Angriffskrieges vorzubereiten, sind verfassungswidrig.“ Falls Sie, Herr Bundeskanzler Kohl, am 22. November einen endgültigen Beschuß über die Stationierung von Mittelstreckenraketen auf dem Territorium der Bundesrepublik Deutschland fassen werden, werde ich zusammen mit 27 Kollegen meiner Universität eine Verfassungsbeschwerde beim Bundesverfassungsgericht wegen Verstoßes gegen das Grundgesetz einbringen.

Ich gehöre zu den Zeitgenossen, die fürchten, daß Politiker zumindest so weit gehen, wie sie es klar und deutlich vorhersagen. US-Admiral La Rocque 1981: „Die militärischen Planer der USA sind überzeugt, daß es früher oder später zum Krieg zwischen den USA und der UdSSR kommen wird – und dieser Krieg wird ein nuklearer sein. Die Amerikaner gehen davon aus, daß der dritte Weltkrieg ebenso wie der erste und zweite in Europa ausgefochten wird“ (*Frankfurter Rundschau*, 29. 4. 1981). US-Verteidigungsminister Weinberger 1981 (NBC-Interview): „Es ist einfach eine Tatsache, daß – wie ungünstig und schrecklich das auch für die Welt sein würde – möglicherweise einige Kernwaffen zum Einsatz kommen könnten, im Zusammenhang mit einem Krieg, der bis zu jenem Zeitpunkt ausschließlich auf dem europäischen Schauplatz geführt worden wäre.“ Damaliger Präsidentschaftskandidat Reagan, 15. 7. 1980: „Wir werden auf anhaltende Verteidigungsausgaben hinarbeiten, die ausreichend sind..., um schließlich die Position militärischer Überlegenheit zu erreichen..., die totale militärische und technologische Überlegenheit über die Sowjetunion“ (*US News & World Report* vom 28. 7. 1980).

Freundinnen und Freunde des Friedens! Da kommt der Sprecher für Abrüstungsfragen der CDU-Fraktion, Todtenhöfer, und will uns weismachen, daß das alles nur Geschwätz sei. Nein, wir sind so realistisch, daß wir fürchten: Diese Politiker werden tun, was sie sagen. Wir sind so nüchtern, daß wir fürchten: Sie denken zumindest wirklich das, was sie aussprechen. Und keiner in der Bundesrepublik Deutschland hat mehr das Recht zu sagen: Ich habe nichts davon gewußt! Wer es wissen will, der weiß es, was auf dem Spiele steht: Ich zitiere zum dritten Male Kurt Biedenkopf: Es geht um die Aufhebung der Gattung Mensch und die Aufhebung der Natur als Ganzen.

Gestern hat Bundeskanzler Kohl behauptet, die Abschreckungsstrategie sei eine ethische Verpflichtung. Wer es ernst meint mit der Strategie der atomaren Abschreckung, muß bereit sein, den Befehl zum atomaren Holocaust, zur Vernichtung zumindest der nördlichen Erdhalbkugel zu geben. Wer nicht dazu bereit ist, dessen Abschreckung ist nicht glaubwürdig beim Gegner. Der ehemalige Verteidigungsminister der USA, McNamara, hat dieser Woche im *Spiegel* zu Recht betont: Ein Atomkrieg, begonnen mit atomaren taktischen Gefechtswaffen, verwandelt sich unabdingbar in einen weltweiten atomaren Holocaust. Als christlicher Theologe muß ich Bundeskanzler Kohl voll und ganz widersprechen. Es gibt überhaupt und schlechthin keine auch nur denkbare Situation, in der es sittlich erlaubt ist, einen Befehl zum Beginn eines atomaren Krieges zu geben. Damit widerspricht sowohl die offizielle NATO-Strategie eines Ersteinsatzes von atomaren Gefechtswaffen bei einem konventionellen Angriffskrieg wie aber auch die Abschreckungsstrategie der NATO mit atomaren Massenvernichtungsmitteln grundsätzlich sittlichen Grundsätzen: Beides ist sittlich verwerflich!

Schließen möchte ich mit einigen Zeilen aus einem Brief meines Freundes, des Bischofs Jesus Calderón von Puno am Titicacasee: „Ich habe erfahren, daß es bei Euch eine Friedensbewegung gibt, die hervorbricht aus der Wurzel, aus der Tiefe, von unten... Für mich ist dies eine frohe Botschaft, eine großartige Nachricht: Weil Ihr dasselbe sucht wie wir... Der Ausgangspunkt jedoch, denke ich, ist verschieden. Der Eurige ist eine Situation des materiellen Überflusses. Der unsere ein Nullpunkt: In einer Situation unzumutbaren Elends im Hunger entbehren wir fast völlig der Götter, die Gott für alle geschaffen hat. Ihr, wie viele Bürger der entwickelten Län-

der, übersatt an Gütern des Lebens, seid damit auf der Suche nach dem Tod. Wir dagegen sind ausgehend von unserem Glauben auf der Suche nach dem Leben, wir, die nichts haben als Not und Elend. Wir wollen das Leben verteidigen gegen den Krieg, gegen die Ungerechtigkeit, den Egoismus, die Aufrüstung. Wie Eure Bewegung fordern wir Brot statt Waffen, Freiheit statt Terror, Frieden statt Gewalt, Leben statt Tod.“

Freundinnen und Freunde des Friedens, ich bitte Sie: Laßt uns dies Verpflichtung sein: Brot statt Waffen, Freiheit statt Terror, Friede statt Gewalt, Leben statt Tod.

Maya Speth A d'Mänätscher vo de Beerdigung oiserer Mueter

Warum lönd ir d'Sunne tödlich werde,
das alles was läbt stirbt?

Warum lönd ir de Wind zum Füürsturm sich erhebe,
das d'Häuser Krematorie sind?

Warum lönd ir de Räge bedrohlich werde,
das d'Erde unbruuchbar versüücht?

Gib mer a Sunne, wo mi nöd blind macht!
Ich wett en Windsturm, wo mi nöd vertruckt!
Lass mer en Räge ohni Radioaktivität!

Jürgen-Peter Stössel

Nein, an Marx und Engels habe ich zuerst wirklich nicht gedacht. Von wegen „eine Welt zu gewinnen“. Und Proletarier war für die Mehrheit derer, die im Sommer 1983 den Beschuß gefaßt hatten, eher ein Schimpfwort. Ein Kompromiß sollte es sein zwischen Blockade und Latschdemo. Ich fürchtete freilich, es würde mehr ein Symbol der Zwietracht als der Vereinigung. Aber dann. Als ich ein Teil dieser Kette war, die dort, wo ich mit den Freunden von der Friedensinitiative Neuhausen stand, gerade erst angefangen hatte; als ich die Wärme spürte der Menschen, die von Ulm-Jungingen her massenhaft gegen meine linke Schulter drängten; als ich die Wärme weitergab an die Menschen, denen ich meine rechte Hand reichte; und als mein Arm wuchs und durch den Druck so vieler Hände stark wurde, daß er mühelos bis nach Stuttgart reichte – da hörte ich Karl und Friedrich, die sich im Hubschrauber einen Überblick verschafften, aus dem sonnigen Herbsthimmel rufen: Weiter so. Bis in die Betriebe. Dann schafft ihr es!

Jakob Moneta

Volksversammlung. Neu-Ulm, 22. Oktober 1983

Laßt mich bitte als erstes feststellen, daß wir hier alle „Abwiegler“ sind und darum auch strafrechtlich nicht belangt werden können. Keiner von uns hat die Absicht, Atomraketen zu produzieren, zu transportieren oder zu stationieren – wir sind also eindeutig für Gewaltlosigkeit. Wir sind auch gegen die Ausrüstung mit Maschinengewehren, gegen die Verwendung von Hartgummigeschossen, die zum Tode führen können, gegen den Einsatz vom CS-Gas, das Lungen-, Leber- und Nierenschäden, Hautkrebs oder Störungen im vegetativen Nervensystem verursachen kann. Niemand hier will auch Computer einsetzen, um persönliche Daten und Taten zu speichern, für alle Ewigkeit festzuhalten und sie bei geeigneten Anlässen hervorzuholen, um Bürger, die von ihren Freiheitsrechten Gebrauch machen, anzuklagen und zu verurteilen. Bundesminister Zimmermann erklärte, er verstehe unter „Abwiegler“ nur denjenigen, der „etwa eine engagierte Rede für die Gewaltlosigkeit hält“ oder versucht, „einem Gewalttäter seine Waffe zu entreißen und zu entringen“. Genau das versuchen wir hier alle zu tun!

Diesen Gewalttätern ihre Waffen zu entreißen, kann letzten Endes nur denen gelingen, die über die Macht verfügen, Waffen zu erfinden, Waffen herzustellen, Waffen zu transportieren und zu installieren, und die dazu erzogen werden, Waffen als Soldaten einzusetzen.

Wenn der Deutsche Gewerkschaftsbund fordert, unter Beteiligung der Gewerkschaften Alternativen zur Rüstungsproduktion in den betroffenen Betrieben zu erschaffen und zu erproben, dann will er denen, die gezwungen sind, ihre Arbeitskraft in der Rüstungsindustrie zu verkaufen, die Angst vor dem Verlust ihres Arbeitsplatzes nehmen. Nur wenn wir ihnen diese Angst nehmen, werden sie bereit sein, auf Friedensproduktion umzurüsten oder zumindest darauf zu drängen, daß die Fabrikherren es tun.

Wenn die Gewerkschaften für die Verteilung der Arbeit auf alle durch eine erhebliche Verringerung der Arbeitszeit eintreten, um der Massenarbeitslosigkeit entgegenzuwirken, dann entziehen sie denen die Argumente, die Rüstung als Mittel der Arbeitsbeschaffung oder Arbeitsplatzerhaltung preisen.

Wenn die Gewerkschaften sich gegen den Raub am Sozialhaushalt wehren, dann nehmen sie den Regierenden die Mittel, den Rüstungshaushalt noch mehr aufzustocken.

Wenn Werftarbeiter aus Furcht, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, ihre Betriebe besetzen, dann signalisieren sie der Bonner Regierung, daß sie nicht Atomraketen für ihre Sicherheit brauchen, sondern Arbeitsplätze, die ihre Existenz und die ihrer Familien und Kinder absichern.

Es gibt also einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der sozialen Frage und der „Menschheitsfrage“, der Gefahr eines atomaren Holocausts.

Der Kampf gegen die Auswirkungen der Krise entzieht Reaktionen von Angst, von Hysterie, die Wellen von Chauvinismus auslösen können, auch psychologisch den Boden. Wie sonst will man erklären, daß es Mrs. Thatcher gelungen ist, Kriegsbegeisterung zur Verteidigung der Freiheit und Demokratie von zwei Millionen Schafen, den wesentlichen Bewohnern der Falkland-Inseln, hochzupreisen!

Die Gewerkschaften waren in ihrer langen Geschichte durchaus nicht immer ein In-

strument des Friedens. Im ersten Weltkrieg haben sie in ihrer Mehrheit sich für die nationalen imperialistischen Interessen ihres jeweiligen Vaterlandes einfangen lassen, für das sie gegeneinander einen „Verteidigungskrieg“ führten. Aber gab es in Deutschland nicht auch die betrieblichen Gewerkschaftsfunktionäre des Deutschen Metallarbeiterverbandes, die revolutionären Obleute, die dreimal mit einer Massenstreikbewegung gegen imperialistischen Krieg angerannt sind? Richard Müller, der bedeutendste ihrer Sprecher und spätere Vorsitzende des „Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte“, ist sogar eine Zeitlang Chefredakteur des offiziellen Organs der Metallergewerkschaft gewesen.

Als der zweite Weltkrieg ausbrauch, waren die deutschen Gewerkschaften bereits zerschlagen – unter dem Beifall derer, die eine Neuauftteilung der Welt zugunsten deutscher Wirtschaftsinteressen anstrebten und darum den Hauptkriegstreiber Adolf Hitler an die Macht brachten. Ist es nur Zufall, daß auch heute noch die „Bundesvereinigung deutscher Arbeitgeberverbände“ die Aufforderung des DGB, am 5. Oktober fünf Minuten lang die Arbeit zu unterbrechen, um für den Frieden zu demonstrieren, einen Verstoß gegen geltendes Recht nannte? Und haben sie nicht alle ihre Macht als die „Herren im Hause“ spüren lassen, die Belegschaften unter Druck gesetzt, sie bedroht, wenn sie den Aufruf des DGB befolgen wollten?

Atomraketen, Waffenproduktion sind für diese Herren wohl allemal Rechtens und legal. Aber die Arbeit niederlegen, um für Frieden zu demonstrieren, da sagen sie: „Nein, danke!“

Nach dem zweiten Weltkrieg gab es eine Periode, in der Gewerkschaften und Sozialdemokraten an der Spitze der Bewegung gegen die Remilitarisierung und gegen den „Atomtod“ standen. Aber als sie dann eine Wendung um 180 Grad vollzogen, als sie auf die NATO-Linie einschwenkten, entwickelte sich die selbständige Ostermarschbewegung. Immer noch aber gab es innerhalb der Gewerkschaften Auseinandersetzungen über Aufrüstung, Bundeswehr und NATO.

Nach dem Entstehen der autonomen Massenfriedensbewegung schien zunächst die Kluft zwischen ihr und den Gewerkschaften unüberbrückbar. Erst nachdem Hunderttausende Gewerkschafter, vor allem Jugendliche, an Friedensdemonstrationen teilnahmen, vor denen sie von ihrer Führung gewarnt worden waren, setzte ein Umdecksungsprozeß auch in einem Teil der Führung ein.

Wir sollten begrüßen, daß inzwischen viele Zehntausende Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter an Friedensdemonstrationen, an Ostermarschen, an Blockaden, an der Bildung von Menschenketten beteiligt sind, daß die Kluft zwischen der autonomen Friedensbewegung und Gewerkschaften sich verringert. Noch vor wenigen Monaten hätte sich niemand die symbolische Aktion einer fünf Minuten dauernden Arbeitsniederlegung durch die 17 Gewerkschaften des DGB auch nur vorstellen können. Damit ist ein Anfang gemacht, das Bewußtsein für die Notwendigkeit zu wecken, mit eigenen gewerkschaftlichen Methoden einen Beitrag im Kampf gegen Aufrüstung zu leisten. Nichts wirkt überzeugender als die eigene Aktion. Wie immer der Widerstand gegen die Stationierung der Atomraketen ausgehen wird, der Kampf gegen die soziale Abrüstung und die militärische Aufrüstung wird weitergehen. Und ebenso wie heute Hunderttausende aus den Reihen der Gewerkschaftsbewegung auf der Seite der Friedensbewegung stehen, wird die Friedensbewegung sich mobilisieren müssen, um die Gewerkschaften zu unterstützen in ihren sozialen Kämpfen, deren Verschärfung im kommenden Jahr unvermeidlich ist.

Wenn die deutsche Arbeiterklasse gelernt haben wird, mit ihren eigenen gewerkschaftlichen Waffen, mit Arbeitsniederlegung, den verschiedensten Formen von Streik, mit Betriebsbesetzungen gegen die Senkung ihrer Einkommen, gegen Arbeitslosigkeit, gegen Sozialabbau zu kämpfen, dann wird sie ihre in der Praxis erworbenen Kenntnisse und Methoden auch in den Kampf der Friedensbewegung einbringen.

Wenn die Friedensbewegung ihre Unabhängigkeit bewahrt, sich parteipolitisch von niemand vereinnahmen läßt, mit der Friedensbewegung aller Länder – auch der des Warschauer Paktes – zusammenarbeitet, wenn sie einer Vielfalt von Positionen Raum gibt, wenn die Gewerkschaften und die Friedensbewegung die militärische Regel begreifen werden, daß auch da, wo sie getrennt marschieren müssen, sie sowohl auf dem sozialen Feld wie auf dem des Friedenskampfes vereint schlagen müssen, dann haben wir die Chance, durch unsere Aktion jegliche Art von Rüstung zu verhindern und diese Welt sozial zu verändern.

Der „Möchtegern“-Propagandaminister Geißler beschimpft uns als die „Fünfte Kolonne“ – also als Agenten Moskaus. Mag er sich noch so sehr anstrengen, er wird den großen Verleumder Goebbels niemals erreichen. Das liegt nicht an ihm, sondern daran, daß wir eine mächtige autonome Friedensbewegung haben, starke Gewerkschaften und politische Parteien, die nicht mundtot sind wie im Dritten Reich, die sich wehren können und wehren werden!

Neu-Ulm, 22. Oktober

Ich trage die in ihrer graphischen Gestaltung unübersichtliche Plakette der VVN. Neugierig schaut eine junge Frau nach meinem Rockaufschlag und sagt im Vorübergehen zu ihrem Begleiter:

„Das hätt' ich jetzt lesen mögen, was da draufsteht.“

Ich gehe ihr ein paar Schritte nach: „Wenn ich richtig gehört habe, möchten Sie die Aufschrift meiner Plakette lesen. Bitte!“

Sie ist überhaupt nicht verlegen, liest: „Nie wieder Faschismus – Nie wieder Krieg! Keine neuen Atomraketen! VVN – Bund der Antifaschisten.“ Und sie sagt: „Das ist prima, da gehören wir ja zusammen.“

Zwei Polizisten hinter der Barriere am Blockadeplatz: „Des mußt ihnen lassn, saubere Weiber ham's. Und blöd san die net, i hob heit mit zwoa gredt. Die habn mindestens mittlere Reife oder Abitur.“ Der andere nach einer Pause: „Dann derfst zu dena au net Weiber sagn. Des san scho Damen.“

Der Pfarrer von Jungingen reagierte zurückhaltend, als er gebeten wurde, die Friedensdemonstranten zu begrüßen. Was würde da auf seine Gemeinde zukommen in Gestalt dieser Masseninvasion für die Menschenkette?

Chaoten und das Chaos, wie die Zeitung schrieb? So ging er am Morgen durch die Reihen, schaute in die Gesichter, las die Transparente, mischte sich da und dort ins Gespräch. Als die Auftaktkundgebung begann, hatte er genug gesehen und gehört. Er stand dann als erster am Mikrofon, um die Gäste aus München zu begrüßen und ihnen Erfolg zu wünschen, für die 108 Kilometer lange Kette zwischen Neu-Ulm und Stuttgart.

Jo Ann

Volksversammlung. Neu-Ulm, 22. Oktober 1983

Ihr seid heute zusammengekommen, um eine Menschenkette aus vielen hunderttausend Gliedern zu bilden. Mit Liedern und Spruchbändern gebt ihr hier vor den Wiley-Barracks eurem festen Willen Ausdruck, eine Welt des Friedens zu schaffen. Ihr wollt eure eigene Geschichte schreiben. Darum habt ihr euch als eine mächtige Bewegung organisiert und ruft der Welt euer Recht auf Leben zu. Ebenso energisch unterstützt ihr das Recht aller Befreiungsbewegungen, ihre Völker zu befreien. Euer Kampf gilt dem Frieden.

Auch unser Kampf gilt dem Frieden. Wir Filipinos, ein Volk von 52 Millionen Menschen, leben seit Jahrzehnten in einem Staat, der offiziell als Republik bezeichnet wird. Angeblich sind wir eine freie, demokratische und unabhängige Nation. Wir besitzen eine Verfassung, wir haben unsere eigene Flagge.

Trotzdem machen sich in unserem Land fünf große Militärstützpunkte breit, die der Regierung der Vereinigten Staaten gehören und von ihr als ein „Staat im Staate“ geführt werden. Dazu gehört der Marinestützpunkt Subic Naval Base, der größte amerikanische Marinestützpunkt außerhalb der Vereinigten Staaten. Dazu gehört Clark Air Field, das Zentrum des 13. Luftgeschwaders der US-Streitkräfte. Sein Einsatzbereich erstreckt sich von Taiwan und dem Westpazifik über Diego Garcia im Indischen Ozean bis zum Nahen Osten und die Ostküste von Afrika. Wie Frankfurt am Main auf der Ostroute so ist Clark auf der Westroute logistisches Bindeglied für alle militärischen Flug- und Truppenbewegungen der USA in den Nahen Osten.

Clark und Subic haben in den verschiedenen Kriegen der USA zentrale Rollen gespielt. Sie versorgten die amerikanischen Streitkräfte in Korea, China und Thailand. Auf der Höhe des schändlichen Vietnamkriegs verließen 39 US-Militärtransporter täglich die philippinischen Gewässer. Ebenso 1979, während der Iran-Krise. Heute existieren Pläne, diese Stützpunkte als Versorgungseinheiten für Israel zu benutzen, falls ein weiterer arabisch-israelischer Krieg ausbricht. Und schließlich werden sie als Sprungbrett für künftige militärische Eingriffe der USA in Korea, dem Persischen Golf, Nahen Osten und Afrika einkalkuliert.

Und doch ist keines dieser Länder unser Feind. Bis zum heutigen Tage kennt unser Land keine Feinde. Aber unser Land und unsere Arbeitskraft dienen dazu, Krieg gegen diese Völker zu führen. Heute heißt es, daß sowjetische Raketen auf die Philippinen gerichtet sind, nicht weil unser Volk den Sowjetvölkern Böses zufügt, sondern weil an unseren Küsten amerikanische Stützpunkte eine riesige U-Boot-Abwehr und hochentwickelte Befehls-, Kontroll-, Kommunikations- und Geheimdienstzentralen beherbergen. Die US-Regierung hat das Recht, dort Cruise-Missiles und Pershing II zu stationieren, ohne davon die philippinische Regierung zu informieren. Dies wurde im Vertrag vom 1. Juni dieses Jahres bestätigt. Der Stabschef der philippinischen Streitkräfte mußte zugeben, daß er nicht weiß, ob heute Raketen in diesen Stützpunkten lagern.

Aber die Marcos-Regierung interessiert nichts weniger als das. Das Regime hat sehr wohl verstanden, daß US-amerikanische Militärmacht eben jene Marionetten-Regime schützt, die ihre multinationalen Konzerne schützen.

Die US-Regierung hat das Marcos-Regime nicht enttäuscht. Seit Jahren schon werden Offiziere der philippinischen Streitkräfte in West Point ausgebildet.

Seit Jahren schon werden in Fort Bragg in den USA philippinische Offiziere in die Kunst der Verhörtaktiken – wir nennen es Folter – eingeführt. Die Luftstreitkräfte von Clark Air Base haben die philippinische Armee mit Aufnahmen von Guerrilla-gebieten versorgt. Erst vor kurzem unternahmen philippinische und amerikanische Einheiten, die mit Amphibienfahrzeugen und Raketenwerfern ausgerüstet waren, gemeinsame Manöver. Damit sollten Regierungstruppen in Angriffs- und Verteidigungstaktiken geübt werden. Zur Zeit unterrichten US-Militärberater Regierungseinheiten in Öffentlichkeitsarbeit und Nachrichtenwesen, die später zum Angriff gegen den organisierten Widerstand in den ländlichen Provinzen geschickt werden. *All dies ist gegen das philippinische Volk gerichtet.*

Wie frei also sind wir als Nation? Welche Souveränität hat ein Land, wo die Macht in den Händen solcher Führer liegt, die nach der Pfeife einer ausländischen Militärmacht tanzen?

Unser Volk kämpft um seine Freiheit von der Diktatur. Aus diesem Kampf ist eine Bewegung erwachsen, mit dem Ziel, die Industrie zu nationalisieren und Landeigentum zu demokratisieren. Die Befreiungsbewegung ist sehr aktiv, organisiert und vereint durch ein gemeinsames Programm.

Diese Massenbewegung kann heute mit der aktiven Unterstützung von mehr als zehn Millionen Filipinos rechnen. Diese Bewegung hat eine breite demokratische Allianz von Gruppen, Parteien, Organisationen und einzelnen hervorgebracht, zusammengeschweißt im Willen, das Volk zur Befreiung zu führen. An einer ihrer Fronten kämpft die Anti-Basen-Koalition gegen eine US-Intervention in unserem Lande und in anderen Ländern der Erde.

Unser Volk kämpft für den Aufbau einer neuen Welt. Wir träumen von einem Leben, in dem unsere Kinder sich nicht mehr vom Hunger getrieben als Prostituierte für 2 Dollar an Touristen verkaufen müssen. In dem Frauen nicht mehr den Fötus ihrer abgetriebenen Kinder über den Zaun der amerikanischen Stützpunkte werfen, in Ohnmacht und Zorn gegen die US-Soldaten, die die Väter dieser zurückgewiesenen Frucht ihres Leibes sind. In dem Ärzte und Rechtsanwälte, Poeten und Priester, jung und alt, Frauen und Männer, heilen und beraten, schreiben und beten, leben und sterben, singen und lieben, wie sie es wollen. Nachdem wir unser Land mit Blut und Rosen gesäubert haben, nachdem wir es von der Gewalt befreit haben, die uns als Menschen zerstört, reichen wir unsere Hände euch, die ihr hier eure Hände zu einer Menschenkette streckt. Dann können wir, Deutsche und Filipinos, Asiaten, Europäer und alle Völker der Erde, zusammen die Geschichte des Friedens schreiben.

Ute Michalski

Am Sonntag davor hält der Soliner Pfarrer von der Kanzel herab eine Laudatio für die Aufrüstung. Brigitte S., Strauß-Fan und praktizierende Katholikin, war bedrückt. „Wenn ihr nach Ulm fahrt“, sagte sie, „läßt mir eure Kinder da!“ „Das ist doch nichts“, sagte Werner Sch.-F. (Architekt). „Da kommt doch niemand. Das ist viel zu unbequem für die meisten, die auch für den Frieden sind. Ich würde Kerzen in die Fenster stellen oder vorschlagen, daß alle mal einen Abend aufs Fernsehen verzichten.“ (An der Wasserspülung ziehen usw.)

Er lehnt sich zurück und doziert langsam: „Der wahre Friede fängt im kleinen an – im Kreise der Familie.“

In der Nacht vor der Fahrt hatte ich einen Traum: Tilman und ich waren aufgestanden – es war noch dunkel draußen. Wir zogen uns für die rauhe Schwäbische Alb warm an. Als wir aus dem Küchenfenster auf die Hochhäuser gegenüber schauten, waren diese hell erleuchtet. Überall brannte Licht – alle rüsteten sich für Neu-Ulm! Als wir am Samstagmorgen, sechs Uhr, dann wirklich hinüberschauten, standen sie da: dunkle Kästen, mit dunklen Fensterhöhlen – kein Hoffnungslichtlein zeigte sich. Wir waren allein. Das heißt zu viert, Heike und Dieter M. (Kinderpsychotherapeutin und Geschäftsführer einer Anlagefirma) waren auch dabei. Wir gehörten keiner Friedensgruppe an, die Fahrkarten hatten wir uns in einem schwabinger Buchladen besorgt. „Wann es zurück geht?“ – „Open end“, war die Antwort. Wir beschlossen daraufhin, die Kinder nicht mitzunehmen.

Unten an der Haustür trafen wir auf Helga S. (Fotografin), die sich zu ihrem Bus von „Rathausleuten“ auf den Weg machte.

Im zweiten Stock brannte Licht im Bad von Angie M. (Ärztin), sie fuhr erst eine halbe Stunde später vom Königsplatz – im Bus der Strafverteidiger. Von den sechs Parteien unseres Hauses waren drei auf dem Weg nach Jungingen. Dort trafen wir auch unsere Hausbesitzerin, Frau Dr. Marianne R. – Wir haben ein friedliches Haus.

Die halbbesetzten Busse am Bahnhofsplatz waren nicht für uns bestimmt. „Ihr müßt verstehen, daß wir die Busse erst mit den Mitgliedern unserer Friedensgruppe füllen – wenn dann noch Platz ist, könnt ihr auch reinkommen!“ Nach der fünften Absage und guten Ratschlägen „Habt Vertrauen, ihr kommt bestimmt alle mit!“, entwickelten wir mit einem Dutzend weiterer Abgewiesener den Plan, die neuankommenden Busse noch vor dem Bahnhofsplatz zu kapern. Der erste Versuch mißlang. Der Cerberus an der Tür hatte ein scharfes Auge, wer zu seiner Truppe gehörte und wer nicht. Beim zweiten Mal gelang es „Maxvorstadt“, „Maxvorstadt einsteigen!“ „Seid ihr Maxvorstadt?“ Lächelnd bejahten wir und gehörten ab da zu den „lustigen Maxvorstadtlern“ mit ihrer himmelblauen Fahne und der weißen Taube drauf. Sie gruppierte sich um den Illustrator Ali M. Bis zum grauemelierten Schnauzer war er eingewickelt in einen gestreiften Schal – bunt wie seine Kinderbücher. Um uns herum lauter Jungzwanziger – scheinbar aus einem Studentenheim. In großen blauen Müllsäcken hatten sie ihre Verpflegungspakete mit. Uns überholten Busse aus Ebersberg, Pfarrkirchen und Traunstein. Geschrei und Gewinke hinüber und herüber. Am Menzinger Kreisel sammelte sich die Motorradgang „Kuhle Wampe“ – die heißen Öfen taubengeschmückt.

Vorne im Bus Mandolinenklänge, Zeitungen rascheln, Gekicher, Schokolade wird rumgereicht.

„Hinsetzen! I mog wegn solche wie euch net mei Lizenz verliern!“ bellt der Busfahrer durchs Mikrophon.

Wie angenehm ist da die warme Hand meines kleinen Kettennachbarn auf der fröstigen Alb.

„Das mir gerade auch andere Seite sagen!“, lacht er, und man erkennt den Italiener.

Der warme Händedruck geht weiter.

Tilman Michalski

Zugegeben, noch in der Früh um 5.30 Uhr, als der Wecker läutete, war ich mir meiner Teilnahme immer noch nicht sicher, hatte noch die Fragen meiner Freunde im Ohr, ob man nicht „Effektiveres“ für den Frieden leisten könne, als händchendhaltend in der Landschaft zu stehen... Dann diese unbehagliche Vorstellung, es könnte zu Ausschreitungen kommen, irgendwer würde durchdrehen, die Aufforderungen seitens der Polizei nicht rechtzeitig befolgen (was zieht man da am besten an?) etc.

Kaum hatte ich mit meiner Frau den Bus verlassen, waren alle diese Phantasien wie fortgeblasen. Ganz selbstverständlich wurde man von dem unendlichen Menschenstrom aufgenommen und mitgerissen, der sich zielstrebig von der Bushaltestelle Richtung Jungingen bewegte. Fast hätte man glauben können, man nehme an einer flott marschierenden Fronleichnamsprozession übers Land teil, mit all den bunten, flatternden Tüchern und Fahnen, den singenden Gruppen – selbst der festlich stimmende blaue Himmel fehlte nicht.

Ich weiß nicht, wie das übertragbar ist, kann's mir nicht erklären und erlebe voller Staunen den geradezu liebevollen, fürsorglichen Umgang miteinander – keine Sekunde kommt mir der Gedanke an Politik, die vielen Reden der vergangenen Tage, die Mutmaßungen und Prognosen der verschiedenen politischen Gruppen. Heitere Gelassenheit herrscht auf dem Dorfplatz, wo man sich sammelt und dem Kulturprogramm, den Reden zuhört oder flanierend das Dörfchen umrundet. Alle diese Menschen, die von Friedenssehnsucht zusammengeführt wurden, sämtliche Generationen, Berufe, alle bekannten Gesichter, die ich auf dem Dorfplatz sehe, die gehören also alle, alle zu dieser kleinen, radikalen Minderheit in unserem Lande.

Jedem einzelnen möchte ich am liebsten die Hand schütteln, jeden umarmen: „Auch du?“ ... und am liebsten „Danke!“ sagen, daß er gekommen ist.

Als wir kurz nach zwölf Uhr in Grüppchen in die uns zugewiesene Richtung ziehen, um die Kette zu bilden, glaube ich immer noch nicht ans Zustandekommen dieser 108 Kilometer. Aber ich tröste mich mit dem Gedanken, daß wir etliche Kilometer zusammenbringen werden: Eine eindrucksvolle Demonstration immerhin!

Plötzlich stecken wir im Stau, nichts geht mehr: Das andere Ende der Kette, das uns aus Ulm entgegenkommen sollte, trifft bereits auf unseren Kettenanfang, die Kette ist geschlossen! Mit Hunderten bilden wir – ein riesiges Feld Wintergerste einrahmend – eine neue Kette in der Menschenkette. Das geht alles so selbstverständlich, gleichsam automatisch, als wäre es eine sehr gut einstudierte, hundertmal geübte Sache. Vor uns, neben uns, so weit das Auge reicht, hügelauf und hügelab eine unendliche Figurensilhouette, von farbigen Transparenten unterbrochen. Auf dieses Bild war ich nicht vorbereitet, ich hatte mir nicht vorstellen können, daß eine Idee, ein Gedanke in so vollkommener Schönheit, atemberaubender Ästhetik sichtbar gemacht werden könnte.

Was für mich bleibt, wird die Erinnerung an dieses Bild und an den Moment sein, wo alle Skepsis überwunden war, als wir uns alle an den Händen faßten und schweigend auf das Glockenläuten von Jungingen warteten.

Ich bin ein Teil dieser Menschenkette gewesen, war für einen winzigen Augenblick verbunden mit vielen tausend gleichen Gedanken, Hoffnungen und Wünschen. Diese Gewißheit hat mich verändert und – über den Tag hinaus – froh gemacht.

Oskar Neumann

Volksversammlung. Neu-Ulm, 22. Oktober 1983

In Vorankündigungen dieser Veranstaltung bin ich wegen meiner KZ-Haft unter Hitler und meiner Verurteilung zu drei Jahren Gefängnis während der Adenauer-Ära als Sprecher für den Bereich „Betroffene“ vorgestellt worden – aber ich bin hier in der Überzeugung: Wir alle sind gleichermaßen betroffen von der geplanten Raketenstationierung, die unser Land zur Startrampe des atomaren Ersteinsatzes und damit zum Selbstmordvorfeld der USA macht. Das gilt für die, die in dieser Friedensbewegung stehen, die mit uns blockieren und demonstrieren, und auch für die, die wir noch gewinnen müssen zum gemeinsamen Widerstand fürs Überleben. Ja, zum Widerstand. Wer Widerstand will, so wurde gesagt, der verkenne den Unterschied zwischen der Bundesrepublik und der Naziherrschaft.

Ich komme aus dem Widerstand gegen Hitler und seinen Krieg – stand der erst dann auf der Tagesordnung, als der faschistische Terror staatlich etabliert, als die Kriegsvorbereitungen abgeschlossen waren? Um Erfolg zu haben, mußten wir damals wie heute zwei Voraussetzungen erfüllen: rechtzeitig handeln, und es gemeinsam tun. Statt dessen haben wir damals gezögert, und wir haben solange die Unterschiede zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, Gewerkschaftern und Christen, Marxisten und Pazifisten nach vorne geschoben, bis wir in den Konzentrationslagern vor der SS standen: nun ohne Unterschied, in einer Reihe.

Daran mußte ich denken, als es vor vier Monaten bei unserer ersten Zusammenkunft zur Vorbereitung dieser Aktionswoche für den Frieden manchem schwer fiel, den anderen zu verstehen. Da schien den einen die hundert Kilometer lange Menschenkette eine Illusion – aber miteinander haben wir sie geschafft! Da wurden die Blockade in Neu-Ulm und die Demonstration in Stuttgart gegeneinander ausgespielt – aber gemeinsam haben wir beides zum Erfolg geführt! Einige dachten damals, diese Bewegung würde ihren Weg leichter finden ohne Kommunisten – aber inzwischen hat uns der Gegner vor Augen geführt, was er sich von solcher „Abgrenzung“ verspricht: Da sollen die Pazifisten als die Schuldigen an Auschwitz dastehen; da sollen die Grünen als „Organisatoren des Chaos“ nicht zur Demokratie gehören; da ist schon der DGB verdächtig wegen des „Schulterschlusses mit der DKP“; und da sind die Sozialdemokraten wieder einmal ein „Sicherheitsrisiko“ als „Moskaus fünfte Kolonne“. Das könnte den Geißler & Co. so passen: daß wir uns solange von einander abgrenzen, bis wir uns von der Friedensbewegung als Ganzem distanzieren – und das Geschäft der Raketenstationierer würde blühen!

Unsere Situation zwingt uns förmlich zur Gemeinsamkeit: So wenig die Pershing II oder die SS 20 eine Suchnase haben, um politische Freunde oder Feinde zu unterscheiden, so wenig Unterschiede zwischen Grünen oder Roten oder Violetten machen heute schon die Hochrüstungspolitiker bei ihrem Versuch, diese Friedensbewegung als den „inneren Feind“ genauso zu verteufeln, wie sie es gegenüber dem „äußeren Feind“ als der „Inkarnation des Bösen“ tun. Sie brauchen das – die absolute Waffe erfordert den absoluten Feind! Und wo fänden sich diese Feindbilder gerade hierzulande passender vorfabriziert als in den Arsenalen des Faschismus?

Nach seiner Methode hat man versucht, den Krefelder Appell ins staatsfeindliche Abseits zu stellen und damit der Bewegung ihre breite politische Plattform zu entziehen. Das ist mißlungen – fünf Millionen Bundesbürger haben den Krefelder Ap-

pell unterschrieben. Je offensichtlicher sich die Regierung in Widerspruch zum Volkswillen setzt, desto mehr verketzert sie uns wieder einmal als Gewalttäter, ja Terroristen – als wüßten wir nicht aus eigener Erfahrung, daß Gewalt und Terror allemal die Methoden des aggressiven Militarismus sind: von bestellten Attentaten auf Kaiser Wilhelm über die Fememorde der Weimarer Zeit bis zur Blutlinie des internationalen Faschismus, der Mörder von Thälmann und Allende, der Geschwister Scholl und Martin Luther King. Dieser Ungeist kommt wieder hoch, wenn Innenminister Zimmermann den Traditionsverband der SS, die Hiag, jetzt salonfähig machen will; wenn CSU-Generalsekretär Wiesheu unseren KZ-Kameraden Bernt Engelman, den Vorsitzenden des VS in der IG Druck und Papier, als Anführer einer „Reichsschrifttumskammer“ diffamiert, und das allein wegen seines konsequenten Engagements für friedliche Koexistenz, gegen noch mehr Atomraketen; wenn Strauß die Kunst – wie gehabt – von „Entartung“ säubern will; und Kultusminister Maier den Lehrern verbietet den antifaschistischen Widerstand der „Weißen Rose“ im Friedensunterricht als beispielhafte Haltung für heute zu behandeln und Reden des Präsidenten Reagan mit Hitler-Reden zu vergleichen. Warum eigentlich? Man könnte dabei ja auch auf Unterschiede zu sprechen kommen.

Der Unterschied, auf den es dabei vor allen ankommt, ist der: Hitlers Krieg hat 50 Millionen Menschenleben gekostet; das heutige Wettrüsten kostet schon in jedem Vorkriegsjahr mehr Todesopfer durch Hunger und Umweltzerstörung, und es stellt unsere Generation vor die Entscheidung, entweder die letzte zu sein oder den Fortbestand der Menschheit zu sichern.

Das bedingt die neue Qualität unseres Widerstands. In den Gefängnissen, in den Konzentrationslagern des Faschismus, machte es einen Sinn, daß wir Widerstand geleisteten in der Erwartung der militärischen Niederlage Hitlers, bis zu unserer Befreiung. Als ich unter Adenauer wieder zu drei Jahren Gefängnis verurteilt war wegen meiner antimilitaristischen Aktivität für die Volksbefragung, konnte ich mich noch während der Haftzeit damit trösten, daß aus der atomaren Bewaffnung der Bundeswehr, aus ihrer geplanten Rolle, „Zünder zu sein für die große Explosion“, zunächst einmal nichts geworden war.

Heute liegen die Dinge so: Die auf den Sieg im 3. Weltkrieg spekulieren, haben *unseren Untergang* von vornherein eingeplant. Also muß sich unser Widerstand dagegen richten, daß dieser Krieg jemals Wirklichkeit werden kann, ja, daß dieser Krieg von unserem Boden ausgeht: Denn *dafür* ist die Stationierung der Pershing II und der Marschflugkörper geplant – ausdrücklich, so der Berater des Präsidenten für Abrüstungsfragen, Colin S. Gray, ohne Rücksicht darauf, ob die Sowjetunion ihre letzte SS 20 verschrottet oder nicht, ausdrücklich für die „Freiheit“ der USA „zu einem offensiven Atomschlag“.

Damit wird die Verhinderung der Pershing II und der Cruise-Missiles auf unserem Boden zur Schlüsselfrage der von uns geforderten Abrüstung in West und Ost; zur Schlüsselfrage unserer Sicherheit, die nur in einem atomwaffenfreien Europa zu finden ist; zur Schlüsselfrage auf den Weg zu einer Welt ohne Waffen und ohne Kriege.

Das möchten wir, alte Antifaschisten und Kriegsgegner, mit euch, den Jungen, gemeinsam verwirklichen und so den Schwur der Befreiten von Buchenwald einlösen: Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg! Darum: Keine neuen Atomraketen!

Carl Friedrich von Weizsäcker

„Ich sehe heute keine andere rechtfertigbare Entscheidung, als daß wir einen Beschuß, den wir aus rein militärischen Gründen nie hätten fassen sollen, jetzt rückgängig machen und unsere Zustimmung zur Landstationierung der Pershing II verweigern.“

Das einzige plausible Argument, das heute für die Zustimmung zur Landstationierung vorgebracht wird, ist bündnispolitisch. Man fürchtet andernfalls eine Krise der NATO, eine Entfremdung von Amerika. Eine Verstimmung wird unvermeidlich sein.

Ich meine aber, wir sollten die offene Auseinandersetzung mit der momentan herrschenden amerikanischen Militärdoktrin in voller Loyalität zum Verbündeten riskieren. Wird eine Weltmacht, die ihren Hegemoniekampf so entschieden führt wie heute die Vereinigten Staaten, einen ihrer wichtigsten Verbündeten verstoßen, wenn er selbst sie nicht verlassen will – und das nur, weil er einen Fehlentscheid zu korrigieren entschlossen ist?“

(„Über den Mut, sich zur eigenen Angst zu bekennen“, Süddeutsche Zeitung vom 19./20. November 1983)

Schwäbische Alb, 22. Oktober 1983

Ein Alter mit Bart auf einem Feldweg zwischen Beimerstetten und Dornstadt: „Do kommet her, Leit, greifet zu. Des Johr hot's an Haufe Obst, do langet zu, scheene Äpfel und Birne.“ Der Alte, ein Bauer, hatte Steigen mit „seim Wägele“ hergefahren, zur Kette. „Ond“, sagte er immer wieder, „machet bloß weiter. Et aufhöre, machet weiter, gell! Kommet her, Leit, greifet zua! Des Johr hot's an Haufe Obst, langet no zua, und machet weiter.“

Eine Ulmerin, die den Bombenangriff am 17. Dezember 1944 mitgemacht hatte, am Abend vor der Kette auf der Alb: „I bin ja gspannt, wie viele kommet. Helfa tut's ja doch net. De Reiche ond d' Politiker machet doch, was se wellet, ond's Volk muaß es ausbade.“

Am nächsten Tag nach den ersten Meldungen über die Kette: „Ond i sag's, wenn jetzt die Regierung emmer no für die Raketa isch, dann soll se der Teufel hole. Wenn bloß d' Arbeiter aufwache tätet. Alle miteinand! Des sag i, aber i han ja nix zom sage, mi froget se ja net, d' Politiker.“

Christian Götz

Gegen die „Wende nach rechts“

Frankfurter Buchmesse, 1983

I

Ich freue mich ganz besonders darüber, daß es mir nach einigen Jahren wieder einmal möglich ist, an dem „Anti-Empfang“ unserer Organisation zur Frankfurter Buchmesse teilzunehmen. Zunächst übermittelte ich allen Gästen sowie Kolleginnen und Kollegen die Grüße des Geschäftsführenden Hauptvorstandes. Außerdem möchte ich gleich zu Beginn nicht versäumen, mich bei den vielen Mitstreitern zu bedanken, die zur Vorbereitung unserer heutigen Veranstaltung und den weiteren Aktivitäten zur Buchmesse beigetragen haben.

Die Mitglieder der *HBV-Fachgruppen „Buchhandel und Verlage“* leisten mit ihrem „Anti-Empfang“ und insbesondere der Verleihung des „Kriegspreises“, die haarnackig in die aktuellen politischen Auseinandersetzungen paßt, schon seit Jahren einen nicht zu unterschätzenden Beitrag gegen eine Entwicklung, die wir heute als „Wende nach rechts“ umschreiben.

Als Dieter Gröpel und ich uns im August (vor meinem Urlaub) über meine heutige Mitwirkung abstimmten, haben wir uns auf den angekündigten Beitrag „Gewerkschaften gegen die Wende nach rechts“ verständigt. Ich will gar nicht verschweigen, daß ich mir damals noch nicht ganz klar darüber war, wie ich das Thema am besten inhaltlich ausfülle. Nach meiner Einschätzung hat mir die weitere politische Entwicklung eine unmißverständliche Antwort gegeben:

Wer in meiner gewerkschaftlichen Funktion 10 Tage nach den „Mahnminuten für den Frieden“ des DGB und weniger als 48 Stunden vor dem Beginn einer für unser Land entscheidenden „Aktionswoche“ im Rahmen einer Veranstaltung wie der heutigen referiert, braucht nach den „Stichworten“ wahrlich nicht lange zu suchen. Sie lauten:

- Hochrüstung
- Sozialabbau

– Antworten der Friedens- und Gewerkschaftsbewegung.

Auf diese Schwerpunkte will ich mich – auch mit Rücksicht auf meinen Nachredner, den Kollegen Kühnl, weitgehend beschränken.

II

Daß Hochrüstung und Sozialabbau zentrale Elemente der „Wende“-Politik darstellen, ist in diesem Kreis sicherlich völlig umstritten. Andererseits machen sie nicht allein die an „Drall“ ständig gewinnende Entwicklung nach rechts aus. Deshalb läßt mich, bevor ich auf die genannten „Schwerpunkte“ eingehe, drei grundsätzliche Feststellungen zur „Wende nach rechts“ vorausschicken:

Erste Feststellung: Die veränderte politische Konstellation kam nicht über Nacht. Die „Wende“ begann auch nicht erst mit dem Bonner Regierungswechsel im Herbst 1982. Dabei handelt es sich vielmehr um das bisher schwerwiegendste Ergebnis dieses politischen Prozesses.

So wird über die „Tendenzwende“ seit vielen Jahren in der Bundesrepublik philosophiert und gestritten. Die CDU/CSU stellte 1980 – angeführt von der Symbolfigur Franz Josef Strauß – ihren Bundestagswahlkampf unter die provozierende Parole „*Freiheit statt Sozialismus*“. Die Arbeitgeber agitieren in regelmäßigen Intervallen mit „Denkschriften“ gegen unser soziales Sicherheitssystem. Parallel dazu lief über lange Zeit die ideologisch geprägte Kampagne gegen den angeblich drohenden „*Gewerkschaftsstaat*“. Bei alledem spielte (und spielt) der weitaus größte Teil unserer Medien seinen Part im „Wende-Konzert“.

Zweite Feststellung:

Der Boden für den schließlichen Regierungswechsel in Bonn ist also langfristig, kontinuierlich und systematisch bereitet worden, ohne daß die „andere Seite“ überhaupt bzw. angemessen reagierte.

Ich stimme der – in den „*Gewerkschaftlichen Monatsheften*“ 7/83 veröffentlichten – Meinung des SPD-Politikers Hermann Scheer (Bundestagsabgeordneter und Mitglied des SPD-Parteirats) zu, daß *SPD* und *Gewerkschaften* in den vergangenen Jahren „einige schwerwiegende strategische Unterlassungen und Versäumnisse“ begangen haben. Sie unterschätzten „sträflich“ die öffentliche Wirkungskraft der „*wirtschaftsliberalen Re-Ideologisierung*“ und der damit verbundenen anhaltenden „Kampagne gegen den Sozialstaat, der angeblich die Bürger bevormunde und entmündige“. Solche Ideologien gelten bezeichnenderweise heute nicht mehr als reaktionär, sondern als modern.

Ich füge – auf den Punkt gebracht – hinzu: Alles in allem haben *SPD* und *Gewerkschaften* auf diese Entwicklung vergleichsweise mit zuviel Anpassung und zu wenig Gegenwehr und Gegenmacht reagiert. Das war ein *prinzipieller Fehler*, der den Interessengegnern nutzte und von diesen auch ausgenutzt wurde.

Dritte Feststellung:

Wenn wir uns exemplarisch

- die schier unerträglichen, kühl kalkulierten Diffamierungen von *Heiner Geißler*,
- das demokratische Leumundzeugnis für die *HIAG*,
- die wachsende Ausländerfeindlichkeit,
- die Verschärfung des Demonstrationsrechts,
- die geplante totale Erfassung der Bürger durch neue Personalausweise,
- die Gefährdung der Meinungsfreiheit durch Verkabelung, Privatfernsehen und Auftrittsverbote jetzt schon für einen Mann wie *Franz Alt* und
- wachsende neonazistische Aktivitäten

bewußt machen, so zeigt die neue politische Konstellation bereits heute deutliche Ergebnisse, die keinen Fehlschluß darüber erlauben, wohin die Reise gehen soll. *Trotzdem steht die eigentliche „Wende“ noch aus*. Sie wird sich ggf. nicht als abrupter Rechts-Ruck vollziehen, sondern eher schrittweise und schleichend. Sicher ist allerdings, daß die konservative Bundesregierung diese politische Orientierung stets im Visier behalten wird.

Trotz unbestreitbarer Schwierigkeiten und Probleme enthält die mit drei globalen Feststellungen beschriebene „politische Lage“ zugleich wichtige Ansatzpunkte für die notwendige – und mögliche(!) *Opposition* gegen die „Wende nach rechts“.

Unerlässliche Voraussetzungen sind die kritische Aufarbeitung der *Ursachen* sowie das Aufzeigen von Gegenpositionen und Alternativen; anders ausgedrückt: die Entwicklung einer *Perspektive*.

Dieser Verpflichtung sind SPD und Gewerkschaften bisher nur in ersten Ansätzen nachgekommen, was u. a. auf die permanente Wahlkampfsituation seit dem Bonner Regierungswchsel zurückzuführen ist. Im Rahmen eines zeitlich begrenzten Vortrages kann die Aufarbeitung nicht umfassend erfolgen, sondern nur exemplarisch, in diesem Fall also bezogen auf den auch aktuell vorrangigen Komplex Friedenspolitik.

III

Wer sich vergegenwärtigt, mit wieviel Atomwaffen unser Planet bereits bestückt ist, und vor diesem Hintergrund die amerikanische Militär- und Rüstungspolitik einschätzt, kann auch unter diesem Gesichtswinkel die Friedensbewegung nur als (heute zeitlich nicht begrenzbare) *Daueraufgabe* verstehen.

Weltweit lagern heute Zehntausende einsatzbereiter Atomwaffen. (Das renommierte schwedische Friedensforschungsinstitut *SPRI* spricht von ca. 50000!) Nach einer neueren Studie der *Vereinten Nationen* haben alle zusammen eine Zerstörungskraft, die einer Million Hiroshima-Bomben (!) entspricht. Die erste Atombombe, die die Amerikaner am 6. August 1945 auf Hiroshima abwarfen, tötete in einer Sekunde 200000 Menschen.

Das vorhandene Waffenarsenal reicht also aus, um die gesamte Menschheit mehrfach zu vernichten und unseren Planeten in die Luft zu sprengen.

In Kenntnis dieses globalen Pulverfasses militärische „Überlegenheit“ anzustreben, „Unterlegenheit“ zu reklamieren oder auch „Nachrüstung“ zu fordern, ist grotesk. Der „gesunde Menschenverstand“ scheint offensichtlich vollständig ausgeschaltet zu sein.

Der frühere amerikanische Präsident *John F. Kennedy* hat diese Problematik auf die eindringliche Formel gebracht:

„Entweder der Mensch schafft den Krieg ab oder der Krieg schafft den Menschen ab.“

Diese Erkenntnis ist bei seinen Amtsnachfolgern immer mehr – und bei *Ronald Reagan* endgültig in Vergessenheit geraten.

Er setzt in seiner gesamten Politik ausschließlich auf militärische Stärke und die Wiederbelebung des „kalten Krieges“, der – bei Verwirklichung seines Konzepts – sogar ungewollt schnell „heiß“ werden könnte.

Unter der Amtseinführung von *Ronalds Reagan* ist kürzlich der größte Militärhaushalt in der amerikanischen Geschichte verabschiedet worden. Im Rahmen einer mittelfristigen Finanzplanung sollen die Militärausgaben im engeren Sinne (also ohne die in anderen Haushaltspositionen versteckten Summen) von 500 Milliarden DM 1982 auf 1000 Milliarden DM 1987 steigen.

Nach vielfachen eigenen Bekundungen strebt die amerikanische Regierung mit der ständig verschärften Rüstung nicht den Ausgleich „militärischer Unterlegenheit“ (die nachweisbar sowieso nicht besteht) an, sondern *Überlegenheit* sowie die Fähigkeit, einen „begrenzbaren Atomkrieg“ – z. B. in Europa zu führen und gewinnen zu können.

Wenige Äußerungen mögen das belegen:

„Wir werden auf anhaltende Verteidigungsausgaben hinarbeiten, die ausreichend sind..., um schließlich die Position militärischer Überlegenheit zu erreichen..., die totale militärische und technologische Überlegenheit über die Sowjetunion.“ (Wahlprogramm *Reagans* vom 15. Juli 1980/nach „US-News Report“ vom 28. 7. 1980.)

„Man muß die Überlebensmöglichkeit der *Oberkommandos* sichern, die Überlebensmöglichkeit eines *Industriepotentials*, man muß den Schutz einer gewissen Prozentzahl von Bürgern (!) sichern und eine Kapazität an Waffen haben, die der Gegenseite mehr Schaden zufügt, als sie einem selber zufügen kann. – Das ist genau der Weg, auf dem man einen Sieger in einem Nuklearkrieg hat.“ (US-Vizepräsident *Bush*/laut „Stern“ 43/81.)

„Es ist einfach eine Tatsache, daß – wie unglücklich und schrecklich das auch für die Welt sein würde – möglicherweise einige Kernwaffen zum Einsatz kommen könnten im Zusammenhang mit einem Krieg, der bis zu jenem Zeitpunkt ausschließlich auf dem europäischen Schauplatz geführt worden wäre.“ (US-Verteidigungsminister *Weinberger*/lt. Fernsehinterview mit „NBC“ am 27. 10. 1981)

„Wir leben nicht in einer Nachkriegszeit, sondern in einer *Vorkriegszeit*“ (E. *Rostow*, damaliger Leiter der Rüstungskontroll- und Abrüstungsbehörde der USA im „Playboy“ Dezember 1982).

Angesichts solcher Haltungen und Äußerungen bekommen es offensichtlich auch führende amerikanische Politiker, die gewiß nicht zu den „Tauben“ zählen oder Verteidigungsinteressen ihres Landes vernachlässigen wollen, mit der Angst zu tun. So schätzte (lt. „Die Welt“ vom 18. 3. 1982) *William Fulbright*, langjähriger Vorsitzender des außenpolitischen Ausschusses des Senats, bereits den letzten Militärhaushalt, der in seinen Konditionen wesentlich unter dem jetzt verabschiedeten lag, wie folgt ein:

„Dieser Haushalt ist so groß, die Bedeutung der Nuklearwaffen so stark und der Redeschwall über die sowjetische Bedrohung so extrem, daß man dem Gefühl nicht widerstehen kann, daß wir uns darauf vorbereiten, einen Atomkrieg zu führen und zu gewinnen.“

Vor diesem Hintergrund muß die sogenannte „Nachrüstung“ eingeschätzt werden: Die Stationierung der neuen Mittelstreckenwaffen wäre nicht „nur“ ein „normaler Schritt“ im Rahmen des sogenannten „Wettrüstens“. Sie wäre wegen der neuen Qualität dieser Waffen, in Verbindung mit den vorhandenen US-Plänen, einen Atomkrieg führbar zu machen, ein entscheidender Schritt näher zu einem Hiroshima auf europäischem Boden.

Und deshalb kann unsere Position nur lauten:

Es darf unter keinen Umständen eine Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in unserem Land und in Europa geben.

IV

Die Arbeitnehmer interessieren – als unmittelbar Betroffene – besonders die *sozialen Auswirkungen* der anhaltenden Hochrüstung. Werfen wir zunächst exemplarisch einen Blick auf die internationale Szene:

Nach dem jüngsten Jahresbericht von *SIPRI* betrugen 1982 weltweit die Rüstungsausgaben 618,7 Milliarden Dollar; wahrscheinlich sogar 750 Milliarden Dollar. Das sind 1,9 Billionen Mark, eine unvorstellbare Summe.

Gleichzeitig:

- sind 600 Millionen Menschen unterernährt;
- haben über eine Milliarde Menschen kein Dach über dem Kopf;
- fehlt für 1,5 Milliarden Menschen die notwendige medizinische Versorgung.

Das Weltkinderhilfswerk der Vereinten Nationen – UNICEF – stellte bereits in seinem Jahresbericht für 1981 fest: „Mehr als 14 Millionen Kinder sind in den zurückliegenden 12 Monaten in den Ländern der dritten Welt verhungert. Das sind 40 000 pro Tag oder jede zweite Sekunde ein Junge oder ein Mädchen.“

Seit 1981 ist die Situation eher noch schlechter geworden. Wir können uns also genau ausrechnen, wieviel weitere Kinder allein während der Dauer dieser Veranstaltung sterben!

Dabei wäre jedes verhungerte Leben mit 230,- DM zu retten gewesen! An anderer Stelle des UNICEF-Berichtes wird betont, daß die Befriedigung der Grundbedürfnisse der überwältigenden Mehrheit aller Männer, Frauen und Kinder dieser Welt durchaus möglich wäre. Wörtlich:

„Man müßte dafür jedes Jahr nur soviel zur Verfügung haben, wie jetzt in 6 Wochen (!) für die Erhaltung und Steigerung des militärischen Potentials ausgegeben wird.“ Wer will angesichts dieser erschütternden Wirklichkeit noch ernsthaft bestreiten, daß der Begriff Rüstungs-Wahnsinn eine exakte Beschreibung der herrschenden Politik darstellt?

Nicht wir, die als Aktive in der Friedensbewegung dagegen anrennen, sind „weltfremd“ oder „Spinner“. Als Realitäten mißachtende, „gefährliche Abenteurer“ müssen vielmehr jene Politiker angeprangert werden, die diesen Wahnsinn weiterhin rechtfertigen und fortsetzen.

V

Auch in der Bundesrepublik nimmt die Aufrüstung ständig zu. 1984 soll der Verteidigungshaushalt – der „selbstverständlich“ wiederum von Kürzungen ausgenommen wird – auf etwas über 48 Milliarden DM steigen. Dies ist jedoch nur ein Teil der wirklichen Militärausbaben. Addiert man die auf allen Ebenen (Bund, Länder, Kommunen) aufgewendeten Summen, so machen die Militärausbaben 1984 in der Bundesrepublik in Wirklichkeit über 70 Milliarden DM aus.

Und auch in der Bundesrepublik wird der Rüstungswahnsinn immer stärker durch Sozialabbau finanziert.

Während bereits die frühere Bundesregierung aus SPD und FDP versuchte, die ökonomische Krise durch „Operationen“ zu Lasten von Arbeitnehmern und sozial Schwachen zu lösen, setzt das jetzt herrschende konservative Bündnis diesen Kurs in noch wesentlich verschärfter Form fort. Das beweisen die Beschlüsse zum Haushalt 1984. Sie dokumentieren den bisher massivsten Eingriff in mühsam erkämpfte sozialstaatliche Rechte. Die Gesamtorientierung lautet:

Wir nehmen den Armen, was wir den Reichen zuschanzen möchten.

Alle Arbeitnehmer, ob in Arbeit oder arbeitslos, ob krank, in Rente oder auf Sozialhilfe angewiesen, werden zur Kasse gebeten. Allein 1983 werden die abhängig Beschäftigten durch Sozialabbau und Mehrwertsteuererhöhung mit 14 Milliarden DM belastet. (Die Belastung durch vorhergehende Haushaltoperationen ist dabei nicht mitgerechnet.) Auf der anderen Seite erhalten die Unternehmer zusätzliche Steuerleichterungen und Subventionen. Dies alles geschieht unter der Devise, daß gespart und den Unternehmen mehr Mittel für Investitionen und damit zur Schaffung neuer Arbeitsplätze zur Verfügung gestellt werden müßten. In Wirklichkeit findet eine gigantische Umverteilung staatlicher Mittel zu gunsten von Kapitalinteres-

sen (insbesondere der Großkonzerne) statt. Es handelt sich um die exakte Umsetzung von Forderungen der Unternehmerverbände.

Arbeitnehmer und Gewerkschaften müssen damit rechnen, daß sich diese Entwicklung noch verschärft. Das zeigen die zum Teil schon als „kriminell“ einzustufenden Vorschläge von Lambsdorff, George und Albrecht, die den weitgehenden Abbau praktisch aller Arbeitnehmer-Schutzgesetze, die Abschaffung des gültigen kollektiven Tarifsystems, noch weitere Reduzierungen der Leistungen für Arbeitslose und „spürbare Entlastungen“ für die Unternehmer fordern. Künftig soll ganz eindeutig klar sein, daß durchgehend das „Recht“ des ökonomisch Stärkeren gilt.

Diese Pläne, die in der Tat eine „Abwendung vom demokratischen Sozialstaat im Sinne unseres Grundgesetzes und eine Hinwendung zur Ellbogengesellschaft“ darstellen, (Helmut Schmidt am 17. September 1982 zum Lambsdorff-Papier) sind keineswegs zu den Akten gelegt. Sie bilden den exakten Fahrplan in eine arbeitnehmerfeindliche Zukunft.

Aber nicht nur der Staat wälzt alle Krisenlasten auf die Arbeitnehmer ab. Auch in den weitaus meisten Betrieben gehört Sozialabbau zur Tagesordnung, durch Streichen sogenannter „freiwilliger Leistungen“, verschärft Rationalisierung, Personalabbau und mehr Arbeitsdruck.

Gleichzeitig wächst die Massenarbeitslosigkeit, für deren Bekämpfung angeblich kein Geld da ist. Hier sind konkrete Aktionen notwendig.

Die eigentliche, tiefer liegende Ursache für die beschriebene Misere, einer gefährlichen Mischung aus staatlichem Sozialabbau, Reduzierung betrieblicher Leistungen und Massenarbeitslosigkeit, hat Georg Benz vom Vorstand der IG Metall im Mai 1983 auf der Jugendkonferenz seiner Organisation mit der notwendigen Deutlichkeit beim Namen genannt:

„Das Grundübel, das Arbeitsplätze vernichtet und Massenarbeitslosigkeit produziert, ist die kapitalistische Wirtschaftsordnung. Dieses System ist nicht in der Lage, Vollbeschäftigung, soziale Sicherheit, Lebensqualität dauerhaft zu schaffen.“

VI

Die gewerkschaftliche Antwort muß dieser grundsätzlichen Bedrohung angemessen sein; nämlich entsprechend vollständig und entsprechend konsequent. Die Richtung gibt die Präambel des DGB-Grundsatzprogramms auf:

„Der Frieden ist elementare Voraussetzung für gewerkschaftliches Wirken und Grundlage für den sozialen und kulturellen Fortschritt und soziale Sicherheit in allen Teilen der Welt. Deshalb ist die umfassende Sicherung des Friedens in der Welt ein zentrales Anliegen der Gewerkschaften.“

Diese Sätze verdeutlichen den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Hochrüstung und Sozialabbau bzw. zwischen Abrüstung und sozialer Sicherheit.

Wir dürfen diesen Zusammenhang im Alltag – d. h., vor allen Dingen in der praktischen Organisationsarbeit – nicht vergessen. Er muß von den Gewerkschaften noch stärker als bisher herausgestellt werden.

Deutlicher und rechtzeitiger Widerstand auch in Gewerkschaftsführungen ist deshalb auch gegen alle – genau entgegengesetzten – Überlegungen notwendig, die letztlich darauf hinauslaufen, das Engagement für den Frieden einerseits und den Kampf für Arbeitsplätze sowie soziale Sicherheit andererseits gegeneinander auszu-

spielen. Die Begründung lautet, der doppelte Einsatz an zwei Fronten überfordere unsere Kräfte.

Natürlich muß jede politische Organisation darauf achten, daß sie ihre Kräfte konzentriert und gezielt einsetzt. Aber nicht zuletzt deshalb stellen die zitierten Überlegungen eine nicht zu Ende gedachte, gefährliche *Fehlorientierung* dar. Sie würde im Endergebnis zu einer nicht reparablen Zersplitterung der Kräfte führen.

Im Sinne der Aussagen des DGB-Grundsatzprogramms handelt es sich nämlich eindeutig nicht um „zwei Fronten“, sondern um eine; denn:

1. Massenarbeitslosigkeit und Sozialabbau gefährden den *inneren Frieden*, der – das bestätigen unsere eigene Geschichte und viele weitere Erfahrungen – eine *unverzichtbare Voraussetzung* für den *äußeren Frieden* darstellt. So gesehen, ist jede Aktion für Vollbeschäftigung und soziale Sicherheit zugleich auch eine „friedenspolitische Tat“.

2. Andererseits geht es bei jeder Abrüstungsdemonstration im Kern um die Sicherung politischer Bedingungen, die überhaupt möglich machen, Arbeitnehmerinteressen zur verwirklichen. Es ist zugleich ein Kampf um jene riesigen Summen, die heute die Rüstung frißt und die deshalb fehlen, um gesellschaftliche Aufgaben (z. B. das *DGB-Beschäftigungsprogramm*) zu finanzieren.

3. In beiden Fällen handelt es sich um *denselben Gegner*, nämlich jene Kapital- und Unternehmerkreise, die an der Rüstung verdienen bzw. vom Sozialabbau profitieren.

4. Jede Aktion – unabhängig davon, worauf sie konkret und vorrangig zielt – schafft mehr Betroffenheit, Bewußtsein und Mobilisierung. Davon leben die Gewerkschaften und die Friedensbewegung. (So gibt es inzwischen genügend Beispiele dafür, daß die Gewerkschaften durch Verstärkung ihres friedenspolitischen Engagements viele – insbesondere junge – Arbeitnehmer halten und gewinnen konnten, die sonst verloren gewesen wären.)

Vor diesem Hintergrund plädiere ich für den gesamten Komplex abdeckende gewerkschaftliche Aktionen unter dem Motto:

„*Rüstungshaushalt einfrieren – Sozialabbau stoppen – Arbeitsplätze finanzieren*“. Die zahlreichen Aktionen zum Anti-Kriegstag, die Bonner DGB-Kundgebungen vom 18. September 1983 gegen die gravierenden Benachteiligungen von Frauen und die Großdemonstration der IG Metall vom 29. September 1983 gegen die Kahlschlagspolitik in der krisengesättelten Stahl- und Werftenindustrie bilden aus meiner Sicht wichtige Etappen zur Umsetzung eines solchen Konzepts; einer *Gesamtstrategie* gegen die „Wende nach rückwärts“. Sie stellen zugleich den erfolgreichen Auftakt für die vom DGB geplante längerfristige „Kampagne gegen den Sozialabbau“ dar.

Alle Aktionen sollten bewußt den *betrieblichen Bereich* miteinschließen. So läßt sich auch die Front gegen den Kurs von Hochrüstung und Sozialabbau entscheidend verstärken. Die wachsende Zahl von betrieblichen Friedensinitiativen und die Erfahrungen im Zusammenhang mit den „Mahnminuten“ verdeutlichen, daß das machbar ist.

Der Betrieb ist – auch wenn die Arbeitgeber das behaupten und mit Druck durchzusetzen versuchen – keine „politikfreie Zone“.

„Fest steht, daß die Arbeitnehmer ihre Betroffenheit auch am Arbeitsplatz und im Betrieb ausdrücken wollen. Und fest steht auch, daß das Grundrecht, Meinungen

ausdrücken zu dürfen, nicht am Werkstor endet“ (DGB-Vorsitzender *Ernst Breit*, lt. DGB-Nachrichtendienst vom 20. September 1983).

Eine einfache, zeitlos gültige Parole der DGB-Jugend zum Antikriegstag 1964 lautete:

„*Den nächsten Krieg gewinnt der Tod!*“

Um diese Gefahr für Leib und Leben abzuwenden, müssen die Friedens- und Gewerkschaftsbewegung, die heute die Hoffnungen von Millionen von Menschen auf eine friedliche und bessere Zukunft verkörpern, in den nächsten Monaten und sicherlich auch Jahren alle Kräfte anspannen. Die *gemeinsamen Forderungen* lauten:

- Keine neuen Atomraketen in der Bundesrepublik!
- Runter mit den Rüstungsausgaben!
- Stopp mit Massenarbeitslosigkeit und Sozialabbau!
- Abrüstung ist das Gebot der Stunde!
- Nie wieder Krieg!

Helfen wir alle mit, daß die am kommenden Montag beginnende „*Aktionswoche für den Frieden*“ sich zu einem unübersehbaren „Fanal“ für unsere existentiellen Bedürfnisse und Interessen gestaltet, einem „Fanal“, das niemand ignorieren kann. Wir wissen: Ohne Frieden ist alles nichts!

Also kann unsere Antwort nur lauten: Tun wir alles für den Frieden! Das ist zugleich ein ganz entscheidender Beitrag gegen die „Wende nach rechts“.

Journalisten gegen Atomraketen

Die Doktrin der atomaren Abschreckung und die Fortentwicklung der Waffentechnik haben die Welt an den Rand des Abgrunds gebracht. Inzwischen ist der Erdball mit 50 000 Atomsprengköpfen gespickt, deren Sprengkraft rund einer Million Hiroshima-Bomben entspricht. Für jeden Erdenbürger stehen mehr als drei Tonnen Sprengstoff bereit – genug, um die Welt mehrfach zu vernichten.

Durch die neuen US-Raketen, die jetzt bei einem Scheitern der Genfer Verhandlungen in der Bundesrepublik aufgestellt werden sollen, wird die Lage noch unsicherer. Sie können die Befehlszentren des Ostblocks in Minuten schnelle erreichen. Es bleibt keine Zeit mehr für klare Rückfragen, wenn die Frühwarnsysteme einen Angriff signalisieren. Ein Computerfehler kann den sofortigen Gegenschlag auslösen. Die Entscheidung über unser Leben wird damit den Computern überlassen.

Die neuen US-Raketen sind kein geeignetes Mittel, um die Sowjets zur Vernichtung ihrer nicht weniger gefährlichen SS-20-Raketen zu bewegen. Die Methode „aufrüsten, um abzurüsten“ hat bisher noch nie zur Abrüstung geführt, da sich jede Seite stets zuerst „verhandlungsreif“ rüsten will. Der Erfolg ist, daß die Rüstungsspirale heute wahnsitzige Höhen erreicht hat. 600 Milliarden Dollar werden weltweit jährlich für die Rüstung ausgegeben. Gleichzeitig sterben jeden Tag 100 000 Menschen an Hunger. Wir fordern, die Rüstungsspirale jetzt zu unterbrechen. Das Einfrieren der Rüstung – als erster Schritt zu beidseitiger Abrüstung – ist ohne Sicherheitsverlust möglich. Wir fordern die Bundesregierung auf, die weitere atomare Aufrüstung mit Mittelstreckenraketen auf deutschem Boden zu verhindern und sich für ernsthafte Abrüstungsschritte in einer Atomsphäre des Vertrauens einzusetzen.

– Diese Anzeige wurde von den Unterzeichnern finanziert.

(Anzeige in der Süddeutschen Zeitung vom 21. November 1983)

Reinhard Kühnl

Rede zur Verleihung des Kriegspreises an Colin S. Gray

Frankfurter Buchmesse 1983

Große Männer sind selten geworden in unserer Massengesellschaft. Sie können nicht so recht gedeihen in einer Zeit, in der das einfache Volk das allgemeine Wahlrecht hat und mit seinen ordinären Bedürfnissen die öffentliche Diskussion beherrscht. Da ist für die politischen Führer die Versuchung groß, den Massen nach dem Munde zu reden und Arbeitsplätze, Lehrstellen und sichere Renten zu versprechen. Und sogar Frieden und Abrüstung.

Aber es gibt noch Männer, die das große Ganze im Auge haben, die der Menschheit große Ziele setzen und die auch unerschrocken aussprechen, daß dafür Opfer nötig sind, gewaltige Opfer. Solche Männer hat es auch in unserem Lande gegeben – noch in der jüngsten Vergangenheit. Und viele denken heute noch, daß einer von ihnen wirklich das war, was er von sich selbst ohne falsche Bescheidenheit geglaubt hat: „der größte Führer aller Zeiten“. Er mußte damals scheitern, weil die Völker Europas sich nicht auf die Höhe seiner Gedanken und Pläne zu schwingen in der Lage waren.

So ist es kein Zufall, daß die großen Männer unserer Zeit von einem anderen Kontinent kommen. Männer freilich, und das mag uns tröstlich stimmen, mit denen wir durch gemeinsame Ideale verbunden sind, wie wir aus dem Munde unserer Politiker immer wieder aufs neue erfahren. Der Mann, den ich Ihnen heute vorzustellen habe, soll geehrt werden für sein Werk – ein epochemachendes Werk, wie sich zeigen wird. Aber er ist nicht nur Denkender und Schreibender, sondern er ist zugleich Handelnder. Er ist Wissenschaftler, Akademiker, hat in Oxford studiert – und doch geht es ihm um ganz praktische Probleme, um die Wirkung von Waffensystemen, um Krieg und Frieden. Mit seinen eigenen Worten: er untersucht Militärstrategie „at a fairly deep philosophical level“,¹ also auf eine sehr tiefe philosophische Art. Er beeinflußt mit seinen Werken die Strategiebildung der stärksten Militärmacht der Welt. Männer wie Paul Nitze, der Chef der US-Verhandlungsdelegation in Genf, zählen zu seinen engen Freunden. Und der Präsident der Führungsmacht des freien Westens hat ihn zum Berater der Abrüstungsbehörde und des Außenministeriums ernannt. Die Rede ist von Colin S. Gray.

In der Tat ist dies ein Mann, der unerschrocken die Wahrheit sagt über die großen Aufgaben und Ziele Amerikas, an denen auch wir, die europäischen Völker, auf bescheidene Weise mitwirken dürfen. Diese Wahrheit mag manchen kleinlich denkenden Menschen unangenehm, vielleicht sogar schrecklich in den Ohren klingen. Aber ich meine, wir sollten Colin S. Gray dankbar sein, daß er uns teilhaben läßt an diesen großen Plänen und daß er uns fordert – uns und unsere Opferbereitschaft. Die Wahrheit, die Colin S. Gray uns verkündet, besagt:

1. Die USA brauchen „strategische Überlegenheit“ über die Sowjetunion, um weltpolitisch handlungsfähig zu sein. Wenn z.B., wie Außenminister Haig es formulierte, „eine Intervention zum Schutz unseres Öls“² im Nahen Osten notwendig wäre, müssen die USA voll handlungsfähig sein, d.h. mit allen Waffen, die zum Sieg erforderlich sind. Das geht aber nur dann, wenn die Sowjetunion als politisch und militärisch handlungsfähige Kraft ausgeschaltet werden kann. Strategische Überle-

genheit der USA bedeutet nach Gray „die Fähigkeit... aus einer ‚lokalen‘ politischen oder militärischen Krisensituation auszubrechen, weil sie über eine ... angemessene Handlungsfreiheit verfügen“, und die Fähigkeit, „im Extremfall einen allgemeinen Krieg zu führen und zu gewinnen“.³ Das war ja das Elend im Vietnamkrieg und im Kampf gegen Kuba, daß die USA jene Waffen, die den Sieg gebracht hätten, wegen des Gleichgewichts des Schreckens nicht einsetzen konnten.

2. Die Ideologie von Rüstungskontrolle und Entspannung ist dabei ein großes Hindernis, das beseitigt werden muß. In den Worten von Gray: „the arms control ideology and believers in the necessity of detente“⁴ haben sich seit den sechziger Jahren so ausgebreitet, daß die notwendige Aufrüstung behindert wurde.

3. Diese unbedingt nötige „strategische Überlegenheit“ der USA ist real möglich durch die neuen Raketen systeme. Mit ihrer Hilfe kann der Gegner, die Sowjetunion, atomar entthauptet, d.h. innerhalb weniger Minuten in allen wichtigen Führungszentren von Politik und Militär vernichtet werden. Gray sagt: „Eine solche Theorie hätte das Ende des Sowjetstaates ins Auge zu fassen. die Vereinigten Staaten sollten planen, die Sowjetunion zu besiegen“, d.h. „die Zerstörung der politischen Macht der Sowjets“ zu erreichen.⁵ Gegen den schwächeren Defaitismus, daß ein Atomkrieg etwas ganz Schreckliches sei und womöglich das Ende menschlichen Lebens auf unserer Erde bedeute, setzt Colin S. Gray seinen starken, ich möchte sagen: typisch amerikanischen Optimismus: Er bestreitet, daß ein Atomkrieg „ein in sich sinnloses und fatales Ereignis darstellt“⁶ und setzt dagegen: Mit den neuen Waffensystemen ist ein atomarer Krieg führbar und gewinnbar. „Victory is possible“ – diese frohe Botschaft ist vielleicht das Wichtigste, was uns Gray zu sagen hat.

4. Dieser Sieg kostet allerdings Opfer. Alle großen Pläne großer Männer haben Opfer gekostet fürs Volk. Gray rechnet damit, daß der Gegner mit einigen Restkapazitäten doch noch zurückslagen kann. In seinem großen Werk über die MX-Raketen setzt er sich vehement dafür ein, daß diese präzis treffenden Langstreckenraketen endlich gebaut und so geschützt werden, daß der Gegner sie nicht treffen kann, so daß neben der Pershing II und Cruise-Missiles noch eine dritte furchterliche Waffe zur Verfügung steht. Energisch verlangt er die Aufrüstung der ballistischen Raketenabwehr, die kontinentale Luftverteidigung der USA, Zivilschutz und Verbunkierung industrieller Anlagen und ganz allgemein „eine robuste Vorbereitung der Gesellschaft auf Überleben“.⁷ In den Worten von Gray: Ziel ist, „die Freiheit zu einem offensiven Atomschlag und die Glaubwürdigkeit ihrer offensiven Atomkriegsdrohung mit dem Schutz des amerikanischen Territoriums zu verbinden“, also „eine Kombination von offensivem Entwaffnungsschlag“, Zivilschutz und Luftabwehr. Das eben heißt bei ihm „Abschreckung“.⁸ Wenn es auf diese Weise gelänge, „die sowjetische Vergeltung quantitativ und qualitativ abgefangen, absorbiert und ganz allgemein auf einem ‚annehbaren‘ Niveau“ zu halten,⁹ so können die Opfer in den USA nach seiner Ansicht auf etwa 20 Mill. begrenzt werden.¹⁰ „Wenn wir dies in einem größeren Krieg ... erreichen könnten“, sagt Gray, „wären wir extrem gut“.¹¹ Für den eigentlichen Kriegsschauplatz – Europa und die Sowjetunion – können solche Begrenzungen der Opfer verständlicherweise von Gray nicht angegeben werden. Alle seine Bemühungen sind konzentriert auf den Sieg und das Überleben seines Landes – mit seinen eigenen Worten: „the national security of the United States“.¹² Das ist auch verständlich, denn Gray ist nun einmal

Amerikaner. Nach einem gewonnenen Atomkrieg aber kann endlich „eine Nachkriegs-Weltordnung“ geschaffen werden, „die den westlichen Wertvorstellungen entspricht“.¹³ Auf diese Weise würden also unsere westlichen Ideale weiterleben, auch wenn unsere europäischen Völker im atomaren Inferno untergegangen sind. Zu rühmen ist also die große geschichtliche Perspektive, die Gray uns eröffnet. Schon 1917, als die Revolution in Rußland siegte, verlangten weitblickende Männer wie Churchill, daß „dieses Baby schon in der Wiege erdrosselt“ werden müsse,¹⁴ bevor es Unheil anrichten könne. Nach 1933 unternahm es ein großer Führer unseres eigenen Landes, „den Kommunismus mit Stumpf und Stiel auszurotten“. Doch alle Versuche mißlangen, und in der Zwischenzeit erhob sich in Afrika, Asien und Lateinamerika ein Volk nach dem anderen gegen die naturgegebene Ordnung unserer „freiheitlichen Wirtschaft“. Gray und sein Präsident geben uns die Hoffnung zurück, daß der Sieg über „das Böse“ möglich ist und in unserer Generation auch vollendet wird. „Wir werden“, sagt Präsident Reagan, den Kommunismus „abschließen als ein trauriges, bizarres Kapitel der Geschichte, dessen letzte Seiten eben geschrieben werden. Wir werden uns nicht damit abgeben, ihn anzuprangern, wir werden uns seiner entledigen“.¹⁵ In dieser Vision vereinigen sich religiöse Inbrunst und die tiefe Überzeugung von der Sendung Amerikas. Gray bedenkt durchaus auch die moralische Seite eines Atomkrieges. Er bekennt: „sicherlich kann es niemandem wohl sein“ bei einer Strategie, „die Millionen sowjetischer Bürger töten würde und eine strategische Antwort herausfordert, die wiederum Zigmillionen amerikanischen Bürgern das Leben kosten würde“. Doch er verweist auf die Lehre der katholischen Kirche vom gerechten Krieg, der dann erlaubt sei, wenn es sich „um eine gerechte Sache handelt“ und „wenn eine reelle Erfolgsschance besteht; wenn im Erfolgsfall eine bessere Zukunft zu erwarten ist“.¹⁶ Daran besteht für Gray ja aber kein Zweifel.

Zu rühmen ist zweitens sein Menschenbild. Gegenüber den kleinlichen Alltagssorgen, die den heutigen Massenmenschen bewegen, macht er uns klar, daß wir auch heute und gerade heute Helden brauchen und „heroische Träume“, wie sein Präsident sagt, der ja gewissermaßen unser aller Präsident ist, Helden, die nicht mit der Wimper zucken, die nicht von Mitleid übermannt werden, wenn durch ihre Taten „Zigmillionen“, wie Gray so anschaulich sagt, verbrannt, verstrahlt und verstümmt werden; die „erbarmungslos“, wie der Führer unseres Landes zu sagen pflegte, das tun, was getan werden muß. Im 2. Weltkrieg war dieser Geist auch in unserem Volke lebendig. Heute sind die USA auch in dieser Hinsicht die Führungsmacht, wie sie in Hiroshima, Vietnam, Chile und vielen anderen Ländern gezeigt haben und durch ihre neuen globalen Militärkonzepte jetzt zeigen. Gestählt durch den in der Tat erbarmungslosen Konkurrenzkampf um Rohstoffe, Absatzmärkte und billige Arbeitskräfte kann diese Macht uns den Weg weisen zu einem neuen, modernen Heldenamt.

Zu rühmen ist drittens die Offenheit und Ehrlichkeit, mit der Gray uns entgegentritt. Er redet nicht drumherum, redet nicht von „Nachrüstung“, sondern von „strategischer Überlegenheit“, nicht von Verteidigung, sondern von „offensivem Entwaffnungsschlag“ und vom „Ende des Sowjetstaates“ als Ziel amerikanischer Politik. Er redet nicht wachsweich von Kompromissen, die man bei Verhandlungen machen müsse, sondern stellt klar, daß diese Waffen stationiert werden müssen. In aller Klarheit sagt er, daß die neuen Raketen nicht etwa ein Gegengewicht zu den SS 20

sind; „die NATO braucht eine gute Anzahl dieser 572 Startrampen, ob nun die Sowjetunion ihre SS 20 bis auf Null abbaut oder nicht“.¹⁷ Und er spricht offen von atomarer Kriegsführung und den Opfern, die wir für die Freiheit und den Sieg zu bringen haben.

Zu rühmen ist viertens schließlich die Einfachheit und zugleich Anschaulichkeit seiner Sprache. Gelegentlich gelingen ihm Bilder von unerhörter Intensität. So z.B. wenn er sagt: „im Zusammenhang eines Atomkrieges über die Sowjetregierung sprechen, heißt, über einen bestimmten Zielkatalog sprechen... Nehmen wir an, es handelt sich um hundert Ziele... Wenn wir alle diese hundert Ziele treffen könnten, würden wir jedes Mitglied des Politbüros erwischen, jedes Mitglied des Zentralkomitees, wir würden alle entscheidenden wichtigen Bürokraten töten, wir würden also dem sowjetischen Huhn den Kopf abschneiden“.¹⁸ „...dem sowjetischen Huhn den Kopf abschneiden“. Wer von den vielen politischen Führern, die dieses Ziel formuliert haben, hat das so bildhaft und zugleich so salopp sagen können?

Dieser bedeutende Mann aber, der die ganze Welt im Blick hat, weil es sich eben um die „Außenpolitik einer Nation mit globalen Interessen“ handelt,¹⁹ dieser Mann, dessen Gedanken zur Grundlage der strategischen Planung der USA – in Gestalt des „Leitliniendokuments“ des Pentagon – geworden sind, hat doch zugleich ein Herz für die Probleme der einfachen Menschen. In seinem Buch über die MX-Raketen wendet er sich ausdrücklich an diejenigen, die bedauern, daß wegen der hohen Rüstungsausgaben die notwendigen Krankenhäuser nicht gebaut werden können und die Inflation angeheizt wird. Ihnen entgegnet er, daß er ihre menschlichen Anliegen („human concerns“) durchaus teile, daß aber ihr Sinn für nationale Notwendigkeiten auf einem bedauernswerten Niveau sei.²⁰ So ist Gray wirklich ein Mensch wie du und ich. Aufliebenswürdigste Weise bedankt er sich im Vorwort seines Buches über die MX-Raketen bei seinem Assistenten, der den Index anfertigt, und bei seiner Ehefrau, die das Literaturverzeichnis gemacht habe. Wer denkt da nicht an große politische Führer unseres Landes, die blonden Kindern übers Haar strichen oder ihre Schäferhunde streichelten.

Es bleibt die bange Frage, ob er und seine Freunde in der Regierung der USA sich werden durchsetzen können. Werden die Völker in Amerika und Europa reif sein, werden sie groß genug sein für die gewaltigen Ausmaße dieser Politik. Unser Führer ist damals gescheitert mit seinen großen Plänen an den Völkern Europas. Es gibt Anzeichen – und sie mehren sich –, daß die Völker in Europa und sogar in Amerika selbst immer stärker ergripen werden von dem niederen Drang, am Leben zu bleiben, zu arbeiten, zu genießen und glücklich zu sein. Ich sehe die Möglichkeit, daß auch dieser große Mann Colin S. Gray und seine Freunde scheitern könnten an dem Widerstand der Volksmassen.

Anmerkungen

1 Gray, *The MX, ICBM and National Security*, Praeger Publishing 1981, S. IX.

2 US-Außenminister Haig vor dem Außenpolitischen Senatsausschuß, Zit. nach *Blätter für deutsche und internationale Politik* 3/83, S. 425

3 Gray, Das Konzept der strategischen Überlegenheit, in: *Blätter für deutsche ...* 10/1982, S. 1250

4 Gray, *The MX...*, S. XI

5 Gray/Payne, Sieg ist möglich, in: *Blätter für deutsche...* 12/1980, S. 1506, (deutsche Übersetzung des Artikels aus *Foreign Policy*, New York, Nr. 39, Sommer 1980)

- 6 Ebenda, S. 1509
 7 Cray, Das Konzept, S. 1252
 8 Gray/Payne, Sieg ist möglich, S. 1503 und 1508 f.
 9 Gray, Das Konzept, S. 1252
 10 Gray/Payne, Sieg ist möglich, S. 1508
 11 Gray in: *Washington Post* vom 14. 5. 1982
 12 Gray, The MX..., S. V
 13 Gray/Payne, Sieg ist möglich, S. 1506
 14 Zit. nach E. Kogon, Die Angst vor den Russen, in: W. Hens (Hg.), In letzter Stunde, München 1982, S. 101–116, hier S. 103
 15 Reagan in einer Rede am 18. 5. 1981
 16 Gray/Payne, Sieg ist möglich, S. 1203
 17 Gray in: *Air Force Magazin*, März 1982, S. 62 f.
 18 Gray in: *Washington Post* vom 14. 5. 1982
 19 E. Rostow, Zit. nach M. Coppick, J. Roth, Am Tor zur Hölle. S. 111
 20 Gray, The MX..., S. 121

Erklärung deutscher Philosophen zur Raketenstationierung

Die Analyse der zugänglichen politischen und militärischen Tatsachen hat uns zu der Überzeugung gebracht, daß die bevorstehenden Rüstungsmaßnahmen in Europa und die strategischen Aufrüstungsvorhaben der USA und UdSSR eine bisher ungekannte, nicht länger zu verantwortende Steigerung der atomaren Kriegsgefahr darstellen. Vor allem die Stationierung amerikanischer Pershing-II-Raketen in der Bundesrepublik Deutschland bedeutet keine Stärkung, sondern eine empfindliche Schwächung der Sicherheit unseres Landes. Die sich abzeichnende Möglichkeit des vernichtenden Erstschlags durch neue, treffgenaue Mittelstreckenwaffen mit extrem verkürzten Vorwarnzeiten erhöht sprunghaft das Kriegsrisiko, sei es in Form eines gewollten, vorbeugenden Atomangriffs einer der beiden Supermächte, sei es in Form unbeabsichtigter Kriegsauslösung durch automatisierte Vorwarnsysteme. Auch ein „begrenzter“ Atomkrieg aber macht menschenwürdiges Leben unmöglich. Ihn in die militärische Planung einzubeziehen oder auch nur glaubhaft mit ihm zu drohen ist moralisch unverantwortlich und durch keine angeblich übergeordneten Zwecke zu rechtfertigen. Werte schützen zu wollen, indem man die Menschen, in deren Dienst sie stehen, zum bloßen Mittel verselbständigerter politischer oder ideologischer Interessen macht, ist widersinnig oder Ausdruck eines menschenverachtenden Zynismus. Als Philosophen in Deutschland können wir nicht schweigen, wenn deutsche Politiker im Begriff sind, Leben, Humanität und Vernunft durch Unwissenheit, Leichtfertigkeit oder Befangenheit im atomaren Abschreckungsdenken aufs Spiel zu setzen.

(Anzeige in der Süddeutschen Zeitung vom 17. November 1983. Die Anzeige wurde von den Unterzeichnern finanziert.)

Werner Dürrson

Drei neuere Briefe zu Wielands „Aristipp“

Aristipp an Damokles

Du hast, lieber Damokles, oft mit mir über meine angeborene Maxime, „nichts zu bewundern“, gestritten. Es mag sein, daß sie mich öfters eines lebhaften Genusses beraubt: Aber dafür gewährt sie mir den Vorteil, mich selten in meiner Erwartung getäuscht zu finden. Auch begegnet mir öfters, daß ich anstatt mit der Menge zu bewundern und hingerissen zu sein wie Kinder, die in einem Streitwagen oder gar im Trojanischen Pferd herumsteigen dürfen, nicht wenig staune, wie die Leute so gutmütig sein mögen, über Dinge in Entzückung zu geraten, die, bei kaltem Blut aufs Gelinde beurteilt, nicht nur lächerlich sind, sondern doppelt und tausendfach tödlich.

Nach dieser Vorrede bist du vermutlich schon auf das Geständnis gefaßt, daß mir derzeit ganz andere Dinge, zumal die Bedrohung unseres Landes und aller Menschen, wichtiger sind, als die Olympischen Spiele...

Damokles an Aristipp

Aber, lieber Aristipp, mich wundert ja doch dein Gesinnungswandel: Du, der Sokratiker und entschiedene Antipode des Platon, der an die Stelle von Tugend und Vollkommenheit als Lebensziel die Lust gesetzt hat, den Genuß des Augenblicks; du, der die Einsicht geradezu zum Mittel der Lebenskunst gemacht hat, jedenfalls hat machen wollen, zu der Kunst also, dem Leben soviel Genuß als möglich abzugewinnen, und sei es mit Hilfe der Vernunft – du, mein lieber Aristipp, unterziehst dich nun plötzlich solchen Strapazen, verzichtest auf Bad und Rasur, auf Bett und Frau, auf Wein und üppige Mahlzeit, um dich mit der Menge einzulassen, im Kreis von Grünschnäbeln, die sich Gruppe Unkraut, Wildwuchs oder gegen Gewalt nennen; entschlägst dich nicht, mit ihnen auf nackter Erde zu hocken, zu singen, zu diskutieren, zu demonstrieren, anders gesagt: den zu unserem Schutz abgerichteten Streitkräften den Weg zu versperren.

Das alles nur, weil du mit einigen anderen der Auffassung bist, unsere Demokratie sei bestechlich geworden und längst eine Oligarchie, eine Herrschaft weniger, die aber unsere Zukunft nicht mehr im Griff hätten; ja, die – je lauter sie redeten – um so entmündiger seien, und das Volk rücksichtslos, wenn auch waffenstrotzend, dem sicheren Verderben aus lieferten. Ach, lieber Aristipp, du tust, als wären die Perser immer noch hinter uns her; als unterstützten sie uns nicht mit aller Kraft, die Vormacht Spartas zu brechen. Du schreibst von Unentschiedenheit und Verworrenheit in Griechenland; von der zunehmenden Erschöpfung und Resignation unseres Volks.

Und wenn du gar vom drohenden Untergang unseres Staates sprichst, so kann ich (mit deiner Erlaubnis) nur hohnlachen, lieber Freund. Glaube mir, wieviel Tote auch immer, Griechenland kann gar nicht untergehn: dafür bürgen die Leistungen unserer Wissenschaft, Kunst und Philosophie.

Du, der vernunftbetonte, seine Emotionen beherrschende Lehrer Athens und Aeginas, der es glänzend verstand, zu genießen und glücklich zu sein; der bislang doch jedem und allem Gerechtigkeit zuteil werden ließ; du, der Vertreter der Utopie vom vernünftigen Glücklichen Menschen: Ich bitte dich, komm zur Besinnung,

stärkere nicht länger, und vergiß nicht: die schöne Lais, die sich derzeit mit deinem jungen Freund Kleonidas begnügen muß, den du ihr großherzig überließest, – ich bitte dich, ihr zuliebe, gib deinem barbarischen Aufenthalt endlich den Abschied und stille ihr großes Verlangen. Das bist du ihr, deinen Freunden und deiner Philosophie schuldig.

Aristipp an Damokles

Vergib mir, Damokles, ich sitze im durchnähten Zelt und schreibe dir auf den Knie. Inzwischen sind wir hier über fünftausend, die das Waffenlager besetzt halten, weil wir aus Erfahrung wissen, daß Waffen auf Dauer noch niemals den Frieden bewirkt haben. Bislang hat die in großem Aufgebot eingetroffene Athener Polizei nicht eingegriffen, obwohl man uns der Nötigung beschuldigt, weil wir singend und schweigend die Todesstraße belagert haben. Das hängt doch wohl damit zusammen, daß so viele „Promis“ – wie die andern uns nennen – dabei sind, namhafte Köpfe der Nation, die du alle kennst und die ich dir jetzt nicht aufzählen will. Dabei war in der Tat damit zu rechnen, daß, zusammen mit anderen Belagerern, die Vertreter der Philosophie, der Literatur, der Kunst, kurz: der athenische Geist polizeilich weg- und damit zu Grabe getragen werde. Solltest du recht behalten, sollten die Intellektuellen für einmal und – wie wir meinen – im letzten Augenblick den drohenden Untergang Athens vereiteln können, – wahr ist, die Bevölkerung strömt uns in Massen zu und läßt sich großenteils überzeugen, schon weil sie nicht wieder das Ziel sein will und das Opfer der Mächtigen, – sollten die Geistigen also den Untergang letztlich vereiteln können, so müßtest du, lieber Landsmann und Freund, meiner derzeitigen Lebensweise, die alles andere als lust- und freudlos ist, eigentlich zustimmen. Oder: Fühlst du dich unter dem Schwert deines Herrn so geschützt, so sicher? Hältst du das Pferdehaar, an dem es hängt, für so unzerreißbar, guter Damokles, daß du die Genüsse der fürstlichen Tafel auch weiterhin unbekümmert genießen kannst?

Postscriptum.

Übrigens weiß der Sokratiker in mir, wie fragwürdig es wäre, wenn nur die Angestellten des Landes genügend öffentlichen Respekt besäßen, um von der Athener Polizei nicht weggetragen zu werden; während vor anderwärtigen Waffenlagern Hunderte von friedlichen Namenlosen brutal mit Wasserkanonen und abgerichteten Hunden gedemütigt und wie Verbrecher behandelt werden, wo sie doch nichts als das Überleben unserer Bevölkerung und mit der Friedfertigkeit den Anfang machen wollen. – Ich weiß, lieber Freund, daß unsere Demokratie sich, nach dieser Aktion, klar entscheiden muß, ob sie, als Rechtsstaat, künftig mit zweierlei Maß messen will. Jeder einzelne, glaub mir, und trage er den Streitrock oder die Toga der Angepaßten, soll endlich das Recht bekommen – und den Mut erlangen – sich zu befreien aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.

Anders gesagt, der Dialog mit dem Bürger, der Polizei und den Söldnern muß fortgeführt werden.

Ich schließe. Es regnet in Strömen. Wir ziehen jetzt alle in langer Kette zum Forum. Auch die letzten Bürger sollen erfahren, daß uns alle nur noch die Beherztheit rettet, auf die Straße zu gehn. Genießen können wir später, findest du nicht? In einem echten Frieden zum Beispiel. Ich meine – ohne das tödliche Schwert im Nacken.

Offener Brief: Fragen an den Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl

Sehr geehrter Herr Bundeskanzler,
im Zusammenhang mit der geplanten Stationierung neuer amerikanischer Mittelstreckenraketen in der Bundesrepublik Deutschland möchten wir folgende Fragen an Sie richten:

1. Wie wollen Sie verhindern, daß die Sowjetunion, wie angekündigt, als Reaktion auf eine „Nachrüstung“ bei uns ihrerseits neue Raketen vor unserer Tür (in der DDR und CSSR) auf uns richtet und eine weitere Eskalation des atomaren Wettrüsts eingeleitet wird?
2. Wie werden Sie sicherstellen, daß weder sowjetische noch amerikanische Computer einen Fehlalarm auslösen, der sich wegen der enorm verkürzten Vorwarnzeiten (nur noch wenige Minuten) nicht mehr korrigieren läßt?
3. Können Sie uns erklären, warum man zur bloßen Abschreckung Raketen benötigt, die auf 30 Meter genau treffen?
4. Wie werden Sie sicherstellen, daß die Sowjetunion in einer Krisensituation nicht versuchen wird, mit einem vorbeugenden Schlag die bei uns stationierten Waffen auszuschalten (wobei wir als Bürger dieses Landes mit vernichtet würden)?
5. Wie läßt es sich mit der Souveränität der Bundesrepublik vereinbaren, wenn in einer Krisensituation unser Schicksal vollständig in die Hände eines fremden Präsidenten gelegt wird?

Wir sind der Auffassung, daß auf diese Fragen keine überzeugenden Antworten gegeben wurden und gegeben werden können und daher eine Stationierung von Mittelstreckenraketen in der dichtbesiedelten Bundesrepublik nicht verantwortet werden kann.

(Anzeige in der Süddeutschen Zeitung vom 15./16. November 1983. Für die Friedensinitiativen der Ärzte – „Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges“ –, der Psychologen und sozialen Berufe – „Bewußt-Sein für den Frieden“ –, der Informatiker – „Informatiker warnen vor dem programmierten Atomkrieg“ –, der Naturwissenschaftler – „Verantwortung für den Frieden“ –, der Richter und Staatsanwälte – „Richter und Staatsanwälte für den Frieden“ –, der Lehrer – „Lehrer für den Frieden“. Getragen werden die Friedensinitiativen von vielen tausend Angehörigen dieser Berufsgruppen. Aus ihren Spenden wurde diese Anzeige finanziert.)

Ärzte und Psychotherapeuten für Volksbefragung vor Raketenstationierung

Zahlreiche sachkundige Männer und Frauen in vielen Ländern teilen in der Frage der Raketenauflistung nicht den Standpunkt der Bundesregierung. Auch wir meinen, daß wir mit den Raketen nicht sicherer leben, sondern sicherer sterben werden. In unserer täglichen Arbeit erleben wir das seelische Leiden der Menschen in unserer hochtechnisierten und hochgerüsteten Welt: Angst, Ohnmacht, Vernichtungswut. Die übergerüsteten Staaten erscheinen uns als Patient, der von einem „Heilmittel“ überzeugt werden soll, das ihn in Wahrheit eher töten wird, von nuklearen Angriffs- und Verteidigungswaffen.

Wir sind die möglichen Toten oder Verkrüppelten der nächsten Jahre, Monate oder Tage. Wir sind die möglichen Todesopfer von Fehlentscheidungen, eines Strudels von Ereignissen oder eines Computerfehlers. Wir fühlen uns entmündigt und gedemütigt, wenn die deutsche Regierung über unsere Köpfe hinweg entscheidet. Wir fordern deshalb vom Parlament, am 22. November 1983 die Raketenstationierung aufzuschieben! Wir wollen in dieser lebensentscheidenden Frage durch eine Volksbefragung direkt mitbestimmen!

(Anzeige in der Süddeutschen Zeitung vom 19./20. November 1983. Die Anzeige wurde durch Spenden von den Unterzeichnern finanziert.)

Gise'a Elsner Der Dissident oder das Opfer eines Unrechtsstaats

Aus dem Roman: „Die Zähmung“

Bettina, die seit vierzehn Tagen damit beschäftigt war, für das Kulturmagazin einer Fernsehanstalt einen Film über einen prominenten Dissidenten zu drehen, hatte sich schon mehrfach bei Giggenbacher erkundigt, ob sie den Dissidenten, dessen Wissen um die Mißstände in sozialistischen Ländern sie beeindruckend fand, nicht zum Abendessen einladen sollte. Weil Giggenbacher es einerseits unter seiner Würde fand, für einen Dissidenten ein Abendessen zuzubereiten, hatte er nicht ja gesagt. Weil er andererseits jedoch fürchtete, daß er Bettina mit einer Weigerung nur erbosen würde, hatte er auch nicht nein gesagt. Er hatte sie in der Hoffnung, daß sie die Angelegenheit vergessen würde, hingehalten. Aber Bettina war die letzte, die etwas, das sie sich in den Kopf gesetzt hatte, vergessen hätte. Ohne sich seiner Zustimmung zu versichern, hatte sie den Dissidenten, der sich Ludolf Sühlchen nannte, zum Abendessen eingeladen.

Ein Gespräch mit ihm kann deinen Horizont nur erweitern, hatte sie zu Giggenbacher gesagt, der bezweifelte, daß der Dissident zu den Menschen zählte, die zur Erweiterung seines Horizonts beitragen könnten. Vielmehr sah er voraus, daß Sühlchen versuchen würde, ihn zum Antikommunismus zu bekehren. Der Dissident war nämlich wegen seiner missionarischen Bekehrungswut und wegen seiner pfäffischen Geschäftstüchtigkeit berüchtigt. Von einer Begegnung mit ihm versprach sich Giggenbacher nichts Gutes.

Dennoch war er mittlerweile seit über zwei Stunden damit beschäftigt, für Sühlchen ein warmes Abendessen zuzubereiten, das aus einer Spargelcremesuppe, einem Filet Stroganoff und einer Götterspeise bestand. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er den Dissidenten mit Preßsack und Bratkartoffeln abgespeist. Aber Bettina hatte so großen Wert darauf gelegt, daß Sühlchen wie ein Ehrengast bewirtet wurde, daß er, Giggenbacher, sich schließlich wider besseres Wissen nachgiebig gezeigt hatte. Nun, da das Menü nur noch aufgetragen werden mußte, bereute er es zutiefst, daß er sich solche Mühe gemacht hatte. Er war überzeugt davon, daß er dem Dissidenten, dessen Besuch er keineswegs als eine Ehre betrachtete, mit seinem Menü viel zu viel Ehre erwies. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn ihm Bettina die Begegnung mit Sühlchen erspart hätte. Auch fürchtete er, daß sie dem Dissidenten den Eindruck vermittelt haben könnte, er, Giggenbacher, sei erpicht darauf, ihn, Ludolf Sühlchen, kennenzulernen. Dies wäre ihm höchst peinlich gewesen. Denn alles, was er aufgrund von Presseberichten, Rezensionen oder Fernsehsendungen über den Dissidenten in Erfahrung gebracht hatte, widerte ihn an und stieß ihn ab. Er hatte nicht vergessen, daß Sühlchen einzig und allein dadurch, daß ihn die Regierung seines sozialistischen Heimatlandes ausgebürgert hatte, zu Ruhm und Wohlstand gelangt war. Vor seiner Ausbürgerung war er ein armer Schlucker gewesen, nach dem kein Hahn gekräht hatte. Von dem Roman, den er verfaßt hatte, hatte sein hiesiger Verleger nicht einmal dreihundert Exemplare verkauft. Mit seiner Ausbürgerung hatte Sühlchen indes Schlagzeilen gemacht. Taglang hatte diese Ausbürgerung, in

deren Verlauf Sühlchen seinen eigenen, unbestätigten Angaben zufolge, mit Fausthieben und Würgegriffen in ein Zugabteil befördert worden war, ehrbare Bürger in Empörung versetzt. Zumal jene Zeitgenossen, denen es im allgemeinen völlig gleichgültig war, wenn fremden Menschen Unrecht geschah, hatten sich über Sühlchens Ausbürgerung und zumal über eine zehn Zentimeter lange Kratzwunde, die sich der Letztere bei der besagten Ausbürgerung zugezogen haben wollte, dermaßen ereifert, daß man hätte meinen können, sie seien ausgebürgert worden. Die Kratzwunde war wie ein Stigma bestaunt worden. Daß sie im Lauf von wenigen Tagen spurlos verheilt war, hatten die meisten Mitbürger insgeheim bedauert. Denn die besagte Kratzwunde war allgemein als ein über jeden Zweifel erhabener Beweis für die viehische Brutalität des Regimes betrachtet worden, das Sühlchen gnadenlos abgeschoben hatte. Nur ein paar subversive Elemente munkelten, daß sich Sühlchen diese Kratzwunde, von der in der gesamten Presse dieses Landes Fotos publiziert worden waren, vermutlich selber beigebracht hätte.

Weil Sühlchen in seinem Heimatland als Staatsfeind galt, war er hierzulande als Freiheitskämpfer gefeiert worden, obwohl er nie auf eine Barrikade gestiegen war. Seinen Roman, der über Nacht zum Bestseller wurde, hatte man sich aus den Händen gerissen. Nicht einmal in linksgerichteten Kreisen hatte man den Verdacht zu äußern gewagt, daß es Sühlchen, beeindruckt von den Erfolgen der Dissidenten, die vor ihm ausgebürgert waren, aus reinem Karrierismus auf seine Ausbürgerung angelegt hatte. Wer die Integrität des geschäftstüchtigen Ludolf Sühlchen in Frage stellte, mußte es sich gefallen lassen, daß er als ein Verleumder bezeichnet wurde. Wer die immensen Vorteile, die eine Ausbürgerung für den Ausgebürgerten mit sich brachte, auch nur erwähnte, setzte sich den Verfolgungen der Anhänger dieses sogenannten Freiheitskämpfers aus.

Doch nicht nur als Freiheitskämpfer war Sühlchen gefeiert worden. Im Kulturbetrieb war er aufgrund seiner Ausbürgerung, die er mit Hilfe einer gegen die Regierung seines Heimatlandes gerichteten Diffamierungskampagne erreicht hatte, von Anfang an förmlich auf Händen getragen worden. Ungeachtet dessen, daß er nichts als den besagten Roman vorzuweisen hatte, dessen Titel: AGONIE DER FREIHEIT lautete, war ihm voller Einfertigkeit der Rang eines begnadeten Dichters zugesprochen worden, den man getrost in einem Atemzug mit Proust nennen durfte. Die Furcht, als kommunistische Sympathisanten gebrandmarkt zu werden, hatte, auch diejenigen, die seine Prosa miserabel fanden, daran gehindert, sich kritisch darüber zu äußern. Niemand hatte das Geschick jenes tollkühnen jungen Lyrikers teilen wollen, der es auf seine Kappe genommen hatte, den Roman des Freiheitskämpfers Ludolf Sühlchen zu verreißen. Denn dieser Lyriker war zu einem Gesinnungslumpen gestempelt worden. Die Verfechter der freien Meinungsäußerung hatten ihn zudem mit allen Mitteln, die der Zweck heiligte, mundtot gemacht. Um kein Schattendasein fristen zu müssen, hatten sich selbst die fortschrittlicheren Kritiker* im Hinblick auf Sühlchens Prosa jeglichen Kommentars enthalten. Gehorsam hatten sie die Protestaufrufe unterzeichnet, in denen die Schriftsteller und Intellektuellen des Landes, die nicht als Gesinnungslumpen gelten wollten, die Ausbürgerung Sühlchens in schärfster Form verurteilt hatten.

Kaum, daß er zum Opfer eines Unrechtsstaats geadelt worden war, hatten die federführenden Persönlichkeiten im Kulturbetrieb ihren ganzen Stolz darein gesetzt, Sühlchen Literaturpreise zu verleihen, die ihm das leidvolle Los eines Ausgebürgerten

ten erleichtern sollten. Je mehr sie ihn geehrt und ausgezeichnet hatten, um so unerträglicher war es geworden, worin das Leid dieses Ausgebürgerten, der die elegantesten Maßanzüge trug und vor Wohlgenährheit immer feister wurde, eigentlich bestand. Trotzdem wagte es auch derzeit keiner, öffentlich zu erwähnen, was die Ausbürgerung Sühlchen alles eingebracht hatte. Er hatte dieser Ausbürgerung nämlich nicht nur eine hochherrschaftliche, blaßrosa Villa mit Swimmingpool, Solarium und Sauna zu verdanken, die den Ausblick auf den Kanal bot, an dessen Ufern Giggelbacher fast täglich spazieren ging. Dank seiner Ausbürgerung besaß Sühlchen obendrein ein Chalet an einem Schweizer See, einen Bungalow auf einer Nordseeinsel, ein dickes Aktienpaket, eine bergblaue Segeljacht und einen silbergrauen Mercedes, den ein sächsischer Chauffeur steuerte, gegen den in seinem Heimatland ein Ermittlungsverfahren wegen Spionageverdachts lief. Außer diesem Chauffeur hatte Sühlchen einen koreanischen Butler, eine ungarische Haushälterin, eine polnische Zugehfrau und einen rumänischen Gärtner angestellt. Diese dienstbaren Geister, die sich gegenseitig dazu beglückwünschten, daß sie für einen prominenten Ausgebürgerten untergeordnete Arbeiten verrichten durften, trugen gemeinsam mit einem Schweizer Hausmeisterehepaar Sorge dafür, daß Sühlchens Anwesen während dessen Abwesenheit nicht verwahrlosten.

Denn obwohl Sühlchen ohne seine Ausbürgerung niemals zu einem solchen Wohlstand gelangt wäre, war er ständig unterwegs, um gegen diese Ausbürgerung zu protestieren. Er protestierte wohl einerseits dagegen, um sich das Wohlwollen seiner Anhänger und seiner Förderer zu erhalten, die aus allen Wolken gefallen wären, wenn er sich geweigert hätte, auch weiterhin die Rolle des Opfers eines Unrechtsstaates zu spielen. Andererseits protestierte er ganz offensichtlich gegen seine Ausbürgerung, weil keinerlei Gefahr bestand, daß er mit seinen Protesten das geringste erreichte.

Unentwegt reiste er mit seinen vandyckbraunen Krokodillederkoffern durch das ganze Land und setzte seine Zuhörerschaft auf Tagungen, Kongressen, Lesungen, Fernsehdiskussionen und Poesie-Festivals, wo er atemberaubende Honorare kassierte, davon in Kenntnis, welches Unrecht ihm von einer kommunistischen Regierung zugefügt worden war. Weil er es nicht müde wurde, Greuelmärchen über sein Heimatland zu verbreiten, wurde er immer wieder eingeladen. Trotz seiner eleganten Maßanzüge und trotz seines immer feister werdenden Aussehens verstand er es so geschickt, den Entwurzeltens herauszukehren, daß jedermann vor Mitgefühl feuchte Augen bekam. Selbst raffgierige, gefühlskalte Industriellengattinnen rührte er zu Tränen, wenn er auf das Kaff zu sprechen kam, nach dem er Heimweh zu haben vorgab.

Wie ein Vertreter war er in Sachen Ausbürgerung auf den Beinen. Überall ließ er ein Häuflein Empörer zurück, die lieber tot als rot sein wollten. Obwohl er weder krank noch schwächlich wirkte, rissen sich die Frauen darum, ihn zu bemuttern. Es kam selten vor, daß er allein in Erscheinung trat. Meistens wurde er auf seinen Reisen und bei seinen Besorgungen von Buchhändlerinnen, Redakteurinnen, Kritikerinnen, Dozentinnen, Germanistikstudentinnen oder Abituriendinnen begleitet, die heimlich Gedichte schrieben und es als eine Ehre betrachteten, wenn sie sein vandyckbraunes Aktenköfferchen aus Krokodilleder, seinen vandyckbraunen Regenschirm mit dem Platingriff oder zumindest die in seinem Heimatland erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften tragen durften, deren Lektüre ihn im Hinblick auf seine

Greuelmärchen inspirierte. Mittlerweile hatte es sich allerdings herumgesprochen, daß seine Beziehungen zu diesen weiblichen Wesen keineswegs sexueller Art waren. Er schien es ganz einfach für eine Prestigefrage zu halten, daß er trotz seines kleinen Wuchses, trotz seiner Beleibtheit und trotz seiner Krummbeinigkeit stets von ehrfürchtigen Verehrerinnen umgeben war, die an seinen Lippen hingen. Seine heimlichen Gegner, denen es der Selbsterhaltungstrieb verbot, ihn offen anzugreifen, zerbrachen sich den Kopf über sein Triebleben. Einige von ihnen mutmaßten, daß er impotent sei. Andere wiederum brachte die reinrassige Dogge, die der Dissident sein eigen nannte, auf den Gedanken, daß Sühlchen Sodomit sei. Doch die Gerüchte, die böse Zungen diesbezüglich verbreiteten, schadeten Sühlchen in keiner Weise. Vielmehr ließ das Gemunkel, daß er Sodomit sei, das Interesse an seiner Person, das allmählich nachzulassen begann, von neuem aufleben.

Es waren nicht die Lästermäuler, die Sühlchen schadeten, Es waren Dissidenten wie er, die seinem Ruhm Abbruch taten. Jedesmal, wenn ein frischgebackener Ausgebürgter Schlagzeilen machte, machten Sühlchen Magenkrämpfe zu schaffen. Ohnmächtig mußte er zusehen, wie er von den Dissidenten, die, beeindruckt von seinem Erfolg, ihre Ausbürgerung nach ihm angezettelt hatten, skrupellos überrundet wurde. Ohnmächtig mußte er zusehen, wie sie ihre Ausbürgerung ausschlachteten. Ohnmächtig mußte er zusehen, wie sie als Freiheitskämpfer gefeiert und als Opfer eines Unrechtsstaats geehrt wurden, wie sie in Sachen Ausbürgerung durch das ganze Land reisten und gegen ihre Ausbürgerung protestierten, während seine Ausbürgerung, die längst verjährt war, mehr und mehr ihre Aktualität verlor. Schließlich konnte er es ihnen nicht verbieten, daß sie seinem Beispiel folgten. Obwohl er sie zurecht als Konkurrenten betrachtete, die ihm sein täglich Brot streitig machten, konnte er sie nicht bekämpfen. Es blieb ihm keine andere Wahl, als sich mit diesen frischgebackenen Ausgebürgerten, die er durchschaute wie sie ihn durchschauten, solidarisch zu erklären. Ungeachtet dessen, daß sie ihm das Wasser abgruben, hielt er es für ratsam, ihnen als ein Entwurzelter unter Entwurzeltens brüderlich unter die Arme zu greifen. Um sich ins Gespräch zu bringen, holte er bald diesen, bald jenen Ausgebürgerten, kaum, daß der zum erstenmal die Luft der westlichen Freiheit eingetaucht hatte, von der Grenze ab. Er bot bald diesem, bald jenem Ausgebürgerten in seiner hochherrschaftlichen, blaßroten Villa Unterkunft oder, wie er sich auszudrücken beliebte: Brot, Tee und Bett. Damit erreichte er immerhin, daß auch seine Ausbürgerung in der Presse am Rande erwähnt wurde. Aber er konnte es nicht verhindern, daß seine Anhänger zu Dissidenten überließen, deren Ausbürgerung noch nicht verjährt war. Bei seinen Veranstaltungen waren die Säle längst nicht mehr überfüllt. Oftmals blieb ihm der Anblick leerer Sitzplätze nicht erspart. Um seine Ausbürgerung künstlich aufzuwerten, schrieb er zwar einen Roman über deren Folgen. Doch dieser Roman, der den Titel: JENSEITS DER SCHANDMAUER hatte, wurde kurzfristig an letzter Stelle auf den Bestsellerlisten angeführt.

Während es kurz nach seiner Ausbürgerung, die ihm den Zugang zu den besten Kreisen eröffnet hatte, Sühlchens Hauptbeschäftigung gewesen war, Kanzlerkandidaten, Ministern, Konzernherrn, Bankiers, Nobelpreisträgern, Botschaftern, Dirigenten und Intendanten die Hände zu schütteln, traf man ihn neuerdings auf Partys von Kulturdezernenten, Rundfunkredakteuren oder Lektorinnen. Die Tatsache, daß er auch Bettinas Einladung zum Abendessen angenommen hatte, zeugte weni-

ger von seiner Vorurteilslosigkeit als von seinem unaufhaltsamen Abstieg. Dies erriet Giggenbacher in seinem Hang zur Selbstzerfleischung instinktiv. Ohne daß er es sich so unumwunden eingestanden hätte, ahnte er, daß Sühlchen ihm und Bettina die Ehre seines Besuchs lediglich zuteil werden ließ, weil er es sich nicht mehr leisten konnte, seinen Umgang betreffend so wählerisch wie früher zu sein.

Wie er sich diesem abgewirtschafteten Prominenten gegenüber verhalten sollte, der sich mit Händen und Füßen dagegen sträubte, in Vergessenheit zu geraten, war Giggenbacher recht unklar. Er wußte einzig und allein, daß er es sich schuldig war, Sühlchen mit einer unmißverständlichen Zurückhaltung zu begegnen. Nervös schaute er auf seine Armbanduhr. Er stellte fest, daß sich Bettina und Sühlchen bereits um zwanzig Minuten verspätet hatten. Er empfand diese Verspätung als eine Unverfrorenheit. Wütend hob er die Deckel der Kochtöpfe hoch, in denen die Spargelcremesuppe, das Filet Stroganoff und der Reis zu verkochen begannen. Der Dampf, der aus den Töpfen stieg, beschlug seine Brillengläser, so daß er seine Umgebung kurzfristig nur noch verschwommen wahrnehmen konnte. Nachdem er die Brillengläser mit seinem Taschentuch blankgewischt hatte, blickte er stirnrunzelnd an sich herab. Zu seiner Überraschung entdeckte er an seinem Polohemd und an seinen BlueJeans nicht nur die üblichen Öl-, Eigelb-, Senf- und Soßenflecken, sondern zudem zahlreiche Blutflecken, die offensichtlich beim Zerschneiden der rohen Filetsteaks an diese Kleidungsstücke geraten waren. Mit dem Bewußtsein, daß er sich so nicht sehen lassen konnte, stürzte er zu dem Kleiderschrank, der sich im Schlafzimmer befand. Doch kaum, daß er dem Schrank ein frisches Hemd entnommen hatte, kündigte ihm ein dreimaliges Klingelzeichen die Ankunft Bettinas und Sühlchens an. Kopflos eilte er zur Wohnungstür. Er wollte die Tür gerade öffnen, als sie von außen aufgestoßen wurde. Zu seiner Verwunderung hielt es Bettina allem Anschein nach für angemessen, dem Dissidenten und dessen bedrohlich knurrenden Dogge den Vortritt zu lassen.

Sühlchen, der derartige Anbiederungsversuche gewohnt zu sein schien, trat auch ohne zu zögern als erster in die Diele. In seinem maßgeschneiderten, silbergrauen Paletot, unter dem er einen silbergrauen Maßanzug und eine möglicherweise ebenfalls maßgeschneiderte silbergraue Krawatte trug, wirkte er wie verkleidet. Denn die Eleganz seiner Aufmachung, die eine Platin-Krawattennadel mit drei erbsengroßen Smaragden zusätzlich betonte, wurde durch seinen kleinen Wuchs, durch seine Beleibtheit und durch seine Krummbeinigkeit auf eine hinterhältige Weise untergraben. Daran änderten auch die erhöhten Absätze seiner Schuhe nichts, die ihn lediglich um drei lumpige Zentimeter länger machten. Selbst wenn er diese Absätze um ein paar weitere Zentimeter hätte erhöhen lassen, wäre er ein Dreikäsehoch geblieben.

Wie viele kleine Menschen hielt er sich auf eine Weise aufrecht, der etwas Lächerliches anhaftete. Er erweckte den Eindruck, als sei er fortwährend im Begriff, sich nach einer für ihn unerreichbaren Decke zu strecken. Selbst als er Giggenbacher begrüßte, erlaubte er es sich nicht, auch nur sekundenlang nickend seinen fast kugelrunden Kopf zu senken, der zu groß war, um mit seinem kurzen Körper zu harmonieren. Ohne auf ihn zuzugehen, hielt er Giggenbacher seine Hand hin. Weil dieser jedoch im gleichen Augenblick vor der noch immer bedrohlich knurrenden Dogge zurückwich, die möglicherweise durch die Blutflecken an seiner Kleidung gereizt wurde, kam es zu keinem Händedruck. Mit einem schulmeisterlichen Kopfschütteln

ließ Sühlchen seine Hand sinken. Er dachte offensichtlich nicht daran, das zähnefletschende Tier zur Ordnung zu rufen. Er dachte auch nicht daran, seinen Liebling an dessen Halsband zurückzuerzen, das im Gegensatz zu anderen Hundehalsbändern insofern der Rede wert war, als es nicht anders als die Krawattennadel des Dissidenten aus Platin bestand und mit drei erbsengroßen Smaragden besetzt war. Vielmehr musterte Sühlchen Giggenbacher mit unverhohlenem Hohn.

Haben sie etwa Angst vor Hunden, erkundigte er sich mit einem kurzen, kehligen Auflachen.

Ich habe nur vor bissigen Hunden Angst, meinte Giggenbacher.

Mein Hund ist kein bissiger Hund, erwiderte Sühlchen.

Er beißt nur, wenn ich ihm dazu den Befehl erteile, fügte er hinzu, indem er seinen Paletot, den er inzwischen ausgezogen hatte, an einen der Garderobenhaken neben der Wohnungstür hängte.

Ich hoffe, daß Sie an diesem Abend keine derartigen Befehle erteilen werden, meinte Giggenbacher, bemüht, seine Furcht vor der Dogge, die sich noch immer nicht beruhigt hatte, mit einem Scherz zu kaschieren.

Aber Sühlchen lächelte nicht einmal höflichkeitshalber über diese Bemerkung. Ich erteile solche Befehle grundsätzlich nur, wenn ich dazu gezwungen werde, entgegnete er, ehe er Giggenbacher und Bettina den Gehorsam seines Hundes dadurch demonstrierte, daß er das Tier, das wie er nach einem herben Herrenparfüm roch, sich niederzusetzen ließ. Die Dogge gehorchte zwar unverzüglich. Doch kaum, daß sie ihren Gehorsam bewiesen hatte, fing sie an, Sühlchens Hosenlatz so hingebungsvoll zu belecken, daß der Dissident in Verlegenheit geriet. Nachdem er vergebens versucht hatte, das aufdringliche Tier abzuwimmeln, erkundigte er sich mit einer backfischhaften Verschämtheit bei Bettina, wo er sich mal eben die Hände waschen könne.

Bettina führte ihn sogleich zum Badezimmer, dessen Tür er nicht nur abschloß, sondern obendrein verriegelte. Danach war von ihm eine Viertelstunde lang weder etwas zu sehen noch etwas zu hören.

Zunächst machten sich die Giggenbachers keine Gedanken darüber, daß der Dissident zum Säubern seiner fleischigen Hände weitaus länger brauchte als andere Leute. Es fiel ihnen auch nicht auf, daß nicht einmal das Plätschern des Wassers, das letztlich zum Händewaschen unentbehrlich ist, zu hören war. Doch nach einer Weile wurden sie unruhig. Aufgeregt deutete Bettina auf die noch immer verschlossene und verriegelte Badezimmertür.

Ich frage mich, was er da drinnen treibt, flüsterte sie Giggenbacher zu, der sich ebenfalls über das eigenartige Verhalten des Dissidenten zu wundern begann. Auf Zeihenspitzen näherte er sich der Badezimmertür. Aber er konnte noch immer kein Geräusch vernehmen, das ihm Sühlchens Treiben betreffend einen Anhaltspunkt geboten hätte. Er war sich lediglich sicher, daß sich Sühlchen nicht die Hände wusch. Denn das Plätschern des Wassers wäre unweigerlich durch die Fugen zwischen der Tür, dem Türrahmen und der Türschwelle in die Diele gedrungen. Er sagte sich, daß Sühlchen die Behauptung, daß er sich die Hände waschen wolle, ganz offensichtlich nur als Ausrede gebraucht hatte, um sich in Muße irgendeiner mysteriösen Tätigkeit widmen zu können, die allem Anschein nach völlig geräuschlos zu verrichten war. Eine unbändige Neugier packte ihn. Er hätte etwas dafür gegeben, wenn er in Erfahrung hätte bringen können, was der Dissident augenblicklich trieb. Die unerklärli-

che Stille, die im Badezimmer herrschte, beunruhigte ihn mehr und mehr. Auf die Gefahr hin, von Sühlchen beim Lauschen ertappt zu werden, legte er das linke Ohr an die Türfüllung. Er meinte, den Dissidenten leise und hechelnd atmen zu hören. Aber er war sich nicht sicher, ob es sich hierbei nicht um eine Einbildung handelte. Die Vorstellung, daß Sühlchen, ehe er überhaupt dazu gekommen war, seine Hände zu waschen, einen Schwächeanfall, einen Schlaganfall oder gar einen Herzinfarkt erlitten haben könnte, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Er fragte sich, ob er vielleicht den dumpfen Aufprall des beleibten Körpers des Dissidenten auf dem Kachelboden des Badezimmers überhört hatte. Aber er wußte auf diese Frage keine Antwort. Er wußte nur, daß es ihm höchst peinlich sein würde, wenn es sich herausstellen sollte, daß Sühlchen ausgerechnet in seinem Badezimmer seinen letzten Atemzug getan hatte. Ratlos sah er Bettina an, die mit einer eher pikierten als ängstlichen Miene einen Meter entfernt in der Diele stand. Die Stille im Badezimmer erforderte den Dissidenten im Koma liegen konnte. Für einen Augenblick war er drauf und dran, an die Badezimmertür zu klopfen und sich nach Sühlchens Befinden zu erkundigen. Allein die Furcht, daß der Dissident, falls er wohlaufliegen war, eine solche Störung als Ungehörigkeit betrachten könnte, hielt ihn davon ab. Er wagte es weder, Bettina seine diversen Mutmaßungen mitzuteilen, noch wagte er es, sich von der Badezimmertür zu entfernen. Ohne zu wissen, was er zu verhüten haben würde, wollte er rechtzeitig zur Stelle sein, damit er gegebenenfalls auf einen auch noch so unterdrückten Hilferuf des Dissidenten hin die Tür aufbrechen konnte. Unfähig, die Initiative zu ergreifen, stand er in Habachtstellung vor der Tür. Erst, als Bettina voller Nachdruck auf das Schlüsselloch deutete, ermannte er sich zu einer Indiskretion, die ihm sein Feingefühl unter anderen Umständen verboten hätte. Er beugte sich hinab zu diesem Schlüsselloch und schaute ins Badezimmer.

Obwohl er mit dem Schlimmsten rechnete, raubte ihm der Anblick, der sich ihm bot, ungeachtet dessen, daß es sich dabei nur um einen kümmerlichen Ausschnitt handelte, kurzfristig die Fassung. Denn dieser Ausschnitt zeigte ihm zu seiner Entgeisterung den kugelrunden, stark geröteten Kopf des Dissidenten, der offensichtlich rücklings auf dem Fußboden des Badezimmers vor der Badewanne lag und mit einem entrückten Gesichtsausdruck in ein Taschentuch biß, das er sich wie ein Knebel in den Mund geschoben hatte. Er lag so reglos da, als wäre er gefesselt worden. Nur seine Augen traten weiter und weiter aus den Höhlen. Als sie auf eine beängstigende Weise hervorquollen, riß er sich plötzlich mit einem Ruck das Taschentuch, das genauso silbergrau war wie sein Paletot, sein Anzug und seine Krawatte, aus dem Mund, und stieß einen Seufzer aus, der eher jammervoll als wohlklingend klang.

Ohgottohgottchen, sagte er, bevor er trotz seiner Beleibtheit mit einer Behendigkeit aufstand, die Giggenbacher einem so korplulenten Menschen nicht zugetraut hätte. Ohnehin war er dermaßen verblüfft über das Schauspiel, das ihm Sühlchen unfreiwillig geboten hatte, daß er es versäumte, sich rechtzeitig von der Badezimmertür zu entfernen. Als der Dissident den Türriegel nicht einmal sonderlich unvermittelt zurückschob, stand er noch immer in der verwerflichen Pose eines Voyeurs vor der Tür.

Ich verbitte mir, daß Sie mich bespitzeln, rief der Dissident, der, während Giggenbacher bis zu den Haarwurzeln errötete, keinerlei Anzeichen von Scham zeigte, in einem scharfen Tonfall.

Wir befinden uns hier nicht in einem Überwachungsstaat, fügte er hinzu. Ich wollte Sie weder bespitzeln noch überwachen, erwiederte Giggenbacher. Ich wollte Ihnen lediglich zu Hilfe eilen. Was in aller Welt hat Sie denn auf den Gedanken gebracht, daß ich Ihre Hilfe nötig hätte, erkundigte sich Sühlchen.

Mich hat die Tatsache beunruhigt, daß eine Viertelstunde lang im Badezimmer nicht das leiseste Geräusch zu hören war, sagte Giggenbacher.

Heißt das, daß Sie die ganze Zeit über an der Badezimmertür gelauscht haben, fragte der Dissident, der sich allem Anschein nach dadurch, daß er Giggenbacher ins Unrecht zu setzen suchte, reinwaschen wollte.

Ich habe nicht aus Neugier gelauscht, rief der Letztere nun ausgesprochen ärgerlich. Ich habe lediglich mein Ohr an die Türfüllung gelegt, weil ich den Eindruck hatte, daß Ihnen etwas zugestoßen sei, fuhr er fort.

Aber Sühlchen brachte ihn mit einem kurzen, kehligen Auflachen zum Verstummen.

Ich muß Ihnen gestehen, daß Sie mich nicht nur zu langweilen beginnen, sagte er. Sie können mich auch nicht von der Lauterkeit Ihrer Absichten überzeugen.

Ich halte Ihre Äußerungen, offen gesagt, für nichts anderes als faule Ausreden, fügte er hinzu und er sah Giggenbacher durchdringend an.

Warum sollte ich denn, falls ich Ihnen nicht zu Hilfe eilen wollte, Ihrer Meinung nach durch das Schlüsselloch geschaut haben, fragte Giggenbacher aufgebracht.

Das liegt doch auf der Hand, rief Sühlchen.

Glauben Sie etwa, daß es mir Lustgefühle verschaffen würde, fremden Menschen bei Ihren intimen Verrichtungen zuzusehen, stieß Giggenbacher hervor.

Ich würde gegen die Höflichkeitsformen verstossen, wenn ich Ihnen diese Frage wahrheitsgetreu beantworten würde, erwiederte Sühlchen.

Trotzdem möchte ich Ihnen nicht verschweigen, daß mir Ihre tapfere kleine Frau von Herzen leid tut, fuhr er fort, indem er sich Bettina zuwendete, die sich wohlweislich nicht in diese peinliche Auseinandersetzung eingemischt hatte. Er ergriff ihren Arm und führte sie, ganz Cavalier der alten Schule, zu dem gedeckten Tisch.

Du kannst das Essen auftragen, rief sie Giggenbacher zu, der unschlüssig in der Mitte der Diele stehengeblieben war. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Einerseits hatte er das Gefühl, daß er sich etwas vergeben würde, wenn er jetzt dem Dissidenten das Abendessen servierte. Andererseits graute es ihm vor der Szene, zu der es nach seinem Dafürhalten kommen würde, wenn er sich weigerte, Sühlchen zu bewirten. Um Zeit zu gewinnen, zündete er erst einmal die beiden Kerzen an, die er vor Stunden auf den Tisch gestellt hatte, ehe er beschämmt über seine Feigheit die Spargelcremesuppe holten ging.

Susanne Hennemann Kaum blicken wir auf

Gebeugt nähen wir mit
am Tuch der Zeit
Kaum blicken wir auf
Und es erhebt sich Frage über Frage

Karl H. Schneider
Wende

Als Herr Genscher,
der meiner Partei
lange als Alibi
für ihre Mißerfolge
diente,
die sogenannte Wende
herbeiführte,
war mir klar,
daß auch ich in Zukunft
viel zu wenden hätte:
Zunächst einmal
meinen guten Sonntagsanzug,
damit ich in ihm
die bevorstehenden
schlechten Zeiten
besser überstehen kann.

Im Ruhrgebiet

Immer mehr Betriebe
schließen ihre Pforten,
immer mehr Proleten
liegen auf der Straße.
Was für ein Glück,
daß da bald
in Dortmund
eine große Spielbank
eröffnet wird,
in der die Arbeitslosen
ihre Unterstützung
jeden Abend
mindestens
verdoppeln können!

Hellmuth Opitz
Nicht in Geschichtsbüchern

Sie erinnert sich anders
an die dunklen Jahre.
Nicht, daß sie nichts erlebt,
nichts erlitten hätte, nein,
genauer jedoch
beschreibt sie den Sprung
im Deckel der blauen Teekanne,
die, echt Meißener, verlorenging
bei einem Bombenangriff,
genauer auch schwärmt sie
von den Sirupschnitten der Mutter;
nicht gerade das,
was in Geschichtsbüchern steht
und doch
ein eigenes Leben
unverwechselbar
bis zum Gartenzaun.

Achim Knüpffer von Hirschheydt
Prüfening

Vom Frieden
Und vom Tode sprachen
Die Vögel im Wald.

Dort war schon Grenzland;
Und Dunst aus der Erde
Hüllte efeuummantelte Bäume
In älteres Grau.

Fünf Stundenschläge.
Tauben umflogen den Turm.
Wir standen und lasen
Die Regenschrift,
Die Wasserzeichen.

Aus der Klarheit
Traten Verstorbne,
Sie führten
Tote zum Tor.

Reliquienkammer

Heilige Klauen
Pergamentverdächtig,
Brokatverschnürt
In strotzenden Monstranzen,

Aus kaltem Stuck
Hängt flackernd
Gelbes Licht,
Das Seidenfutteral
Verschweigt Entsetzen.

Skelettne Schatten tasten
Scheu nach Segen,
Sekundenprozession
Im Knochenkasten,

Am Fenster plaudert
Ein Novemberregen.

Gerhard Weiß
Zwischen den Zeiten

Als der Film lief – schlief ich
über dem Atlantischen
Ozean ertrank die Sonne in ungenauen
Farben unter mir der Koffer mit
Unterhosen & Krankenscheinen &
weitgereister Literatur erschöpft
vom Dorthwesen sein ohne Vorstrafen

Als die Quarters ihren Wert aufgaben – lief
ich über den Boulevard
einer reisewerten Stadt mit Koffer
an den Knieen und alte Groschen
zählend auf der Hand in ungefährer
Ahnung meiner nächsten Werte

Zwischen den Zeiten habe ich
entschlossen meinen Kopf zur Einreise
zu zwingen oder doch zu überzeugen
von der Notwendigkeit des Asyls
nach der Landung

Kurt Leitner
In memoriam Volker von Törne

Schrieb sich die Seele
aus dem Leib
Schrieb gegen Seelenlosigkeit
Sprüche über die Widersprüche
Förderte zu Tage
Was unter den Verschüttungen begraben
Poesie kam nicht aus dem Kopf
Sie brannte ihm unter der Haut
Er spie Feuer
Und war doch voller Sanftheit
Saß nicht im Glashaus
Nichts wurde ihm alltäglich
Nicht der alte Schrecken
Und nicht die neuen Ängste
Die Zukunft vor Augen
litt er an der Vergangenheit
Starb an der Gegenwart

Volker von Törne, deutscher Lyriker, 1934–80

Jürgen Peter Stössel Trügerische Zuflucht

Was untergeht ist
nur die Sonne

Wie du siehst
trägt auch hier
der Schein auf den
erkaltenden Gesichtern

Es ist Eis auf den Bergen
Aber sie bleiben an ihrem Platz
Erleuchteter Rumpf
des sagenhaften Schiffes
taucht das Dorf auf
Doch das Haus
in dem ich vorübergehend
zu Haus bin
hat auch im Dunkeln
festen Grund

(wär ja ein Wunder wenn einer
noch schriebe im Ernstfall)

Die Fantasie freilich
alliteriert auf dem Papier
der Schatten Falten-
wurf über Felswände
vom Fuß der Gletscher
mit großer Geste hinab
zum Meer das klassische Kostüm
vergangner Katastrophen

künstliche Gewitter
im Gehirn Linienblitze
elektrische Blutspur
erfundener Flüsse
von Geburt an
versiegend mit Schaum
vor den Zähnen zynisch
wiedergekäuter Nachruf
nicht endendes Geheul
über das unwiderruflich
nahende Ende
die knirschende Kälte
im stählernen Sarg

ausgestattet mit allen erdenklichen
Eigenschaftswörtern dem erlesenen
Reichtum einer Grammatik
erster Klasse genießend
den Luxus des Überlebens
ein Weltreisender mit schwerem
Kopfgepäck
Das ist das mindeste
was von mir erwartet wird
wenn man mich schon in Ruhe lässt
tagelang nicht zur Pflicht ruft
am Telefon
mir einen neuen Namen zubilligt
meine Augen abschirmt
mit Winterbildern auf denen die Natur
noch so natürlich erscheint
wie auf Fototapeten

himmlische Farbtöne abgestimmt
auf zeitgemäß wechselnde
Stimmungen modischer Schnickschnack
der vortäuscht
Veränderung (was für ein
sperriger Begriff!)

Halten wir uns (wer
schaut mir da über die Schulter?)
lieber an das was wir sehen
im Augenblick zum Beispiel
ein verblasstes bleich-
süchtiges Blau mit Rosa
gepudert die brüchige
Schneehaut

Ganz schön morbid
mein lieber Schwan
Mir scheint
es färbt doch ab
was dir der Herr des Hauses
hinterließ das Erbe
russischen Adels geraubte Ikonen etcetera
(Malt es euch selber aus
Mir fehlt der Sinn
für die Ästhetik der Ausbeutung)

Barbara Maria Kloos Erster bis dritter Frühling

Ein Friedhofsgedicht

Ach, dein Haarschopf
gestern noch Milch & Honig
heut schon klebrige Zuckerwatte
und ewig der Kamm drin!
Wozu diese Kosmetik für den Kopf
in dem nur Strophen wohnen
nichts als Gedichte.
Daneben mein Helm
aus dunkelblonden Strähnen
schon ausgefranst
vom langen Schlußverkauf.

Hier sind wir
eingebacken in tausend Plastiktüten
auf einer Friedhofsbank im Grünen.
Hier sind wir
und stoßen die Welt an
diesen runden Grabstein.
Wie die Engel glotzen
steckt man ihnen Hagebutten ins Genick
in die festverschnürten Schenkel.

Unverdrossen füllen silberne Witwen
ihre Gießkanne mit Tränen
schlagen sich täglich ans Kreuz
tunkten ihre Blätterteigstirn
in dünnen Schonkaffee
füttern fette Pudel Enkelkinder Elefantbabies
mit ihrem spinatgrünen Herzen.

Ach, wenn wir soweit sind
so nah am Ziel
graue Jahresringe um die Augen sammeln
und exotische Briefmarken aus Castrop-Rauxel
allein mit dem Diabetikerwein
den blutigen Ravioli aus der Dose
dem Wunschkonzert für Senioren
den offenen Pulsadern
dann treffen wir uns hier
schlagen uns an die Tatterbrust
und feiern den dritten Frühling
hinterm heiligen Holunderbusch.
Amen!

Astrid Arz Fremdenführung

Niemand in dieser scheintoten Stadt
kann sagen, wo die dunklen Gassen aufhören
und warum der Dom aus Beton ist.

Weisse Spatzen fressen aus der Hand.
Hier hat Dr. Seltsam ein Denkmal,
mit Sonnenbrille auf dem Marktplatz.

Als Souvenir empfehle ich Teesiebe
aus Taiwan, im Sonderangebot,
oder einen Lindwurm aus Marzipan.

Nachts stehen die Weinberge Spalier.
Familienväter singen sich in Schlaf, es dröhnen
die Kirchenglocken: schon so spät!

Autobahn

Sonnenreflexe im Seitenspiegel,
blonde Kinder winken aus blauem Metallic-VW,
und da: ein Doppelregenbogen!

Angeschnallt kommen wir weiter.
Das Autoradio bringt uns heute
Niederschläge und Blasmusik.

Hubschrauber stehen still über uns,
verschwinden dann hinter den Hügeln.
Der Himmel läuft langsam rot an.

Bruno Donus Gewichtung

Du willst
die Welt verändern,
Menschlein.
Was denkst Du,
wieviel die Welt wiegt?
Und
was wiegst Du?
Mehr essen allein
nützt da
auch nichts.

Unterwandert

Die beste Freundin
meiner Enkelin
hat Religionsunterricht
bei einem Pfarrer
der in der Friedensbewegung mitmacht
und Kriegsdienstverweigerer verteidigt.
Ich glaube nun bin ich
kommunistisch unterwandert.

Victor Jara Venián del desierto

Sie kamen aus der Wüste,
herab die Hänge, sie kamen vom Meer.
Das Herz wurde ihnen leicht
und frei auf dem Weg.
Sie begegneten dem Tod.
Hart wurde das Brot.
Sie kamen aus allen Teilen
des Landes.

Der Genosse erzählte
von der Geschichte der Menschheit,
von der Geschichte der Minen,
von der Geschichte des Landes und der Städte.
Immer wieder hatten sie sich erniedrigt.
Nun erkannte der eine im andern den Bruder.

Sie gingen wieder an die Arbeit,
der Bergmann und der Fischer.
Sie sangen die Hoffnung.
Sie schafften die Einheit
mit Pfeifen und mit Trommeln
mit metallenen Flöten.
Sie warfen die Saat aus
des Guten für alle.

frei übersetzt von Elisabeth Steffen

Stefan Kissner

eines morgens
gleich nach dem aufstehen
gefießt mir der tag nicht mehr so
wie er vorbereitet war für mich
ich ließ stehen:
das ei auf dem tisch
toast und
kaffee
ich ließ liegen:
zigaretten und aktentasche
zeitung
hut und mantel
meine im bett rauchende frau
ich öffnete:
das fenster und
flog davon.

Herbert Friedmann
Nähere Daten unbekannt

Zufallsbekanntschaft broschiert
DER SCHMETTERLING
zum 50. Jahrestag
der Bücherverbrennung
DER LETZTE WAR'S DER ALLER ALLERLETZTE
DER SATT UND BITTERBLENDEND GRELLE
broschierte Zufallsbekanntschaft
Goethe Heine Anders
Becher Brecht Brügel
Ehrenstein Einstein Feuchtwanger
Flüsterwitze Fried Friedmann
auf Seite siebenundvierzig
VIELLEICHT WENN EINE SONNENTRÄNE IRGENDWO AUF
WEISSEM STEIN ERKLINGT
SO WAR DAS GELB
Friedmann, Pavel
geboren gestorben
7. 1. 1921
Prag
UND TRUG SICH SCHWEBEND IN DIE HÖHE
ER STIEG GEWISS GEWISS WOLLT' KÜSSEN ER DORT MEINE
LETZTE WELT
Auschwitz
29.9. 1944
die Frage nach der Todesursache
erübrigts sich
UND SIEBEN WOCHEN LEB ICH DA
GETTOISIERT
1942 deportiert
nach Theresienstadt
nähere Daten bekannt
HIER FANDEN MICH DIE MEINEN
verbrannt vergast erschossen
gedemütigt getreten geschlagen
gefoltert erschossen erhängt
verbrannt erschlagen vergast
millionenfach ausgelöscht
nähere Daten bekannt
lese leise lese laut
MICH RUFT DER LÖWENZAHN
UND AUCH DER WEISSE ZWEIG IM HOF AUF DER KASTANIE
DOCH EINEN SCHMETTERLING HAB ICH
HIER NICHT GESEHN

Lese laut lese leise
DAS WAR GEWISS DER ALLERLETZTE
DENN SCHMETTERLINGE LEBEN NICHT
IM GETTO
weine leise weine laut
lange Nacht
Menschenbruder Bruder Mensch
bei der nächsten
Friedensdemo
gehst du neben mir
und erzählen will ich allen
von einem gelben Schmetterling.

**Alf Tondern
wehrt euch!**

als es nacht wurde
eine stunde nach dem lichtblitz
und mitten an einem herrlichen sommertag
als auch die grellsten feuerstürme
von der todesnacht geschluckt wurden
da wußten die Überlebenden
daß sie die verlierer waren
da schrieen sie ihre verzweiflung heraus
da reckten sie anklagend die fäuste zum himmel
da verfluchten sie die mordwaffe
(indes sie langsam versufteten)
und den mördergott
der dies zugelassen hatte
da dachte keiner mehr
an seine versäumnisse
da wußte keiner
von seinem hasenherzen
das bis zum halse schlug
auf der nicht genehmigten demonstration
da hatte keiner
den trugfrieden brechen
den makel der illegalität
ertragen wollen
da war keiner
dem aufruf gefolgt –
als er sich die todesart
noch aussuchen konnte

Peter O. Chotjewitz Eigentlich hätte ich lieber den Faust gespielt

Erzählung

Meine Beschäftigung mit Goethe begann vermutlich erst im Nachkriegswinter 1949/50, jedenfalls erinnere ich mich nicht, vorher von ihm gehört zu haben. Ich kannte wahrscheinlich ein paar seiner Redensarten, wußte aber nicht, woher sie stammten, und auch als Verfasser jenes berühmten Gedichts war er mir unbekannt. Ich war damals ein etwas genialischer junger Mann von knapp 19 Jahren, mit einer unzureichenden Schulbildung, einer beendeten Handwerkslehre und einem deutlichen Gespür dafür, zu Höherem bestimmt zu sein, wozu meine Mutter beigebracht haben mag, deren Weisheit in Sätzen wie diesem gipfelte:

„Viele sind berufen, aber nur wenige sind auserwählt.“

Für mich war klar, daß ich zu den Auserwählten gehörte, denn das waren wie gesagt nur wenige.

Im übrigen nährte auch mein Vater, ein biederer Malermeister, der nie einen Gesellen auszubeuten hatte, in mir den Verdacht, ein Genie zu werden, wenn er behauptete:

„Genie und Wahnsinn liegen nahe beieinander.“

Ich hatte oft das Gefühl, kurz vor dem Wahnsinn zu stehen, aber von allen meinen Ängsten ängstigte mich die vor dem Wahnsinn am wenigsten.

Die Eingeborenen von Ersten verfolgten mich mit behutsamer Neugier, verständlicher Sympathie, mürrischer Ablehnung, rückhaltloser Bewunderung, unverhohlem Ärger, und was dergleichen Reaktionen mehr waren, in einer vorwiegend proletarisch – handwerklich – kleinbäuerlichen Umgebung, die einerseits von der nahen Industriestadt Kassel beeinflußt, andererseits von Jahrhunderten ländlicher Armut und Einsamkeit geprägt war, und in der die Menschen noch nicht gelernt hatten, jugendliche Sonderlinge unter dem Gesichtspunkt der Devianzforschung zu betrachten.

Dieses Gefühl, von ihnen für leicht abartig gehalten zu werden, bestärkte mich in meiner Abartigkeit, zumal ich nicht in Unfrieden mit ihnen lebte. Im Grunde verriet ihr Verhalten lediglich ein gewisses Erstaunen über eine neue Generation von Dorfdepp, nachdem diese Rolle jahrhundertelang von Leuten mit Wasserköpfen oder fünf Daumen an jeder Hand gespielt worden war.

Das von mir ins Leben gerufene Laienthäter brauchte im Dorf nicht mehr um Anerkennung zu ringen. Als erstes hatte ich in der Saison 1947/48 ein Ritterstück inszeniert. Dieses Genre muß damals auf unseren Dörfern recht beliebt gewesen sein, denn als ich dieser Tage in alten Ausgaben der Hofgeismarer Kreiszeitung blätterte, fand ich im Lokalteil etliche Berichte über Ritterstücke. Unser Drama spielte zur Zeit der fröhburgerlichen Revolution, behandelte eine lokale Episode aus dem Bauernkrieg und verursachte im Dorf einen handfesten Theaterskandal.

Ohne politische oder sonstige Hintergedanken hatte ich die Feudalherren nach den Eigentümern der umliegenden Dörfer umbenannt, die Steuereintreiber und Scherben mit den Namen der Verwalter und Inspektoren der Güter versehen und die Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde verwandelte ich ebenfalls in lebende

Personen des Ockertals. Mägde und Knechte, Schweizer und Oberschweizer, Tagelöhner, Schweinemüster und so fort gab es damals noch auf den hessischen Dörfern. Der Betriebsratsvorsitzende auf dem Erstener Rittergut hatte im Dorf sogar den Beinamen „der rote Landrat“, was allerdings nicht als Ehrentitel gemeint war. Das Foto des Ensembles, das unser Friseur knipste, ist mir in wacher Erinnerung. Jung und alt, dick und dünn, an die dreißig Dörfler, um einen großen Rittertisch gelagert, die Fräuleins mit langen künstlichen Zöpfen, die Landsknechte in silber-bronzierten Papprüstungen, das Volk in der noch in den vierziger Jahren üblichen Tracht und über dem Ganzen wehte der Bundschuh. Im Stück war viel davon die Rede. Wir hatten ihn der Umschlagzeichnung des Rollenbuches abgenommen, aber was er bedeutete, erfuhr ich erst zwei Jahrzehnte später.

Vor allem der Graf von Ersten war empört und wertete die Verwendung des Bundschuhs und mehrerer real existierender Namen als politische Unterstützung der damals in Hessen viel diskutierten Agrarreform, die dann an der Agrarkrise hängen blieb. Flugs änderten wir die Namen wieder, aber die Mißstimmung blieb, zumal die Erstener Bauern nicht sicher waren, ob ich mir beim Tausch der Namen nicht doch etwas gedacht hätte. Der Graf war seiner früheren Mitgliedschaft in der Nazi-Partei wegen zwar daran gehindert, sein Gut selbst zu verwalten, aber sein Einfluß als größter Arbeitgeber der Umgebung war unvermindert. Vor allem die Frauen waren froh darüber, daß sie im Frühjahr für einen Hungerlohn seine riesigen Rübenfelder verzuppeln durften.

In der Spielzeit 1948/49, der ersten nach der Währungsreform, inszenierte ich eine Komödie von Holberg, deren Titel mir entfallen ist und in der ich wiederum die Hauptrolle spielte. Auch hier trug ich mehrere Kissen im Wams und im Hosenboden, um fehlende Maße auszugleichen, sowie eine Glatzmaske und eine altmodische winzige Brille mit dürrem Goldrand.

Nach der Aufführung fand eines der beliebten Ratespiele statt, das mein Vater leitete, und bei dem es allerlei Dinge zu gewinnen gab, die man wenige Monate nach der Währungsreform plötzlich wieder kaufen konnte, so als hätten sie schon lange bereit gelegen, für die aber noch kaum einer Geld hatte. Mein Vater, der ein launiger Mensch sein konnte, hatte sich allerlei alberne Fragen ausgedacht, und vielleicht stammte die Idee, den „Faust“ zuspülen, sogar von ihm. Eine seiner Quizfragen lautete nämlich:

„Von welchem Dichter stammt Goethes „Faust“?“

Die Geschenke, die von der Geschäftswelt der umliegenden Dörfer gestiftet worden waren, fanden zwar reißenden Absatz, aber mir war es doch etwas peinlich, wie er sich mit seinen frommen Witzen bei den Eingeborenen anrieberte, und auch seinem Malerbetrieb nutzte der Auftritt nicht viel. Er machte kurz darauf Pleite, weil die Menschen den Übergang von der jahrelangen Tausch- und Naturalwirtschaft zur Geldwährung nicht so schnell mitmachten, wie unser Geldbedarf stieg.

Ich habe ihn Jahre später darauf angesprochen, ob er mir seinerzeit mehr über Goethes Drama erzählt habe, aber er bestritt, das Stück in seinem Quiz überhaupt erwähnt zu haben und konnte sich auch an den Rätselabend nicht mehr erinnern. Lediglich, daß wir damals immer irgendwelche albernen Theaterstücke aufgeführt hätten, das wußte er noch. Mein Freund Alex Reichwein, mit dem ich seit 25 Jahren nicht mehr befreundet bin, weil er Mitte der fünfziger Jahre der CDU beitrat und schon seit zehn Jahren tot ist, bestätigte mir dagegen, daß mein Vater das Stück er-

wähnt habe. Seine Frage habe jedoch gelautet:

„Wie heißt der Heinrich in Goethes „Faust“ mit Nachnamen?“

Dabei habe mein Vater den Arm gehoben und die Hand zur Faust geballt, was betretenes Schweigen im Saal ausgelöst habe, das jedoch in ausgelassene Heiterkeit umgeschlagen sei, als der Schweinemeyer durch den Raum gebrüllt habe: „Mir graust's vor dir!“

Natürlich wußte jeder, wer damit gemeint war, nämlich der Schwager des Grafen, Gutsverwalter Rathsack, der ein Flüchtling war, und wie alle Flüchtlinge im Osten ein großes Gut besessen hatte. Sobald seine Skatbrüder vom Clo kamen, pflegte er sie mit der gelallten Frage zu empfangen: „Naht ihr euch wieder, schwankende Gestalten?“ Wenn aber einer seiner zwei Eleven falsch bediente, donnerte er mit ostpreußischer Munterkeit durch die Wirtsstube: „Heinrich, mir graust's vor dir!“ Dergleichen Satzwerk hatte die Erstener anfangs in große Verwunderung versetzt, denn die alten Hessen pflegten sich mit selbstgemachten Redensarten zu amüsieren, nicht aber mit klassischen Sentenzen. Woher der Schweinemeyer allerdings wußte, daß diese Frage aus einem klassischen Drama stammte, habe ich mich nie gefragt. Für mich war von Anfang an klar, daß ich eben diesen Heinrich spielen würde und zwar Gretes wegen, die in Wirklichkeit Annemarie hieß, aber die beiden Namen brachte ich bald so durcheinander, daß ich oft Grete sagte, wenn ich Annemarie meinte. Annemarie war die Tochter des geachteten Gastwirts Kleinschmidt, in dessen Saal unsere Aufführungen stattfanden, und in dessen Hinterzimmer wir auch proben durften.

Sie war 21, wirkte auf mich aber wie 30 und besaß eine für meine damaligen Verhältnisse ausgesprochen damenhafte Erscheinung, die in der Holberg-Komödie gut zu der putz- und streitsüchtigen, untreuen, schnippischen, durchtriebenen und nichtsdestoweniger ungeheuer attraktiven Ehefrau des alten Trottels gepaßt hatte, der von mir dargestellt wurde.

Annemarie zu besitzen, in der wahrsten Bedeutung des Wortes, gehörte zu meinen häufigsten Träumen, aber sobald ich mit ihr auf der Bühne stand, wagte ich kaum, sie anzusehen, geschweige denn, sie anzufassen. Schmachtend schaute ich ihr nach, wenn sie sommerabends mit zwei Dorfburschen den Weg zum Wäldchen hinausging. Die Männer trugen eine Wolldecke über dem Arm.

Nie hätte ich gedacht, daß eine gewöhnliche Wolldecke ein derart obszönes Symbol sein könnte. Sündhafte Orgien ereigneten sich in lauen Nächten vorm Dorf an der Quelle, wo der Sage nach ein Schaf versteckt lag und vor undenklichen Zeiten eine Ritterburg versunken war, und das alles nur, weil die zwei Männer eine Wolldecke getragen hatten.

Überhaupt hatte ich meine sexuelle Beziehung zu ihr ganz in die Träume verlegt. Stets waren es andere Männer, die sie stellvertretend für mich besaßen. Nie hätte ich es gewagt, auch für mich einen Teil ihres Körpers zu beanspruchen, den sie scheinbar freiwillig jedem gewährte, obwohl ich meines Erachtens der einzige war, der sie wirklich liebte und ihrer würdig war.

Vermutlich war es die Gestalt des Mephisto, die mich ausgerechnet auf den „Faust I“ verfallen ließ. Mephisto war das Instrument, das ich brauchte, um sie endlich auch real zu besitzen. Er würde sie mir gefügig machen, zurechtlegen, so könnte es gelingen, dachte ich, wenn ich über den Sinn des Stücks nachdachte, als Faust würde ich es wagen, sie zu nehmen, den Teufel im Nacken. Als Grete mußte sie unter meinem

Blick unsicher werden, unter meinen Umarmungen biegsam und hingebungsvoll, unter meinem Atem zerschmelzen und unter meinem Ansturm zerbrechen. Heinrich Faust, das begriff ich, war einer wie ich, der nicht die Kraft besaß, aus eigenen freien Stücken eine Frau zu erobern, und der einen Teufel brauchte, um sein Ziel zu erreichen.

Bevor ich meinen Mitspielern vorschlug, das Stück einzustudieren, strich ich es kräftig zusammen. Ich entwickelte eine geradezu berserkerhafte Strichektechnik. Ein Grund dafür lag auch beim Ensemble. Wir hatten zwar keinen Mangel an ausgezeichneten Akteuren, wie sich jeder vorstellen kann, der längere Zeit auf dem Dorf gelebt hat, denn dort wimmelt es nur so von unentdeckten Talenten aller Kunstgattungen, aber nur wenige Ersteren wären in der Lage gewesen, die merkwürdige Sprache, in der das Werk verfaßt war, auswendig zu lernen, geschweige denn in verständlicher Weise vorzutragen.

Der Hauptgrund für meine Streichungen war jedoch der, daß ich die von Mephisto angezettelte und betreute Liebesbeziehung zwischen Annemarie und mir in den Vordergrund stellen wollte. So sehr sah ich uns beide in der Rolle des Liebespaars, daß ich glaubte, Goethe selbst hätte das Stück anders geschrieben, wenn er von meiner Liebe gewußt hätte.

In der vorliegenden Fassung erschien mir das Stück mißraten. Die an sich tadellose und streckenweise sogar spannende Geschichte – kriegt er sie, kriegt er sie nicht, wird er sie retten, vielleicht sogar heiraten nach dem selbstmörderischen Motto „verweile doch, du bist so schön“ und sich damit dem Teuel verkaufen, oder bleibt er lieber schwach in seinem dunklen Drange und überläßt die Frau dem Henker –, diese wegen ihres unreflektierten Chauvinismus auch heute noch aktuelle Geschichte wurde durch mehrere abwegige Szenen dermaßen verdunkelt, daß man meinen konnte, der Autor habe mit Absicht sein Thema verfehlt, um Platz zu schaffen für Menschheitsideen und Geschichten, die im Grunde niemand interessierten. Ich strich die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater und den Prolog im Himmel. Aus der Szene „Nacht“ strich ich den Geist und den Famulus Wagner, was ich bedauerte. Gerne hätte ich den präpotenten Lehrmeister gespielt, der seinen devoten Schülern lächerlich macht, mußte mich aber im Gegensatz zu Goethe auf das Wesentliche beschränken. Eine nordhessische Laienspielgruppe war kein großherzogliches Hoftheater. Den Gedanken an Selbstmord ließ ich dagegen drin, da er meiner Gemütslage entsprach und weil es schön ist, gerettet zu werden. Statt des Gesangs der Engelschöre spielte unsere Kantorin, Frau Schott, ein kirchliches Osterlied auf dem Klavier.

Aus der Szene vor dem Stadttor beließ ich den Anfang, dann prosteten sich alle zu, was einigen Beifall erwarten ließ. Seit einigen Monaten konnte man in der Gastwirtschaft Kleinschmidt wieder richtiges Bier trinken und auch die Zeit, in der ganze Konfirmationsgesellschaften nach dem Genuss von selbstgebranntem Zuckerrübenschaps erblindet und verblödet waren, war erstmal vorbei.

Im weiteren Verlauf ähnelte die Szene einem Sackhüpfen. So ließ ich die sechs Zeilen mit den Worten „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister“ und leitete dann sofort zu den acht Zeilen über den Krieg weit hinten in der Türkei über. Der Bürgermeister hatte sich im Dorf unbeliebt gemacht, als er die Bauern und Tagelöhner zwang, in Hand- und Spanndiensten die erste Wasserleitung des Dorfes zu bauen. Jahrhundertlang hatten die Leute ihr Wasser per Hand aus Brunnen ge-

pumpt, und jetzt eine derart unnötige Maßnahme! War das die Strafe für den verlorenen Weltkrieg?

Den Monolog „Vom Eise befreit“ ließ ich natürlich, da er den meisten gefiel und meine Rolle wohltuend unterstrich. Ich sprach diese Zeilen, als stammten sie von mir. Der Rest der Szene fiel fast völlig weg. Nur die Sache mit dem Pudel deutete ich noch kurz an, aus dramaturgischen Gründen.

Die Schnitte waren zum Teil verblüffend und lösten in mir eine Euphorie aus, wie ich sie erst Jahre später wieder verspüren sollte, als ich selber zu schreiben begann. Die Worte Wagners, „Oglücklich, wer von seinen Gaben/solch einen Vorteil ziehen kann“, schmeichelten mir zwar persönlich. Dennoch beantwortete ich sie unvermittelt mit dem Satz: „Du bist dir nur des einen Triebs bewußt, zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust!“. So als hätte Wagner mit den Gaben meine Triebe gemeint. Dank meiner resoluten Textinterpretation kamen wir mit neun Sprechrollen aus, von denen nur vier relativ viel Text hatten: Martha, Mephisto, Margarete und ich. Die Witwe Martha wurde von Magda, der älteren Schwester meines Freundes Alex gegeben, der meinen Famulus und den jungen Schüler spielte, während Magda auch die Hexe darstellen sollte. Alexej, wie ich ihn nannte, weil ich für russische Romane schwärzte, war Schreinergeselle und mindestens so oft arbeitslos wie ich. Ich war Malergeselle. Es bestand wahrscheinlich ein Zusammenhang zwischen der damaligen Massenarbeitslosigkeit und unserem Theaterverein, den man heute als lokale Kulturinitiative bezeichnen würde. Wenn ich zurückdenke, waren wir damals, als es uns schlecht ging, stärker an Kultur interessiert, als wir es sein werden, wenn es uns wieder schlecht gehen wird.

Mit Alexej machte ich auch Musik, er Geige, ich Blockflöte, eine teuflische Besetzung, in der wir alte Wiener Walzer und kleine Musikstücke, wie den „Reigen seliger Geister“ aufführten, als Ouvertüre und Zwischenmusiken gewissermaßen. In unserer Theatergruppe waren wir zwei für die Kulissen, die Requisiten, die Maske und die Kostüme zuständig. Gretchens Lied „Es war ein König in Thule“ begleiteten wir ebenfalls, er auf der Posaune, da er auch im Posaunenchor spielte, und ich am Klavier.

Das Klavier gehörte zur Saalausstattung und war seit König Lustiks Zeiten nicht mehr gestimmt worden. Den Mephisto gab Herr Tomaschek. Herr Tomaschek, der woher auch immer stammte, befand sich beim Einmarsch der Amis wer weiß warum seit zwei Tagen im Dorf, wogegen nichts einzuwenden war, da unser Tal einen Kessel bildete, der ringsherum von den Amerikanern umgeben war und in dem es längst kein Militär mehr gab und auch niemand mehr eine obrigkeitliche Funktion auszuüben wagte.

Als sich herumsprach, daß die Amis jetzt auch das Ockertal befreien wollten, organisierte Herr Tomaschek geistesgewandt die Übergabe von Ersten, sorgte dafür, daß überall weiße Fahnen aus den Fenstern hingen, beruhigte den Bürgermeister, den Ortsbauernführer, den Blockwart, den Hitlerjugendführer und wer sonst noch alles bei den Nazis aktiv mitgemacht hatte, es werde schon nicht so schlimm kommen, riet zur sofortigen Vernichtung aller nationalsozialistischen Devotionalien wie Hitlerbilder und „Mein Kampf“ sowie zur Vergrabung etwaiger Waffen, Orden und Ehrenzeichen, und ging den anrückenden Befreieren mit einer kleinen Delegation entgegen, deren Führung ihm schon aufgrund seiner englischen Sprachkenntnisse zukam.

Als wir eintrafen, meine Mutter, mein Vater, meine kleine Schwester Lieschen und ich, im Januar 1946, war er bereits Bürgermeister. Zu dem Zeitpunkt hatte ich an die zwei Dutzend Dorfgeschulzen kennengelernt zwischen Südharz und Reinhardswald. Sie waren ungastfreundlich, verweigerten uns Zuzug und Lebensmittelkarten, obwohl sie selbst einen gut genährten Eindruck machten, und gestatteten frei umherschweifenden Elementen, die nicht einmal mehr eine alte Taschenuhr besaßen, bestenfalls eine Übernachtung in einem Hühnerstall, sich ein paar Kartoffeln auszumachen und als Wegzehrung eine Tüte Gemeindeäpfel zu pflücken. Das Land war voller Leute wie wir.

Tomaschek hatte einen Blick für Realitäten. Ohne Wimpernzucken stellte er eine Verbindung her zwischen dem Beruf meines Vaters und dem Zustand der Dorfgeschule, die demnächst wieder eröffnet werden sollte.

„Mal sehn, was sich machen läßt“, sagte er und quartierte uns in eineinhalb Stuben im ersten Stock des Kutschers des Erstener Grafen ein, wo wir die nächsten zehn Jahre verbringen sollten. Einige Bündel Haferstroh, täglich einen Liter Milch und einen Zentner Kartoffeln konnten wir uns beim Bauern Nietsche holen. Das Stroh stopfte mein Vater in große Säcke, auf denen wir schliefen, und meine Mutter lernte sieben verschiedene Gerichte nur aus Kartoffeln zu machen.

Am nächsten Morgen besorgte Tomaschek auch einen Ami-Laster, den er „Truck“ nannte, nach Kassel, wo die Amis Bier requirierten, während mein Vater mit Hilfe irgendwelcher Papiere, die Tomaschek ausgestellt hatte, tatsächlich Farben und Malerwerkzeug aufzutreiben konnte. Die saubere, normal produzierende Brauerei und das gut gefüllte Farbenlager gehören zu meinen nachhaltigsten Erinnerungen an den Januar 1946, denn landauf, landab, gab es weder Bier noch Farben zu kaufen. Mit analytischem Blick in Wohnküchen, Schlafzimmer und gute Stuben hatte Tomaschek durchschaut, was die mit Lebensmitteln gut versorgten Erstener Bauern am nötigsten brauchten: Einen Maler, der Material besaß.

Es war also nicht nur Intuition, Tomaschek mit Mephisto in Verbindung zu bringen. Was lag näher, als sein stupendes Organisationstalent als Zauberei zu interpretieren, und seine klare Außenseiterstellung im Dorf mit der des Höllenfürsten zu vergleichen. Tomascheks Tage in Ersten waren gezählt, das wußte jeder. Noch ein, zwei Jährchen, dann würden die Bauern wieder einen der ihren zum Bürgermeister wählen. Bis jetzt hatten sie ihn gebraucht, denn nur wer bei den Nazis kein Amt gehabt hatte, konnte Bürgermeister werden.

„Goethe“, sagte er versonnen, den Blick in die Ferne gerichtet, als ich ihn bat, in unserer Laienspielgruppe mitzuwirken. Ich stellte mir vor, er sähe dahinten irgendwo tatsächlich den alten Goethe sitzen, ausladend und behäbig, in Feldherrenpose und mit einem lässigen Militärmantel bekleidet, wie ihn nur allerhöchste Offiziere im Krieg tragen durften.

„Die Sonne tönt nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang und ihre vorgeschrriebne Reise vollendet sie mit Donnergang“, deklamierte er steifbeinig, das Kreuz durchgedrückt und wechselte abrupt ins vertrauliche Fach über:

„Ich verdanke ihm viel, vor allem Einsicht.“

Er sprach, als müßte er mir Goethe erklären.

„Ich wußte, daß es Sie reizen würde, den Mephisto zu spielen“, antwortete ich in einer Pose, die ich für theaterdirektorenmäßig hielt. Er schien noch nach einem Goethezitat zu suchen. „Der Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten We-

ges wohl bewußt“, sagte er unvermittelt. Ich hatte das Gefühl, er habe etwas unterdrückt, wußte aber nicht, was es war. Nun würde sogar der Bürgermeister mitmachen. Fehlte nur noch der Graf, dann hätten wir sogar den Prolog im Himmel spielen können. Die beiden saßen abends gelegentlich im Wirtshaus zusammen und rechneten sich aus, daß wir den Krieg nicht hätten verlieren müssen.

Ende November 1949 kam ich mit Annemarie Kleinschmidt endlich auf der Probebühne wieder zusammen. Ich hatte die seltsame These aufgestellt, daß die Schauspieler erst mit den Proben beginnen dürften, wenn sie ihren Text auswendig könnten, und da ich praktisch der einzige war, der sich daran hielt, begannen wir mit der Szene im Garten, in der Faust von Margarete über sein Verhältnis zur Religion ausgefragt wird. Selbst unser Hauswirt, der die zwei erwähnten kurzen Texte aus der Szene „Vor dem Tor“ zu lernen hatte, und meine kleine Schwester Lieschen, die das Lieschen am Brunnen spielte, brauchten fast einen Monat, bis sie sich nicht mehr verhedderten.

Der Versuch, die Realität des Stücks in die Realität der Realität zu überführen, war schwieriger, als ich gedacht hatte. Wenn heute viel darüber diskutiert wird, ob es möglich sei, die Wirklichkeit angemessen in einem Kunstwerk zu erkennen, so weiß ich seit nunmehr über drei Jahrzehnten, daß es mindestens genauso umständlich ist, eine Verführung auszuführen, die in einem Kunstwerk problemlos ist, wenn die Frau zu der Verführung nicht auch ohne Kunstwerk bereit wäre.

Erstmalig ahnte ich etwas von den Schwierigkeiten der Künstler, ihre Vorschläge zur Nachahmung zu empfehlen. So sehr ich Annemarie bedrängte, so sehr ich ihr mit Worten, Blicken und Gesten begreiflich zu machen versuchte, daß hier auf der Bühne in Kleinschmidts Saal nicht die Verkörperung einer dichterischen Idee die Verkörperung einer dichterischen Idee körperlich zu besitzen trachtete, nämlich Goethes Faust seine Margarete, sondern ein leibhaftiger junger Mann eine leibhafte junge Frau, nämlich ich sie, deren Busen zweimal die Woche unendlich nahe vor meinen Augen schwebte, deren leichter Achselgeruch mich wahnsinnig machte und deren breite, leuchtende Lippen mich so verwirrten, daß ich ständig mein Stichwort verpaßte, es war schwierig.

Mehrfaß legte ein roter Schleier sich vor mein Gesicht, so daß ich von der Bühne gestürzt wäre, wenn sie mich nicht gehalten hätte. Mehrfaß war ich drauf und dran, ihre Brust oder auch nur ihr Gesäß zu umfassen. Ständig war ich versucht, sie zu küssen, und das leichteste Beben ihrer Hüften löste in mir ein Erdbeben aus. Sie blieb die kühle, gelangweilte Annemarie, bis mir zum Schluß nur noch die winzige Hoffnung blieb, sie sei vielleicht stets eine kühle, gelangweilte Liebhaberin und nur nicht gewöhnt, von sich aus ein ausdrückliches Zeichen ihrer Einwilligung und Zuneigung zu geben. Vielleicht bräuchte ich mir nur ein Herz zu nehmen, dachte ich, und mich mit ihr zu verabreden, in unserem Holzstall zum Beispiel oder auf dem Heuboden unseres Hauswirts.

Der Tag, an dem solche albernen Hoffnungen zerspringen, ist unvergänglich. Es war einer jener poetischen hessischen Tage, deren Bedeutung schon damals nur in einem zufälligen Ereignis lag, zwischen Spätherbst und Winter, schon blätterlos, wenn die Pfützen schon eine Eisschicht trugen und der dicke Matsch auf den Dorfstraßen schon hart vom Frost war, aber noch leicht und federnd nachgab, Raureif auf allen Wiesen lag, die Mäuse die Bauernhäuser überfielen, die Rehe schon am Ortsrand ästen, die Zimmertüren plötzlich zu klein wurden und ein würziger Geruch nach

verbranntem Holz über der Siedlung schwiebte, denn Ölheizung gab es noch nicht. Morgens in der Dämmerung quietschten die Vierzentnerschweine zum Steinerweichen, bis sie tot umfielen, vom Vorschlaghammer getroffen und abgestochen, den Tag über fuhren die Langholzwagen des Ritterguts durchs Dorf, von sechs weißen, gefleckten Ochsen mit gedrechselten Hörnern gezogen, die Misten stanken nach kalter Schweinescheiße, die Frühstückstische rochen nach Duckfett und Kartoffelwurst, Weckewerk und Braunkohl, die Kinder rutschten in riesigen Holzpantinen die steilen, gefrorenen Kanteln vor den Häusern hinunter, die Konfirmanden und Sonntagsschüler poussierten im Schafstall auf dem Gutshof, wo es um diese Jahreszeit am wärmsten war, die Alten hockten gemütlich hinter gewaltig wrasenden Kartoffeldämpfern im Warmen, die Bauern hatten endlich einmal Zeit, sich in ihren weiten, langen Unterhosen die Finger zu wärmen, und in den Abendstunden zog ein verrückter Geruch nach Wurstebüre aus den Kesseln in den Waschküchen, dem ich bis heute nicht widerstehen kann.

Der Tag ist sichtbar, hörbar, riechbar und fühlbar geblieben, aber das unscheinbare Ereignis, das ihm die Bedeutung gab, ist fast völlig versunken in einem schwarzen Loch, verdrängt in eine zum Teil auch retrograde Amnesie mit leichtem Hintergrundrauschen und starker, nicht lokalisierbarer Strahlung aus dem All. Ich will anhand bewährter Schablonen versuchen, das Ereignis zu rekonstruieren.

Der Saal war leer, als ich an diesem Abend zur Probe kam. Ich war also der erste und wollte noch einmal nach den Kulissen schauen, die Alex und ich am Nachmittag aufgestellt hatten; schmale, drei Meter hohe Lattenrahmen mit Sackleinwand gespannt, auf die wir eine altfränkische Kleinstadt als Bühnenhintergrund gemalt hatten. Ich öffnete die Tür zu dem schmalen Gang seitlich der Bühne, der als Aufgang, Garderobe und Rumpelkammer diente, und erschrak.

Mir war, als hätte ich einen kaum hörbaren weiblichen Aufschrei und eine Männerstimme gehört, die einige beruhigende Worte flüsterte.

„Bist du das, Alexej?“ rief ich unsicher. Jetzt würde er gleich lospoltern, kurz „Huh!“ rufen, aber laut, und mich wieder einmal zu Tode erschrecken. Angestrengt blickte ich ins Dunkel.

Als erstes sah ich eine Geistererscheinung, die erste in meinem Leben. Irgendwo im Hintergrund stand ganz allein in der Dunkelheit ein langes Frauenbein, das völlig alleine vor sich hinschwebte, im Knie angewinkelt wie ein sitzendes Bein, das niemand gehört. Im ersten Schmerz glaubte ich an das Bein einer Schaufelsterpuppe, das auf unerklärliche Weise hierhergekommen sei und gestern noch nicht hier war, trat einige Schritte vor und streckte die Hand aus, um es vorsichtig zu berühren. Dann sah ich sie oder auch nicht. Vielleicht suggerierte mir nur die Seherfahrung die notwendige Ergänzung des Beines zum ganzen Körper, der eigentlich unsichtbar blieb, vielleicht wirkte nur meine schmutzige Phantasie die Ergänzung des einen Körpers durch einen zweiten, von dem ich bisher nichts bemerkte, außer dem Flüstern natürlich.

Tomaschek lag mehr als er saß inmitten des ganzen Gerümpels, auf einem Stuhl wahrscheinlich; Annemarie hockte im Reitersitz auf seinem Schoß, so mochte es sein, so kam es mir vor, so wirkte es bei mir erst mal nur auf die Beine. Aufgeregt lief ich zurück in die Wirtsstube, setzte mich hin, bestellte eine Bluna und begann zu träumen. Ja, sicher, so war es gewesen. Es war das erste Mal, daß ich zwei Leute dabei überrascht hatte. Als Realität zu erleben, was ich mir seit Jahr und Tag vorge-

stellte hatte, Annemarie in den Armen eines anderen, schockierte mich doch etwas. Die übrigen Mitspieler trafen ein, sahen mich in der Wirtsstube sitzen und fragten, ob unser großer Teufel noch nicht da sei und wo die entehrte Jungfrau bliebe. So weit waren wir mit den Proben. Szene am Brunnen.

„In der Küche ist sie bestimmt nicht!“ rief unser Hauswirt. Das durfte er ruhig laut sagen. Langsam beruhigte ich mich wieder. Als echter Traumtänzer von klein auf, hatte ich schon damals etliche Strategien zur Überwindung von Enttäuschungen entwickelt. Ein reiches Innenleben als Schutz vor der Armut der Außenwelt. Als vorletzte kam Annemarie, schaute mich herausfordernd an und strich sich mit der Hand über die Stelle am Leib, wo früher angeblich das Mieder saß, als wollte sie sagen:

„Siehst du, mein Lieber, so macht man das!“

Mir war klar, daß mir nicht nur eine Chance, sondern vielleicht auch eine Blamage entgangen war.

Als letzter kam Tomaschek von der Straße herein und entschuldigte sich für die Ver-spätung, als wäre er nicht die ganze Zeit im Saal gewesen.

„Ich mußte bei meiner Frau noch mal nach dem Rechten sehen“, sagte er beifallheischend, und die Gäste lachten vergnügt. Es ist schon komisch, wenn der Bürgermeister ein ebensolches Ferkel ist, wie die anderen auch.

Ich fand das gar nicht komisch. Tomascheks Frau war ein ängstliches blutarmes Wesen, das unscheinbar durch die Dorfstraßen huschte, und es hieß, sie müsse ihm täglich dreimal zu Willen sein, morgens, mittags und abends, sonst setzte es Hiebe. Vertraulich beugte er sich vor, und es war klar, daß er uns etwas zu sagen hatte. Er habe nachgedacht über unser Stück und die Rollenbesetzung. Faust, das zum Wesen gesteigerte Deutsche, der deutsche Mann an sich, das könne kein Jüngling spielen. Da hülften auch keine Kissen in Wams und Hosenboden und kein Kneifer. Er selber werde den Faust spielen und schlage vor, daß ich den Mephisto übernehme. Mein harter, preußischer Tonfall passe ohnehin besser zu dieser Rolle, während sein warmes melodisches Sudetendeutsch typisch faustisch sei.

Die anderen schauten mich schlitzäugig an, als wüßten sie bereits, was sich vorhin neben der Bühne abgespielt hatte. Einen Augenblick erwog ich, alles hinzuschmeißen, aber gleich verwarf ich den Gedanken wieder. Sollte ich zugeben, daß es mir nicht um das Stück gegangen war, sondern lediglich um die Hauptdarstellerin? „Meinetwegen“, sagte ich ohne Begeisterung, „wenn ihr meint. Der Mephisto ist vielleicht sogar die attraktivere Rolle.“ Es war logisch, daß ich den Part des Teufels übernehmen mußte, wenn er mit Margarete schlief.

Um ans Ende zu kommen: Ganz so schmerzlos war es nicht, meine Illusionen an den Haken zu hängen. Es scheint, daß ich meinen Frust an der Inszenierung ausließ. Die Art, wie Tomaschek den Faust interpretierte, wollte mir gar nicht gefallen. Er gab ihn als eine Mischung aus Wiener Vorstadtfriseur und Curd Jürgens, nur nicht so unbegabt, was ich trotz meiner geringen Theatererfahrung für falsch hielt. So selbstsicher und draufgängerisch spielte er einen welterfahrenen und überlegenen Verführer, daß der Teufel überflüssig war oder daß man meinen konnte, Faust und Mephisto seien an sich eine Person.

Ich fühlte mich auf die Salatkirmes versetzt, wenn der Tanz vorbei ist und die Herren ihre Damen nach draußen geleiten, angeblich um frische Luft zu schnappen; so gekonnt winkelte er den rechten Arm vom Oberkörper ab, schob sich mit schmierigem

Lächeln an ihre Seite und säuselte:

„Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, meinen Arm und Geleit ihr anzutragen?“ In meiner Auffassung hatte ein rührender Neurotiker einen linkisch wirkenden, jedoch aus dem Innersten kommenden zaghafte Annäherungsversuch unternommen. Er dagegen tat so, als wollte er sagen:

„Jetzt trinken wir noch ein Gläschen an der Sektbar, und dann zeige ich Ihnen meine Krawattensammlung.“

Sekt, das war damals gleichbedeutend mit Freiheit.

Annemarie Margarete war auch nicht das Gelbe vom Ei. Viel zu kokett, fand ich, zierete sie sich, so daß auch der dämlichste Verführer merken mußte, daß sie sich letzten Endes nicht verweigern würde und nur darauf wartete, daß er endlich zustieß. In meiner Version dagegen sollte ein schicksalsmächtiger übersinnlicher Verführer, Mephisto, einen armen wehrlosen Mann, Faust, dazu mißbrauchen, ein moralisch gefestigtes Mädel zu mißbrauchen, so daß es ohne eigenes Zutun der Schande verfiel. Wo mir eine fast puritanische, jedenfalls streng protestantische Version vorschwebte, legte Annemarie einen blauen Engel aufs Tapet. Ganz ohne Dämon. Nicht einmal meine eigene Rolle ließ sich mit solch einem Pärchen so teuflisch gestalten, wie ich es mir gewünscht hätte. Wozu brauchten die beiden überhaupt einen Mephisto, wenn sie aus eigenem Antrieb ständig in den Kulissen knutschten und in der Garderobe rammelten?

Ich sagte es schon: Vielleicht waren meine dramaturgischen Bedenken nur ein Ausdruck enttäuschter Liebe. Natürlich liebte ich sie weiterhin und hoffte, sie werde eines Tages die Unwürdigkeit auch dieses Liebhabers einsehen.

In langen Augenblicken des Mitleids mit ihr stellte ich mir vor, wie sie unglücklich und allein, schwanger von ihm und sitzengelassen, um ihre Ehre bangte, und wie ich als Retter in höchster Not bei ihren Eltern erschien und sie um die Hand ihrer Tochter bat. Sie willigten ein, die Mutter schloß mich in ihre Arme, der alte Kleinschmidt, der bei den Nazis Bürgermeister gewesen war, überschrieb mir seine halbe Land- und Gastwirtschaft, und Annemarie war mir eine dankbare und ergebene Ehefrau bis an ihr Ende.

Dann wieder packte mich die Schadenfreude, und ich weidete mich daran, wie sie mehr und mehr abhängig wurde von dem verantwortungslosen Faust alias Tomaschek, und jedes Mal, wenn es in der Garderobe polterte, wünschte ich mir, daß sie ihm tatsächlichrettungslos verfallen würde. Welch ein Triumph, wenn er ihr ein Kind machen und sie sitzenlassen würde. Wenn sie, dem Spott der Erstener preisgegeben, keinen anderen Ausweg mehr wußte, als sich in der Pferdeschwemme auf dem Gutshof zu ertränken.

Es endete banaler. Auf dem imaginären Probenzettel stand „Gretchens Stube“, aber keiner meiner Träume, weder der mitleidvolle noch der schadenfreudliche, gingen in Erfüllung, als sie den berühmten Monolog begann:

„Mein Ruh ist hin, mein Herz ist schwer, ich finde sie nimmer und nimmer mehr.“ Sie rezitierte den Text nicht ohne Gefühl und Verständnis, aber keine Verzweiflung schwang in ihrer Stimme mit, so als wäre auch Tomaschek ein beliebiger Liebhaber gewesen – einer von vielen, die sie angeblich gehabt hatte, ohne einem von ihnen nachzutrauen.

Ich weiß eigentlich nicht, warum wir an diesem Abend noch probten. Tomaschek war ausgestiegen, und alle wußten es. Niemand hatte es uns gesagt, aber in Ersten

blieb kaum etwas länger als eine Stunde geheim. Am Morgen waren Annemaries Vater und zwei Gemeindevorsteher bei Tomaschek in der Amtsstube erschienen, die sich in seiner Wohnung befand, und hatten ihn aufgefordert, entweder sofort die Finger von dem Mädchen zu lassen oder als Bürgermeister abgewählt zu werden. Ein Verheirateter in seiner Position: Ob er nicht wenigstens auf den guten Ruf der Gemeinde Rücksicht nehmen könne, wenn er schon vor seiner Frau keine Achtung habe. Dort, wo er herkommt, möge dergleichen üblich sein, aber nicht bei uns in Hessen.

Es war das Ende unseres Laientheaters. Niemand hatte mehr Lust, den Faust zu spielen, und ich am allerwenigsten. Mir scheint, wir haben nicht einmal viel darüber gesprochen. Tomaschek wurde bald darauf trotzdem abgewählt, ging arbeiten als Vertreter nach Kassel, und irgendwann 1953 oder 1954 holten sie ihn ab, verhafteten ihn, und es hieß, er sei früher bei der SS gewesen. Die Nachricht beschäftigte das Dorf wochenlang, wobei es nicht um die Frage der Morde ging, sondern darum, wie er es geschafft haben möchte, sich den Amis als makellose Person anzubieten. Was aus mir geworden ist, ist bekannt. Wenn ich alle paar Jahre nach Ersten komme, steht Annemarie hinter der Theke oder in der Küche, wirkt wie eine Geschäftsfrau, und ihre Kinder sind jetzt auch schon fast erwachsen. Wenn sie mich sieht, lächelt sie, und ihr Lächeln wirkt ein bißchen vertraulich, als erinnerte sie sich. Sie sagt „Sie“ zu mir, aber ihre Freundlichkeit deute ich so, daß sie mich mag, weil ich der einzige Mann bin, der sie nie enttäuscht hat. Irgendwie bin ich ihr dankbar. Und Goethe natürlich auch.

Michael Lamprecht Der Totenschmaus

Die Beerdigung des Bürgermeisters
des ehrenwerten SS-Offiziers
findet die dankbare Gemeinde
auf dem Friedhof plaziert
Militärische Frömmigkeit
umstrahlt verschwitzte Schützenbrüder
und ehemalige Rußlandkämpfer

Der Pfarrer hält eine Rede
Er läßt vieles aus
was jeder merkt
aber keinen stört
Böllerschüsse zerreißen
die letzten Zweifel
Der Sarg
wird hinabgelassen
Weiße Tücher
werden gezückt
Abrupt beginnen

die Drüsen der Tränen
ihre bürgerliche Pflicht
und Schuldigkeit
Der Posaunenchor bläst
mit vollen Backen
Das Ende naht

Nebenan in der Kneipe
wird der Kaffee aufgesetzt
Frauen mit weißen Schürzen
tragen den Kuchen
in den Saal
Eine Kuh brüllt
Mit dem Läuten der Glocken
füllt sich der Raum
Der Magen des Pfarrers
knurrt
Die Schützenbrüder erzählen
den ersten Witz
Rohes kaltes Lachen
zu heißem Kaffee
Einer ist von ihnen gegangen

Joachim Claus Bei einer Probe

In einem kleinen, abgelegenen Dörfchen, das von prächtig stehenden Weinbergen umgeben war, hatten wir ein Gasthaus. Unser Dorf war durch den Wein bekannt geworden und so kamen Reisegesellschaften zu uns. Auch für heute abend haben wir unseren Weinkeller hergerichtet, weil sich eine Gesellschaft angemeldet hat.

Schon trifft der Bus ein. Nach kurzer Zeit ist der Keller voll von einem laut und leiser werdenden Stimmengewirr. Endlich bittet mein Vater um Ruhe und hält die Begrüßungsrede, in der er auch einen kurzen Abriß über die hier angebauten Weine gibt. Nach dem großen Trubel der ersten Minuten finde ich schließlich eine erste Verschnaufpause. Ich stehe in der Nähe einer Frau, die mit anderen über den gerade ausgeschenkten weißen Wein diskutiert. Sie ist lebhaft und gesprächig und führt oft das Wort. Aber oft höre ich Sätze, Wendungen aus der Begrüßungsrede meines Vaters.

Sie hat jetzt die nächstbeste Flasche ergriffen und betrachtet sie aufmerksam. Es ist eine Flasche Kerner, ein lieblicher Wein aus sehr gutem Jahrgang, ein Glanzstück der Gegend. In voller Überzeugung urteilt sie dann:

„Diesen mag ich besonders gern. Es ist ein ausgezeichneter Wein, süßlich und mit einer zarten Blume.“

Die andern lächeln leise. Ich korrigiere sie, indem ich ihr eine Flasche Müller-Thurgau, ein mittelmäßiger Wein, hinhalte. Sie errötet leicht, fängt sich aber schnell wieder und sagt mit kräftiger, jedoch leicht bebender Stimme:

„Ich habe doch gleich ein dummes Gefühl gehabt. Ich habe gleich geahnt, daß das nicht der Wein sein kann. Der hat einen zu herben Nachgeschmack im Gaumen. Kein guter Jahrgang.“

Wieder lächeln die anderen verlegen.

Wenig später unterhält sich die Frau mit einer Bekannten. In diesem Moment kommt Franz, ein stattlich gebauter Bediensteter unseres Hauses, herein. Die Frau schaut auf und sagt zu ihrer Bekannten:

„Schau mal. Der sieht gut aus. Der hat ein elegantes Auftreten, was?“

Im weiteren Verlauf ihres Gespräches schaut die Frau immer wieder bewundernd zu Franz.

Schließlich kommt sie auf mich zu:

„Das ist aber einmal ein netter Kellner. Wie heißt er denn?“

„Franz.“

„Woher kommt er?“

Ich stutze.

Franz ist wirklich ein netter Typ, mit dem wir gut auskommen, nicht nur, daß er seine Arbeit pünktlich macht. Er spricht gut Deutsch und kennt die wichtigsten hiesigen Umgangsformen, obwohl er erst vor fünf Jahren aus der Türkei hergekommen ist. Aber genau das will ich der Frau nicht sagen.

„Wo kommt er nun her?“ drängt mich die Frau.

Ich hole tief Luft.

Erhard Schümmelfeder

Sechzehn

Die Nacht war fast vorbei; draußen regnete es leise. Irgendwo in der Dunkelheit meines Zimmers tickte die Uhr, und plötzlich war mir, als hätte mein Herz schneller zu schlagen begonnen, denn mit einem Mal spürte ich die Nähe meiner erwachten Unruhe. Doch dann hörte ich das ruhige Atmen meines kleinen Bruders, und das beruhigte mich. Wenn man klein ist, kann man noch ruhig atmen, schlafen, denken, dachte ich. Wie still und schön klang doch das friedliche Atmen in der Dunkelheit neben dem gleichmäßig hektischen Takt des Uhrwerkes, der beinahe der Takt meines Herzschlages war. Und ich glaubte, diesen Takt zu hassen, so, wie man eine ungerechtfertigte Strafe haßt. Ich schaltete das kleine Lämpchen an: gleich 5.00, zeigten die Zeiger der Uhr. In der Nähe des Hauses fuhr ein Wagen vorbei. Ich schaute aus dem Fenster und sah, wie die Räder durch die Pfützen rasten, sie aufrissen und das Wasser verdrängten; wie Glasscheiben platschten sie auf den Gehsteig und wurden in tausend Fetzen zerrissen. Ich zündete mir eine Zigarette an und machte das Licht wieder aus. Hin und wieder fielen einige Regentropfen von der Dachrinne auf das Fensterbrett, wo sie mit einem kurzen „Tock“ zerschellten. Ich schloß beide Augen, zog an der Zigarette und blies den Qualm gegen die Decke. Der Regen war stärker geworden und die seltsamen Klopzeichen auf dem Fensterbrett mehrten sich. Ich dachte an Seidelmann. Seidelmann ist mein Deutschlehrer, und er war der einzige Mensch, von dem ich glaubte, daß er mich verstände. Wenn er in der Klasse vor uns Schülern saß und über Literatur sprach, stellte er seine Fragen. „Welchen Unterschied sehen Sie zwischen Hesse und Mann?“ – „Ich möchte, daß Sie nicht spontan antworten! Überlegen Sie. Wir haben Zeit!“, sagte er, und dabei machte er mit seinem Zeigefinger auf dem Lehrerpult diese Klopzeichen: Tock, Tockstock.

Der Wind presste sich gegen die Fensterscheiben und suchte nach einer Lücke, durch die er sich hätte hindurchzwängen können. Ich erinnerte mich an einen meiner Aufsätze, in dem ich den Wind beschrieben hatte:

Der Wind schlich umher, kroch durch die Straßen, klagend, heulend, wie ein kranker Wolf, der um Mitleid fleht. Er kletterte in das Gebälk der alten weißen Häuser, hörte die Dachgiebel über ihr Asthma krächzen und wimmerte über seine Erkältung . . .

„Sie haben Talent zum Schreiben“, hatte Seidelmann zu mir gesagt, „obzwar ich bei Ihnen keine direkte realitätsbezogene Form erkenne, so muß ich doch sagen, daß Ihr Aufsatz einen gewissen Reiz hat, gewissermaßen eine Neigung zum Kafkaesken, zum Fabelhaften, doch auch zum Ironischen.“

Die Zigarette schmeckte bitter und ich drückte sie im Aschenbecher neben der Lampe aus.

Kafka, dachte ich, aber meine Gedanken waren plötzlich bei meinem Vater. Ich dachte oft an ihn, damals. Er hatte nie etwas von Kafka gehört, nie den Namen Hesse ausgesprochen, nie seinen Kopf mit der Last eines Buches beschwert, nie. Mein Vater stand am Fließband, und an Fließbändern kann man mit Kafka nichts anfangen. Wenn er von der Arbeit nach Hause kam, stellte er sein altes Rad in den Keller, neben die Mülltonne. Und wenn ich ihn

sah, merkte ich, daß er müde war, alt und müde. Er war erst 46. Im Sommer mußte er fünf Tage in der Woche am Fließband stehen, im Winter oft sechs Tage. Für Kafka hatte er keine Zeit.

Ich versuchte mit vorzustellen, wie kalt es jetzt draußen auf den regennassen Straßen war; und ich sah meinen Vater auf dem alten Rad zur Fabrik fahren, hörte ihn fluchen, wenn die Autos durch die Pfützen rasten und ihn mit kaltem Wasser bespritzten. Ich drehte mich auf die Seite, zog die Bettdecke über meinen Kopf und wollte nichts denken, wollte fliehen vor meinen eigenen Gedanken, doch es gelang mir nicht. Die Wärme der Decke, das ruhige Atmen meines kleinen Bruders unter dem Fenster, das hektische Tickern der Uhr, und das unregelmäßige „Tock“ der Regentropfen, alles klang mit einem Mal näher als vorher, es war nah und fremd zugleich.

Und wieder dachte ich an Seidelmann. „Stellen Sie sich vor, Sie wollten einen Film drehen“, hatte er uns einmal gesagt, „wie würden Sie einen Mann darstellen, der in der Gefangenschaft lebt? Aber antworten Sie nicht spontan. Überlegen Sie richtig.“

Alle überlegten. Dann meldete sich Karin Hufe. „Ich denke dabei an ein Gesicht, wie Charles Laughton es hatte“, sagte sie, und Seidelmann nickte zufrieden. Aber ich fand ihre Antwort schlecht. Karins Vater war Beamter, Regierungsrat, und heute glaube ich, sie hätte für sich keine bessere Antwort finden können. Ich mußte nicht lange überlegen, wie ich einen Gefangenen in einem Film darzustellen hätte; vor meinen Augen schwieg das Bild meines Vaters: alt und müde, das Gesicht eines Arbeiters am Fließband; ich sah die Ränder unter den Augen, sah die Falten, sah das bizarre Diagramm seiner Gedankenwelt auf seiner Stirn eingeritzt. In der Schule aber blieb es bei Charles Laughtons Gesicht und niemand erfuhr meine Antwort. Regierungsräte sind nicht müde, dachte ich, wenn sie von ihrer Arbeit, von ihren „Fließbändern“ nach Hause kommen.

Während ich dalag, versuchte ich einzuschlafen, die kurze Zeit, die mir bis zum Aufstehen blieb, auszukosten; meine Augen schmerzten, ich war schon zu lange wach, und ich spürte, daß es die Angst war, die mich wachhielt. Es war diese merkwürdige Angst, die ich vorher nie gekannt hatte, die Angst vor der Kälte jener Regentropfen auf den Straßen, die Angst vor dem, was ich jeden Tag sah und spürte.

„Die Zeiten sind so schlecht“, sagte meine Mutter hin und wieder beim Frühstück, „hoffentlich behält Vater seine Arbeit!“

„Ja“, sagte ich dann, „hoffentlich“.

Und manchmal fühlte ich mich schuldig, wenn sie von meinem Cousin Werner sprach. Werner war zwei Jahre älter als ich, er war schon achtzehn. Er arbeitete in der Fabrik, stand am Fließband, wie mein Vater, brachte richtiges Geld nach Hause, fuhr einen Volkswagen. Und ich ging zur Schule. Werner hatte eine Freundin, hatte Pläne, keine großen Pläne, aber er wußte, was er wollte; Kafka kannte er nicht, für Kafka hatte er keine Zeit.

Ich dachte daran, daß ich keine richtigen Pläne hatte, wie Werner, daß ich Kafka las und Salinger und Hesse, aber ich wußte, daß mir diese Namen nicht die Angst nehmen konnten. Morgens steckte die Zeitung im Briefkasten, 1,0, 1,1 Millionen Arbeitslose! las ich, und meine Mutter sagte: „Hoffentlich behält

Vater seine Arbeit!"

„Die Zeiten werden auch wieder besser“, hatte ich zu meiner Mutter gesagt, aber meine Stimme konnte auch ihr nicht die Angst nehmen. Alles war so trostlos, und ich hatte Angst. Ich fragte mich, ob Karin Hufe die gleichen Gedanken hätte wie ich. Aber ich wußte, daß sie andere Dinge im Kopf hatte. Regierungsräte sind nicht müde, wenn sie von der Arbeit nach Hause kommen, dachte ich, sie fahren keine alten Räder, stehen nicht an Fließbändern und schlagen nicht ihre Kinder.

Wieder sah ich auf die Uhr: der große Zeiger mahnte mich, bald aufzustehen. Wie schnell die Zeit doch verging! Ich lag da und überließ mich meinen Gedanken.

Früher hatte mein Vater mich oft geschlagen; doch seit ich sechzehn war, schlug er mich nicht mehr.. Ab und zu brüllte er mich noch an: „Geh zum Friseur!“, oder „Wo warst du so lange?“; wir hatten uns nie viel zu sagen. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn früher gehaßt hatte, wenn er mich schlug. Und dann fiel mir ein, was meine Mutter eines Morgens zu mir gesagt hatte: „Sie haben wieder einige Arbeiter aus der Fabrik entlassen. Hoffentlich behält Vater seine Arbeit. Er sagte, sein Meister hat schon ein Auge auf ihn geworfen. Die Zeiten sind so schlecht.“

„Ja“, sagte ich, und ich wagte nicht, zu sagen, daß die Zeiten wieder besser würden. Wenn mein Vater mich anbrüllte, dachte ich oft an seinen Meister, und zum erstenmal in meinem Leben glaubte ich die Bedeutung des Wortes ‚Wahrheit‘ zu erkennen, zu begreifen. Von nun an haßte ich meinen Vater nicht mehr, wenn er mich anbrüllte, denn ich wußte, daß auch er Angst hatte, Angst vor der Ungewißheit, vor dem Morgen, vor seinem Meister, vor dem Alter: Angst.

Meine Finger suchten in der Dunkelheit nach der Lampe. Ich knipste das Licht an und setzte mich aufrecht ins Bett. Es würde nicht mehr lange dauern, bis meine Mutter kam, um mich zu wecken. Noch immer fiel der Regen in die Straße, stürzten dicke Tropfen auf das Fensterbrett, und mein kleiner Bruder schlief ruhig und atmete leise und gleichmäßig, wie nur ein Kind es kann. Der Gedanke, daß mein Bruder einmal die gleiche Angst haben würde, wie ich, erweckte in mir ein Gefühl von Traurigkeit.

Bald würde es Zeugnisse geben, fiel mir ein, und ich hörte meinen Vater schimpfen: „Du wagst es, mir ein solches Zeugnis vorzulegen. Ich habe sechs Mäuler zu stopfen, und du hast keine andere Aufgabe, als dich um gute Zensuren zu bemühen, keine!“

Wieder dachte ich an meinen Cousin Werner, an die Fließbänder. Mein Vater wußte nichts von mir, wußte nichts von meinen Gedanken, von meiner Angst, wußte nicht, daß ein sechzehnjähriger Junge keine guten Zensuren aus der Schule nach Hause bringen kann, wenn er Angst hat, wenn er an Dinge denken muß, die nicht für seinen Kopf bestimmt sind. Und ich zweifele daran, daß es überhaupt einen Kopf in dieser Welt gibt, der die schlechte Zeit ertragen kann, ohne Angst zu verspüren.

„Wenn man Freunde hat, ist alles leichter zu ertragen“, sagte Seidelmann an einem Montagmorgen zu mir, und ich wußte, daß er recht hatte. Aber ich hatte keine Freunde. Nachmittags las ich meistens in meinen Büchern; es war ein

beruhigendes Gefühl, wenn ich die Bücher in meiner Nähe wußte. Die Schreiber der Bücher aber waren längst tot und ich bildete mir ein, daß sie, hätten sie noch gelebt, meine Freunde gewesen wären, denn ich fühlte, daß sie in vielen Dingen dachten wie ich. Meine Bücher und Musik, Hesse und die Beatles waren für mich eine Art Ersatz für Freunde, Ersatz.

Ich stand auf, zog mich an, ging ins Bad und wusch mich. Mein Vater und meine Mutter waren schon in der Küche und frühstückten.

Über dem Tisch in der Küche brannte die Birne, in deren Lichtkreis meine Mutter die Brote für meinen Vater zu bestreichen begann.

„Morgen“, sagte ich.

„Morgen“, sagte meine Mutter und mein Vater blickte stumm zu mir auf und nickte.

Ich setzte mich. Meine Mutter goß den dampfenden Kaffee in meine Tasse und legte zwei belegte Brote auf den Teller. Es hatte aufgehört zu regnen und draußen fuhren die Autos durch die Straßen, ihre Räder verdrängten das Wasser der Pfützen, so, daß das kalte Nass auf die Gehsteige platschte.

„Iß doch“, sagte meine Mutter.

„Ja“, antwortete ich, und ich aß das Brot, obwohl ich keinen Hunger hatte. Der Kaffee war heiß. Es tat gut, den heißen Kaffee zu trinken, denn es war kalt in der Küche. Die Heizung war noch nicht eingestellt. Wieder dachte ich daran, daß wir eine schlechte Zeit hatten, ich dachte an die Zeitung, die schon im Briefkasten steckte; ich kannte die Schlagzeilen: 1,0, 1,1 Millionen Arbeitslose!, und mir wurde klar, warum meine Mutter die Zeitung erst hereinholtte, wenn mein Vater in der Fabrik und ich in der Schule war. Auch wußte ich, daß sie die Heizung erst gegen Mittag einschaltete: sie wollte sparen: es war eine schlechte Zeit.

Schweigend saßen wir am Tisch. Meine Mutter stieß ein Stückchen Weißbrot in den Kaffee; mein Vater blickte vor sich hin, gelassen und ruhig, aber ich spürte, daß er nicht gelassen und ruhig war, nie war er das. Und wir hatten uns nie viel zu sagen. Ich sah ihm nicht in die Augen, weil er sicher gemerkt hätte, daß ich seine Angst sah, und das wollte ich nicht.

„Wann fährt dein Zug?“ fragte er; oft genug hatte er diese Frage gestellt, und wie immer antwortete ich:

„Sieben Uhr zwei!“

Dann sah mein Vater fast jedesmal aus dem Fenster, blickte den vorbeifahrenden Autos und Menschen nach, sah sich in Gedanken selbst auf dieser Straße, im Sommer und im Winter, im Regen und im Nebel.

„Es wird Zeit“, er sah mich an, spielte mit seinen Fingern an der warmen Kaffeetasse.

„Ja, es wird Zeit“, sagte meine Mutter und schob mir das eingepackte Brot zu. Jahre später verstand ich diese Worte, wußte, welche Bedeutung sie hatten, welchen Sinn; in jener Zeit wußte ich nicht, daß meine Eltern nie oder nur selten ihre wahren Gefühle zeigten; sie sprachen nicht gern über Dinge, die ihnen weh taten, über Dinge, auf die sie hofften. Damals spürte ich, sie hofften, hofften auf mich. Sie sagten nicht: Du sollst es einmal besser haben, sollst nicht arbeitslos werden, sollst keine Angst vor dem Morgen haben, vor der Fabrik, vor dem Meister, sollst nicht mit den Wölfen heulen, um zu leben, du sollst es

besser machen, sollst lernen, sollst nicht an einem Fließband stehen, mit einem alten Rad durch die nassen Straßen fahren, sollst keine Angst haben, sollst nicht . . .

„Wann fährt dein Zug?“ und „Es wird Zeit!“ sagten sie.

Auch, wenn ich den Sinn dieser Worte damals nicht deute, so hörte ich doch den Ton, diesen guten, einfachen Ton, der so nah und vertraut klang, und ich war dankbar für diese Worte, dankbar und froh. Doch ich spürte auch eine deutliche Spur von Traurigkeit in mir, die ich erst später richtig erklären konnte. Ich war erst sechzehn, und ich dachte daran, daß alles anders werden würde, wenn ich achtzehn wäre, achtzehn, wie Werner: richtiges Geld, eine Freundin, einen Wagen, Pläne . . . doch dann fühlte ich mich irgendwie schuldig, wenn meine Gedanken das Wort ‚Schule‘ dachten. Ich dachte an Seidelmann und Karin Hufe, an Kafka und die Fließbänder und Charles Laughton. Früher war es mir viel leichter gefallen, diese Gedanken nicht zu denken, doch nun waren sie da, waren ein Teil von mir, waren ich.

„Es wird Zeit!“ sagte meine Mutter, „steck das Brot in deine Tasche.“ „Ja“, sagte ich.

Die unauffällig-graue Haustür fiel hinter mir ins Schloß. Fünf Marmorstufen, das kalte Treppengeländer, an dem meine warme Hand herrunterrutschte. Kühler Regen hatte sich an meiner Hose gesammelt. Ich wischte ihn an meiner Hose ab. Ich ging durch die kleine Straße, sah die unordentlichen Sträucher, die kahlen Bäume in den Vorgärten der Häuser, dann erst begann die richtige Straße, die, in der keine Bäume wuchsen, nur Laternen und Straßenschilder. Langsam floß die Dunkelheit in den fernen Himmel zurück, der Wind ruhte sich aus und ich beeilte mich, meinen Zug zu erreichen.

Vom Bahnhof bis zur Schule war es nicht sehr weit. Ich ging durch die Kastanienallee, vorbei an der Kaufhausbaustelle. Menschen. Autos. Ampeln. Lichter. Dann sah ich einen Mann, dessen Gesicht ich nicht vergessen kann. Nie werde ich seinen Namen erfahren, und doch kenne ich die Geschichte dieses Mannes. Als er an mir vorbeiging, sah ich sein Gesicht ganz deutlich. Er zog an einer Zigarette und seine Augen waren auf ein unbestimmtes Ziel in die Ferne gerichtet. Ich sah diesen Ausdruck in den Augen, der mich fesselte, weil ich ihn kannte: es war jener Ausdruck von unterdrücktem und betäubtem Schmerz, den ich aus den Augen meines Vaters kannte. Der Mann ging an mir vorbei und ich drehte mich nach ihm um. Aus seiner Stirn hatte ich das Diagramm seiner Gedanken gelesen, und ich glaubte zu wissen, was ihn bewegt. Ich dachte an Charles Laughton, dachte an meine Mutter, wie sie gerade die Zeitung aus dem Briefkasten zog und las: 1,1 Millionen Arbeitslose! Ich hörte sie sagen: „Die Zeiten sind so schlecht. Hoffentlich behält Vater seine Arbeit!“

„Ja“, sagte ich zu mir, „hoffentlich!“, und meine Stimme klang wie die Stimme eines Sechzehnjährigen, der Kafka gelesen, aber nicht verstanden hatte.

Mit den Wölfen heulen, dachte ich, als ich den Mann im Gewühl zwischen den Autos verschwinden sah, mit den Wölfen . . .

Als ich in die Klasse kam, sah mich Seidelmann.

„Guten Morgen!“ sagte er.

„Morgen!“ sagte ich, „Morgen“.

Manfred Chobot Dorfgeschichte 20

Der Anfang der Geschichte liegt irgendwann in den Jahren 1937 oder 1938. In einem Ort im Seewinkel, am Ostufer des Neusiedlersees, lebte ein Kaufmann; er war Jude und Besitzer eines Gemischtwarenladens. Was seine finanziellen Belange traf, war er nicht arm, und es schien, als habe das Schicksal es wohlwollend mit ihm gemeint. Unter seinen Mitbürgern war er mäßig beliebt; seines Geldes wegen wurde er respektiert.

Dann kam für 7 Jahre das Tausendjährige Reich. Und die Geschichte nahm ihren Lauf. Statt Österreich hieß es nun „Ostmark“, und an die Stelle der Achtung trat die Ächtung. Gewisse Dorfbewohner befolgten eifrig die neuen Gesetze. Aus versteckten Gehässigkeiten wucherten offene Anfeindungen. Das Recht stand traditionell auf der Seite der Mitläufer. Der Rauch der Verbrennungsöfen stank zum Himmel, und die offizielle Kirche bewehrte eifrig die Herrschenden und stellte ihre Gebete in den Dienst der braunen Machthaber. Dem jüdischen Kaufmann wurde die Nachricht überbracht, daß er mit seiner Deportation zu rechnen habe. Der Abtransport sollte in wenigen Tagen erfolgen. In aller Diskretion machten sich zwei unverdächtige Mitmenschen anheischig, ehrsame Bürger, dem Krämer zur Flucht zu verhelfen. Es gäbe jemanden am Westufer des Sees, der über die nötigen Verbindungen verfüge. Für diesen Gefallen müsse er sich selbstverständlich erkennbar zeigen, eine kleine Aufmerksamkeit bloß, brächten sie selbst dadurch sich in erhebliche Gefahr, Lebensgefährlichkeit sogar. Zum vereinbarten Zeitpunkt traf man sich am Ufer des Sees. Mit einem Ruderboot würde man ihn hinüberbringen. Das Boot stieß ab, und die beiden Helfer ergriffen die Ruder. Etwa in der Mitte des Sees unterbrachen sie das Rudern. „Was ist los?“ mißtraute der Jude. „Wenn du dieses Dokument unterschreibst, bringen wir dich heil ans andere Ufer. Andernfalls kehren wir um. Unverzüglich. Was das für dich bedeutet, weißt du selbst: Einlieferung in ein KZ und Tod.“ Der Kaufmann unterschrieb die vorbereitete Schenkungsurkunde. Nun besaß er nichts mehr außer seinem nackten Leben. „Was sind schon Geld und Reichtum, Geschäft und Besitz gegen die Ewigkeit“, sprach einer der eben Beschenkten. Mit ihren Rudern schlügen sie zu. Traten ihn aus dem Boot und ertränkten ihn.

Sodann kehrten sie wohlbehalten zurück.

Übereinstimmend werden sie von einem Unglücksfall berichten.

Einer der Beteiligten dient heute der Gerechtigkeit und versieht seine Pflicht als Gendarm.

Karl Taefler Der Stein

Tiefe Kerben –
gleichen den Runzeln
alter Menschen.
Zeugen
einer bewegten Vergangenheit.

Dem Schicksal
ist er nicht kampflos ergeben.
Spuren im Flußbett
erzählen vom Widerstand.

Peter Horvath

Luthers Bibel und seine Zeit

Einige nützliche Informationen

Was kostete eigentlich damals, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, so eine Bibel von Luther? Was konnte man für dieses Geld sonst kaufen? Und wer konnte diese Bibel überhaupt bezahlen? Sie lesen?

Nun gibt es aus dieser Zeit keinen Bildungsbericht o. ä., in dem fein säuberlich die Zahl der Analphabeten, der Schulbesucher und Schulabgänger aufgeführt wäre. Wir sind hier auf mancherlei Mutmaßung angewiesen, um die Fragen annähernd zu beantworten.

Und weiter: Welche Sprachunterschiede gab es? Wie stand es um die Vereinheitlichung der deutschen Sprache?

Es geht um eine bewegte, eine revolutionäre Zeit, in der vieles in Bewegung ist und sich vieles ändert. Die Sprache entwickelt sich mit den Büchern. Nur wo Bücher sind, kann gelesen werden. Die Gewerbetreibenden entwickeln sich mit der Entwicklung des nationalen Marktes und umgekehrt. Der Handel erfordert eine einheitliche Sprache. Bücher werden dorthin befördert, wo sie gekauft werden.

Neue Zeiten werfen neue Fragen auf, machen Widersprüche sichtbar, die gelöst werden wollen.

Es geht hier um die Zeit am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, als, vom Standpunkt Europas, die übrige Welt entdeckt wurde:

Bartolomeu Diaz umsegelte 1488 das Kap der Guten Hoffnung, Kolumbus entdeckte 1492 Amerika, Vasco da Gama erreichte 1498 Vorderindien und Pedro Alvarez Cabral 1500 Brasilien. Die Kolonialsysteme der Spanier und Portugiesen entstanden.

Die Ausplünderung der „Neuen Welt“ eröffnete ungeheure Gewinnmöglichkeiten für das in Europa angewachsene Kaufmannskapital, und die Vermögen der Kaufleute wurden durch die Ausbeutung der Kolonien um ein Vielfaches vermehrt. Es bildeten sich der Welthandel und der Weltmarkt heraus. In Europa, das etwa 90 Millionen Einwohner zählte, entwickelten sich erste Nationalstaaten; das Bündnis zwischen Königtum und aufsteigendem Bürgertum führte zur Überwindung feudaler Zersplitterung.

Zur Ausplünderung der Kolonien bedurfte es staatlicher Machtmittel, z. B. der Soldaten, um die Einheimischen zu zwingen, Gold, Gewürze, Erze, kurzum: ihre Reichtümer herzugeben; eines Gewaltapparates, um die Eingeborenen zu Sklaven zu machen, ihre Kultur und Lebensweise zu vernichten; schließlich, um die „Beute“ sicher über die Meere zu bringen, damit sie nicht konkurrierenden Kaufleuten oder Staaten in die Hände fiel.

Bevölkerungsstruktur auf dem Lande und in der Stadt.

Die „deutsche Nation“ bestand nach dem Wormser Reichsmatrikel von 1495 aus 350 größeren und kleineren, weltlichen und geistlichen Territorialstaaten, Grafschaften, reichsfreien Städten und reichsritterschaftlichen Gebieten, in denen rund 14 Millionen Menschen lebten, drei Viertel davon auf dem Lande.¹ Das Bündnis

zwischen König und Bürgertum war nicht zustande gekommen, die Fürsten widersetzten sich einer Zentralisation, die eine Einschränkung ihrer Macht bedeutet hätte, erfolgreich.

Es war eine feudale Gesellschaft, an deren Spitze die Fürsten standen, die auch den König wählten. Sie gaben den meist in kriegerischen Auseinandersetzungen geraubten Boden als „Lehen“ (mittelhochdeutsch für „geliehenes Gut“) an ihre Gefolgshaft. Am Ende dieser Hierarchie stand der Bauer, der mit seiner Familie das Land bewirtschaftete. Der Besitzer des Bodens war der feudale Grundeigentümer, von dem der Bauer das Land zur Verfügung gestellt bekommen hatte, von dem er persönlich über den Lehenseid abhängig war und dem er Abgaben leisten mußte. Dem Bauern gehörten lediglich die Arbeitsinstrumente, Stallungen usw., und er mußte einen Teil des Ertrages an den Feudalherren abgeben:

1. die Arbeitsrente, d. h., es mußten Arbeitsleistungen für den Feudalherren in dessen Wirtschaft ausgeführt werden;
2. die Produktenrente, d. h., ein bestimmter Teil der Ernte muß an den Feudalherren abgegeben werden;
3. die Geldrente, d. h., der Bauer mußte seine Ernte erst auf dem städtischen Markt verkaufen und einen Teil des Geldes an den Feudalherren abliefern.

Mit der Entfaltung der Warenproduktion war die Naturalform der Abgaben für den Feudalherrn insofern uninteressant geworden, weil die Waren, die angeboten wurden, mit Geld bezahlt werden mußten. Für die Bauern wirkte sich das äußerst schlecht aus, waren sie doch jetzt den Schwankungen des Marktes unterworfen. Gab es viel Korn, sank der Preis, gab es wenig, stieg der Preis.

Die Bauern, die den Großteil der damaligen Gesellschaft bildeten, waren kein sozial einheitliches Gebilde, sondern bestanden aus sozial abgestuften Schichten, die auch regional große Unterschiede aufwiesen. Auch ihre rechtliche Stellung war unterschiedlich und durchaus abhängig von der Größe des Landbesitzes. Es gab freie, feudalabhängige, ja sogar leibeigene Bauern.

In Sachsen z. B. machten die Bauern und ihre Familien 50 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Hierzu kamen noch das Gesinde und sonstige Hausgenossen, die dort 13 Prozent der Bevölkerung stellten.

Gesinde waren Arbeitskräfte, die für eine längere Zeit eingestellt waren, Kost und Logis frei hatten und einen kleinen Lohn erhielten, der bei 6 bis 14 Gulden im Jahr lag.

Oft waren es auch die Kinder von anderen Bauern, die ihre Kinder, wenn sie 8 bis 10 Jahre alt waren, üblicherweise zum Arbeiten außer Haus schickten.

Die Familie des Bauern bestand nicht nur aus der Frau und den Kindern, sondern auch dem Gesinde und anderen Hausgenossen. Sie bildeten zusammen eine Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft, eine große Haushaltssfamilie, zu der auch die nicht Blutsverwandten gehörten, die wirtschaftlich und rechtlich vom Hausvater vertreten wurden.

Dann gab es noch die Gruppe der Tagelöhner, die nicht in den Hausverband der Familie eintraten. Sie verkauften sich tageweise, meist zu Saisonzeiten, wie z. B. der Ernte, und blieben nur ausnahmsweise länger. Ihr Verdienst lag bei 28 Denaren am Tag (ohne Kost) und 10 Denaren (plus Kost).

Die die Bauern unmittelbar ausbeutende Klasse war der Adel – die Feudalherren.

Der Adel teilt sich auf in niederen und höheren, der vormals mittlere Adel war bereits in den niederen abgestiegen.

Der niedere Adel hatte unterschiedliche Stellungen. Teilweise waren es Gutsherren, die Landarbeiter anstellten oder den Boden verpachteten. Teilweise übten sie fürstliche Hofdienste aus oder Kriegsdienste in städtischem oder fürstlichem Gedinge. An ihnen war das gehobene Bürgertum, das Patriziat, interessiert, suchten sie doch durch Heirat und den damit verbundenen Erwerb eines adeligen Titels ihr politisches Gewicht zu erhöhen.

Die oberste Schicht der damaligen Gesellschaft bildeten die Fürsten, die aus dem hohen Adel hervorgegangen waren. Sie waren unabhängig vom König, eigneten sich aufgrund ihrer politischen Macht den Großteil des von den Bauern erarbeiteten Reichtums an und waren bestrebt, die Abgaben der Bauern und die Frondienste laufend zu erhöhen. Bergbau, Erz- und Metallhandel fanden zwar ihr Interesse, aber wirtschaftlich betätigten sie sich in der Regel nicht. Der Machtapparat, über den sie verfügten, hatte die Hauptaufgabe, die Bevölkerung, vor allem die Bauern, niederzuhalten, für eine regelmäßige Ablieferung der Abgaben zu sorgen, was durchaus auch im Interesse des niederen Adels war. Andererseits richtete sich dieser Machtapparat genauso gegen den niederen Adel, um ihn unten auf seinem Platz in der gesellschaftlichen Stufenleiter zu halten. Die Fürsten sorgten für die Zentralisation der wirtschaftlichen und politischen Macht in ihrem Gebiet und verhinderten eine Zentralisation auf nationaler Ebene.

Die Geistlichkeit war immens angewachsen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts waren zum Beispiel von den 40 000 Einwohnern Kölns 5000 geistliche und halbgeistliche Personen. Die Zustände innerhalb der Kirche waren empörend, und so urteilte der Volksmund: „Wer sich einmal gütlich tun will, der schlachte ein Huhn, wer ein Jahr lang, der nehme eine Frau, wer es aber alle seine Lebtage gut haben will, der werde ein Priester.“

Der Klerus bestand aus zwei großen Gruppen, dem aristokratischen Teil und der niederen Geistlichkeit. Die Spitze der geistlichen Feudalhierarchie bildeten geistliche Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, es folgten Äbte, Prälaten, Stiftsherren, Kanoniker usw. Sie waren Inhaber einträglicher Pfründe und Hauptnutznießer des riesigen Kirchenbesitzes. Gegen sie vor allem richtete sich in Bauernkrieg und Reformation die Wut des Volkes.

Die niedere Geistlichkeit stammte zum einen Teil aus wohlhabenden bürgerlichen Familien, akademisch gebildet, humanistisch eingestellt und für die reformatorische Bewegung eingenommen. Ein anderer Teil, der die Hauptmasse der Geistlichen ausmachte, kam aus ärmeren Bevölkerungsschichten; sie stellten auch den überwiegenden Teil der Ideologen der reformatorischen und revolutionären Bewegung.

3,5 Millionen Menschen, rund ein Viertel – in Sachsen ein knappes Drittel – der Bevölkerung, lebten in einer der 3000 Städte. Ihre durchschnittliche Einwohnerzahl lag bei 100 Familien. Einzelne Städte waren zu richtigen Großstädten geworden, so zählte Köln 40 000, Augsburg 40 000, München erst 10 800 Einwohner.

In der Stadt, wo das Handwerk zu Hause war, fand der Austausch von handwerklichen und landwirtschaftlichen Produkten statt. 90 Prozent der Städte lebten aus der Produktion der Ein- und Anwohner, die auf dem lokalen Markt ausgetauscht wur-

de. In der städtischen Gesellschaft herrschte eine pyramidenähnliche soziale Schichtung. An der Spitze stand das städtische Patriziat – etwa 1 Prozent –, das aus den Reichensten der Stadt, Grundbesitzern, Fernhändlern, reich gewordenen Zunftmeistern, Kaufleuten und Handelskapitalisten bestand. Sie hatten in der Stadt die politische Macht und nutzten diese, um den Großteil der gewerbetreibenden Stadtbewohner und die von der Stadt abhängigen Bauern über Steuererhebungen und andere Maßnahmen auszubeuten. Das Patriziat war konservativ und verband sich in der Revolution mit den reaktionärsten Kräften.

Einen zahlenmäßig wesentlich stärkeren Teil machten die in sich stark differenzierten bürgerlichen Mittelschichten aus, zu denen vermögende Kaufleute und Unternehmer ebenso gehörten wie begüterte Handwerksmeister, bemittelte und minderbemittelte Zunftmeister und die Meister reicher und niederer Zünfte. Den Hauptteil dieser Schicht stellten die Handwerker. Innerhalb der Stadt bildeten die Plebejer, verarmte Handwerker, Tagelöhner, Gesellen, Knechte und Lohnarbeiter, die größte Schicht. Sie waren besitzlos und politisch rechtlos.

In den ersten beiden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts konnte ein Augsburger Maurergeselle mit seinem Geldlohn noch den 1,4 bis 1,5fachen Mindestbedarf der Familie abdecken, im dritten Jahrzehnt begann der Abfall, und gegen Ende konnte er die Lebenshaltungskosten seiner Familie nur zu 75 Prozent decken.

In Leipzig lag der Tagelohn für Zimmerleute Mitte des 16. Jahrhunderts bei 42 Denaren; in Uelzen verdiente ein Bauarbeiter zu Ende des Jahrhunderts an einem 12stündigen Arbeitstag 4 Schillinge, ungefähr 40 Denare. Zu dieser Zeit sah die Ausgabenstruktur einer 5köpfigen Arbeiterfamilie folgendermaßen aus: Für Nahrungsmittel 78,5 Prozent, allein für Brot 49,4 Prozent, also fast die Hälfte der gesamten Einkünfte. Für Miete, Licht, Heizung 11,4 Prozent und für Kleidung und sonstiges 10,1 Prozent. Dabei war es so, daß vom ersten Jahrzehnt bis zum Ende des Jahrhunderts die Ausgaben für Lebensmittel einen immer größeren Teil der Einkünfte ausmachten (bis 86 Prozent).

Die unterste Stufe der plebejischen Schichten, die Anfänge des Lumpenproletariats, bildeten Bettler, Gaukler, Musikanten, fahrendes Volk, deklassierte Landsknechte, Dirnen, Landstreicher.

Insgesamt bot die soziale Struktur der Städte folgendes Bild: In Augsburg hatten zu Anfang des 16. Jahrhunderts 271 Familien ein Vermögen über 3000 Gulden, eine beträchtliche Anzahl sogar über 100 000 Gulden. Der Anteil der Besitzlosen, die also von keiner Steuer erfaßt wurden, lag bei 22 000 Menschen (54 Prozent). In Rostock, einer hansischen Fernhandelsstadt, betrug die nicht steuerfähige Bevölkerung 63 Prozent, 20 bis 22 Prozent gehörten zu den mittleren Vermögensgruppen, die verbleibenden 15 Prozent gehörten zu den Reichen der Stadt.

Entwicklung der kapitalistischen Warenproduktion

Bauern und Handwerker arbeiteten seit dem 14. Jahrhundert mehr und mehr für den städtischen Markt. Die Vermittler des Warenaustausches zwischen Bauern und Handwerkern waren die Kaufleute. Sie waren die Träger der Geldwirtschaft und kauften den Bauern das Getreide, Gemüse, Vieh u. ä. ab, der Bauer brauchte ja das Geld, um seine Feudalabgaben zu bezahlen und um selber handwerkliche Produkte wie Draht, Scheren o. ä. einzukaufen.

Das Vermögen und die Anzahl der Kaufleute wuchsen im Verlauf des 15. Jahrhun-

derts vor allem in den Zentren des Exportgewerbes und des überregionalen Handels, siehe Rostock, und den Zentren des Bergbaus so an, daß die Besitzer der Vermögen über den traditionellen Verwendungszweck wie Fernhandel, Verbrauch, Erwerb von Grundeigentum, Wucher hinaus nach neuen Anlagemöglichkeiten suchten. Im mittelalterlichen Fernhandel war es darum gegangen, die Bedürfnisse des Adels und wohlhabender Bevölkerungsteile zu befriedigen, doch jetzt erfaßte der Handel immer mehr Massenbedarfsgüter und Rohstoffe. Die Kaufleute vermittelten nicht mehr nur den Austausch der Waren von Handwerkern und Bauern, sondern gingen hin und kauften Waren in einer Stadt auf, nach denen in der anderen Stadt eine Nachfrage bestand – eine Nachfrage nach billigen Massenartikeln, die von den Handwerkern der Zünfte nicht mehr befriedigt werden konnte. Es entwickelten sich Märkte und Handelsstraßen; über dieses immer dichter werdende Netz erreichten billige Waren für den Massenbedarf breitere Bevölkerungsschichten. Es kam zur Herausbildung des nationalen Marktes im Gegensatz zum lokalen Markt.

Dieser Prozeß hatte wiederum das Anwachsen der Kaufleute und des Kaufmannskapitals zur Folge. Im nächsten Schritt beauftragte der Kaufmann die Handwerker, für ihn zu arbeiten; er kaufte ihnen also ihre Produkte ab. Schließlich kaufte er nicht nur die Produkte, sondern lieferte den Handwerkern auch die Rohstoffe. Vereinfacht dargestellt sah es so aus, daß der Kaufmann Rohstoffe in einer Stadt kaufte, die Handwerker der anderen Stadt verarbeiteten sie, und der Kaufmann verkaufte die Waren in einer dritten Stadt. Im Ergebnis ist aus dem Vermittler der Produktion, dem Kaufmann, der Verleger der Produktion geworden. Zwischen Handwerkern, den Produzenten, und Kaufleuten entstand ein neues Verhältnis. Das ehemals gleichberechtigte veränderte sich zugunsten des Kaufmanns, er war nun in der stärkeren Position. Er schoß Geld vor, Rohstoffe einzukaufen, und er schoß Geld vor, den Handwerkern die fertigen Produkte abzukaufen, um schließlich sein investiertes Kapital plus dem geschaffenen Mehrwert durch den Verkauf der Waren zu erhalten. Aus dem Kaufmann als dem Vermittler ist der Handelskapitalist, der Verleger, geworden.

Und die Handwerker waren schon nicht mehr Handwerker, denn ihnen gehörte der Rohstoff nicht mehr, und sie waren noch nicht Lohnarbeiter, denn die Werkzeuge, die Produktionsmittel, gehörten ihnen noch.

Im nächsten Schritt kam es zur Bildung von Meistereien, in denen ein vom Handelskapitalisten abhängiger Meister mit seinen Gesellen und Hilfskräften arbeitete; ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte die Entwicklung in der Errichtung von Manufakturen, in denen der Arbeitsprozeß immer mehr aufgeteilt wurde, die lohnabhängigen Arbeiter nicht mehr das ganze Produkt herstellten, sondern nur noch einzelne Arbeitsvorgänge ausführten.

Es war nun keineswegs so, daß überall in Deutschland aus Handwerksbetrieben Manufakturen wurden; diese Entwicklung beschränkte sich auf einzelne größere Städte, war auch noch lange nicht die beherrschende Produktionsform, hatte indes weitreichende Auswirkungen auf die gesamte Gesellschaft.

Die Handwerker waren im Verhältnis zu den Manufakturen gar nicht konkurrenzfähig, d.h. sie waren dort, wo Manufakturen existierten, in Gefahr, ihre Selbstständigkeit zu verlieren und selber Stückwerker oder Lohnarbeiter in einer Manufaktur zu werden. Selbst da, wo es noch keine Manufakturen gab, existierte das Wissen um

ihre „Gefährlichkeit“.

Das Geld erhielt einen völlig neuen Stellenwert. War es früher das Ziel gewesen, einen bestimmten Gegenstand mit seinen Eigenschaften, einen bestimmten Gebrauchswert also, zu erhalten, so wurde es jetzt das Ziel, Geld, Tauschwert also, zu erhalten. Die wirtschaftlichen Handlungen der Handelskapitalisten wurden vom Profitstreben bestimmt, eine Haltung, die ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die übrige Gesellschaft blieb.

In Deutschland wurde die einfache Warenproduktion zur kapitalistischen Warenproduktion; sie war hier am weitesten, im Vergleich zu anderen Ländern, fortgeschritten. Das in den Händen deutscher Kaufleute angehäufte Kapital erreichte unvorstellbare Summen. So lag z.B. das Vermögen englischer Kaufleute bei 200 000 bis 240 000 Dukaten, das Vermögen der Augsburger Fugger Mitte des 16. Jahrhunderts bei 3,5 Mio. Dukaten. Die deutschen Kaufleute verfügten über so viel Geld, daß sie nicht nur dem deutschen, sondern auch dem französischen und englischen König Geld liehen.

In der Zeit, als der nationale Markt entstand und die Geldwirtschaft eine völlig neue Bedeutung erlangte, wurde die politische Zersplitterung Deutschlands, und ein Ausdruck davon war auch das völlige Durcheinander im Münzwesen, äußerst hinderlich. Jeder Territorialstaat und jede freie Stadt mit Münzprägerechten gaben ihre eigenen Münzen heraus. Aber nicht genug damit, versuchten sie auch noch, da Gold und Silber kostbar waren, möglichst wenig Gold und Silber in den Münzen zu belassen. So sank der Wert der Münzen, und die Vergleichbarkeit mußte immer wieder durch Münzvereinbarungen und Münzverträge festgestellt werden:

1 Denar = 1 Pfennig; 1 Kreutzer = 4 Pfennig; 1 Mariengroschen = 8 Pfennig; 1 Schilling = 10 Pfennig; 1 Groschen = 12 Pfennig; 1 Taler = 24 Groschen = 288 Pfennig; 1 Taler = 60 Kreutzer = 240 Pfennig; 1 Mark = 160 bis 190 Pfennig; 1 Dukate = 1,3 Gulden = 312 bis 374 Pfennig. Für einen Gulden galt: 1 Gulden = 1 Taler = 1,5 Mark = 24 Groschen = 24 bis 28 Schillinge = 60 Kreutzer = 240 bis 288 Pfennig.

Bergbau und Textilproduktion

In der Mitte des 15. Jahrhunderts war der Erzbergbau zum bedeutendsten Wirtschaftszweig nach der Landwirtschaft geworden. Schon früher war der deutsche Bergbau, etwa in Freiburg, führend gewesen. Doch im 14. Jahrhundert kam es zu einer Krise im Bergbau, die ihre Ursache in der veralteten einfachen Warenproduktion hatte. Kapital, und zwar viel Kapital, mehr als ein einzelner aufbringen konnte, war nötig, um die technischen Probleme der Entwässerung, Entlüftung usw. zu lösen. Hatten Kaufleute und Geldhändler zunächst kein Interesse am Bergbau, weil woanders Kapital gewinnbringender angelegt werden konnte, so änderte sich das im 15. Jahrhundert, als steigende Nachfrage hohe Gewinne versprach. Ab ca. 1470 begann eine Blüteperiode des Bergbaus. Im sächsischen Silberbergbau waren die bedeutendsten Großkaufleute von Leipzig, Nürnberg, Zwickau, Chemnitz, Erfurt und auch aus entfernteren Städten wie Köln, Magdeburg, Berlin und Breslau als Unternehmer vertreten. Die Gold- und Silberproduktion war der letzte treibende Moment, der Deutschland Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts ökonomisch an die Spitze Europas stellte.

Neben der Landwirtschaft, dem Bergbau und der Stadtwirtschaft entstand eine Art

Massenproduktion von Textilien. Die Textilproduktion stand meist unter der Kontrolle von Verlegern und erfolgte fast ausschließlich in den Städten, weil die ländlichen Produktionsbedingungen, wie schlechte Verkehrsverhältnisse, mangelnde Arbeitskräfte usw., diesen Anforderungen nicht gewachsen waren.

Nationale Ideen und Humanismus

Auf dieser ökonomischen Grundlage, der Entwicklung des nationalen Marktes, entstanden nationale Ideen. So wurde in der Landfriedensordnung von 1486 zum erstenmal vom „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ gesprochen, eine Formulierung, die seitdem ständig wiederkehrt. Auf dem Wormser Reichstag Ende des 15. Jahrhunderts unterschieden die Reichsstände zwischen „Teutscher Nacion“ und „frembd gezung und Wesen, on Mittel zu dem hailigen Reich gehörig“. Im Sprachgebrauch wurde „deutsche Lande“ durch „Deutschland“ ersetzt. Zu den Wegbereitern des nationalen Denkens gehörten vor allem die Humanisten, Vertreter einer geistigen Strömung im 14. bis 16. Jahrhundert, die den Wert von Mensch, Natur und Geschichte in sich selbst, und nicht erst in der Beziehung auf Gott, sahen. Ihnen ging es um die Erforschung, Wiedererweckung und Pflege der antiken Sprachen, der Literatur und Kunst. Das richtete sich auch gegen die geistige Alleinherrschaft der Kirche; das antike Vorbild verwies auf ein von kirchlicher Autorität unabhängiges, auf Wissen und Vernunft gegründetes Welt- und Menschenbild, das dem Menschen ein optimistisches, diesseitsbezogenes Lebensgefühl vermittelte und ihn auf die eigenen Kräfte, auf die uneingeschränkte Ausbildung seiner Persönlichkeit, orientieren sollte. Sie versuchten unmittelbar zu den Quellen vorzustoßen. Und so war es u. a. die von den Humanisten zutage geförderte griechische Bibel, die Luther als Übersetzungsvorlage diente. Zu einer der ersten Veröffentlichungen gehörte die „Germania“ des Tacitus, eine Darstellung der alten Germanen, in der Traditionen aufgefunden wurden, auf die man sich zur Entwicklung des Nationalbewußtseins berufen konnte.

Buchdruck – Holzschnitt – Prediger: Medien des 16. Jahrhunderts

Seit 1423 war der Druck mit Holzplatten bekannt, 1440 erfand Gutenberg den Druck mit beweglichen Lettern. In der Frühzeit des Buchdrucks, der Zeit der Inkunabeln (Wiegendrucke) bis zur Jahrhundertwende, erschienen rund 27 000 Titel. Die Auflagen liegen zunächst bei 100 bis 200, ab 1480 bei 1000 Exemplaren. In Europa erschienen in dieser Zeit etwa 40 000 Titel mit einer Gesamtauflage von 8 Millionen Exemplaren. Eine Voraussetzung für die Entwicklung des Buchdrucks war auch die Herstellung von Papier. So gab es Mitte des 15. Jahrhunderts auf deutschem Gebiet 10, um die Jahrhundertwende bereits 60 Papiermühlen. Um Papiermühlen zu gründen, war eine große Menge an Kapital nötig; so waren an der Gründung vor allem Kaufleute, reiche Bürger, Städte und Territorialgewalten beteiligt. Die Druckereien verbreiteten sich sehr rasch. So wurden 1445 eine, 1470 neun, 1480 neunundzwanzig, 1490 fünfzig und 1500 vierundsechzig Druckereien gegründet. In Europa gab es im 15. Jahrhundert insgesamt rund 1000 Druckereien. Unter den Druckereien gab es bereits erste Großdruckereien wie z. B. die Druckerei des Anton Koberger Ende des 15. Jahrhunderts in Nürnberg. An 24 Pressen arbeiteten über 100 spezialisierte Arbeitskräfte wie Setzer, Korrektoren, Drucker und Buchbinder. Allein hier wurden bis 1500 über 250 Drucke hergestellt.

Auch im Bereich des Buchdrucks entwickelte sich das Verlagssystem, der einzige Bereich übrigens, in dem die Bezeichnung bis heute erhalten geblieben ist. Mit dem Auftreten Luthers steigerte sich die Buchproduktion erheblich. Innerhalb von 10 Jahren verzehnfachte sie sich: 1513 wurden 90, 1523 bereits 944 Titel gedruckt. Insgesamt wurde in Deutschland in 50 verschiedenen Städten gedruckt. In der Lutherstadt Wittenberg, bis dahin völlig unbedeutend, wurden von 1518 bis 1523 allein 600 verschiedene Drucke hergestellt.

Neben den großen teuren, vornehm ausgestatteten Folianten und Quarten, die in den Bibliotheken an der Kette lagen, kamen auch kleinere Schriften, „Neue Zei-tungen“, Flugschriften, Quart und die billigen Duodez- und Oktavschriften auf. Die Luther-Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ wurde in einer Auflage von 4000 Exemplaren gedruckt und war innerhalb von fünf Tagen vergriffen. Ab 1530, so schrieb die Reichspolizeiordnung vor, mußten auf dem Titelblatt jedes Buches der Name des Druckers und der Druckerei angegeben werden. Einen Schutz vor Nachdrucken, wie wir ihn heute kennen, gab es nicht, im Gegen teil, es war sogar allgemeiner Brauch, Bücher nachzudrucken. Was es wohl gab, waren „Privilegien“, die von den jeweiligen Landesherren erteilt wurden und auf ihrem Gebiet den Druckern das alleinige Verkaufsrecht zusicherten. Die Preise für Bücher waren unterschiedlich und richteten sich vor allem nach der Anzahl der Seiten. So kostete z. B. ein Buch von 53 Seiten 4 Schillinge, was ungefähr einem Tageslohn entsprach. Drucke von 8 bis 10 Blättern kosteten um die 3 Pfennig, Drucke von 4 Blättern 1 Pfennig. Martin Luthers Sendbrief an Leo X., der 8 Blätter umfaßte, kostete 3 Pfennig.²

Seit 1520 tauchten die Flugschriften als neues Medium auf, sie überschwemmten buchstäblich das Land. Sie behandelten Zeitfragen in allgemein verständlicher Form, umfaßten wenige Blätter, höchstens 2 Bögen, waren meist mit einem Holzschnitt illustriert und bedienten sich der unterschiedlichen Formen wie Prosa, Verse, Lieder, Sprüche, Dialoge. Sie waren zumeist anonym verfaßt und erreichten einen breiten Leser- und Hörerkreis, wurden sie doch nicht nur gelesen und weitergegeben, sondern auch im Kreise Leseunkundiger vorgelesen. Zum ersten Mal entstand damit ein Diskussionsforum, das nahezu alle aktuellen Fragen politischer, nationaler und religiöser Art aufgriff. Die Orte, an denen sie verbreitet wurden, waren die Trinkstuben der Zünfte, die Gastwirtschaften, Schulen, Universitäten, Märkte, Messen. Hier wurden sie angeboten, gelesen und vorgelesen, sie erreichten und schufen eine Öffentlichkeit, die es bis dahin nicht gegeben hatte.

Heute sind noch etwa 3000 Flugschriften aus der Zeit bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts erhalten, der Hauptteil aus den Jahren 1520 bis 1526.

Eine andere Form, die viele Menschen erreichen konnte, dabei selbst solche, die die Buchstaben nicht verstanden, waren Bilder, und mit dem Holzschnitt war es möglich, Bilder zu vervielfältigen und massenhaft zu verbreiten. Ab 1460 wurde der Holzschnitt als Buchillustrierung und vor allem auch für Flugschriften gebräuchlich. Ohne die Schrift zu lesen, konnte man durch den Holzschnitt begreifen, worum es ging. Ist es ja geradezu das Wesen des Holzschnitts, kurz und prägnant wesentliche Dinge und Widersprüche darzustellen.

Die Kunst und die Künstler standen wie nur selten in der Geschichte in der vordersten Linie des gesellschaftlichen Geschehens und nahmen Partei für die fortschrittlichen Kräfte. Künstler wie Lucas Cranach d. Ä., Albrecht Dürer, Matthias Grüne-

wald, Hans Baldung genannt Grien, die Brüder Barthel u. a. haben Luthers Schriften gekannt, gelesen und illustriert.

Neben Buch, Flugschrift und Holzschnitt kam ein neues Medium auf, das ganz entscheidend die öffentliche Meinung bestimmte: Prediger, die von Ort zu Ort zogen, zum Teil in den Städten geduldet, zum Teil auch vertrieben wurden.

Es waren ehemalige Mönche, die in dem Maße, wie sich die Klöster leerten, das Land überfluteten. Sie waren lese- und schreibkundig und damit die Multiplikatoren der gedruckten Bücher und Flugschriften. So wird ein Großteil der Bevölkerung die Worte Luthers zunächst aus dem Munde eines Predigers, dieser wesentlichen Träger im Kampf gegen das Papsttum, erfahren haben.

Die sprachliche Situation

In Deutschland herrschte ein Sprachchaos von babylonischen Ausmaßen; war es doch durchaus so, daß Menschen unterschiedlicher Sprachregionen sich nicht verstehen konnten und es neben den fünf unterschiedlichen Dialektien unzählige Sonderformen und lokale Eigenheiten gab. Dieser Sprachwirrwarr wird aber erst mit der Ausbildung des nationalen Marktes und der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse als störend und hinderlich empfunden. Die fünf hochdeutschen (ober- und mitteldeutschen) und niederdeutschen Dialekte waren: das Oberdeutsche mit Bairisch und den Sonderformen Nord-, Mittel- und Südbairisch; das Mitteldeutsche mit Alemannisch, Niederalemannisch, Hochalemannisch und Schwäbisch; das Westmitteldeutsche mit Mittelfränkisch, Ripuarisch im Bereich Köln und Moselfränkisch im Bereich Trier, mit Rheinfränkisch, Hessisch und Ostfränkisch; das Ostmitteldeutsche mit Thüringisch, Obersächsisch, Lausitzisch und Schlesisch; das Niederdeutsche mit Nordniederdeutsch, Westfälisch, Ostfälisch, Ostelbisch und Brandenburgisch.

In dieser sprachlichen Situation wirkte der Buchdruck, der es ermöglicht, daß die Sprache einem unvergleichlich größeren Teil der Sprachgemeinschaft zugänglich gemacht wird. Die vormals hergestellten Handschriften konnten nur in äußerst geringen Auflagen hergestellt werden, und dann waren sie so teuer, daß nur Reiche sie kaufen konnten. Das Interesse der Buchhändler, Verleger und Drucker war es, die Bücher möglichst zahlreich zu verkaufen, und so bemühten sie sich um eine Sprache, die von möglichst vielen verstanden wurde, auch um eine einheitliche Rechtschreibung usw.; so gab es im 16. Jahrhundert etwa sieben verschiedene Zentren, die unterschiedliche Schriftsprachen entwickelt hatten.

Der Buchdruck war zunächst den Humanisten und den Scholastikern vorbehalten gewesen, die in Latein schrieben und deren Veröffentlichungen dem Volke unbekannt geblieben waren. In Deutsch wurde nur sehr wenig gedruckt, Arzneibücher, Kräuterschriften, Schriften über Heilkunde, Volksbücher u.a., insgesamt kamen um die Jahrhundertwende noch auf 21 Drucke 20 lateinische. Dieser Zustand änderte sich mit dem Auftreten Luthers, der in Deutsch sprach und schrieb, damit für das Volk verständlich war und einen ungeheuren Einfluß auf die sprachliche Entwicklung hatte. Und so waren denn auch 1570 von den 475 gedruckten Büchern 290 in Latein und 163 in Deutsch. Wie sehr das Interesse bei den Menschen an Geschriebenem gewachsen ist, macht die Aussage des Nürnberger Juristen Christoph Scheurl deutlich, „daß der gemeine Mann jetzt nur Schrift fordere und an einem Tage mehr lese als sonst in einem Jahr. Die Nürnberger ließen sich Luthers Schriften

auf offenem Markte vorlesen, dürsteten ordentlich nach ihnen, wie der Rat sagt, welcher auf Dauer ihren Verkauf nicht verhindern konnte.“

Das Bildungswesen

Die Kirche, die im Mittelalter das Bildungsmonopol innehatte, übte auf die Menschen den entscheidenden Einfluß aus. Kultus, Sakramente, Ohrenbeichte und andere Formen ermöglichen den totalen Zugriff der Kirche auf die Menschen. Von der Geburt bis zum Tode war der mittelalterliche Mensch im Bann der sakralen Gaben der Kirche, hoffte auf ein besseres Jenseits und war gehorsam der Obrigkeit. Das Hauptmittel der Volksbelehrung war die Predigt.

In sogenannten Pfarrschulen, der niedrigsten regelrechten Bildungseinrichtung, die es allerdings nur in Städten und größeren Dörfern gab, wurden Meßdiener, Chorknaben und sonstiges niederes Kirchenpersonal ausgebildet.

Weitergehende Bildungseinrichtungen, die die Kirche unterhielt, waren Kloster-, Dom- und Stiftsschulen, die zunächst nur Geistliche, später dann auch Kinder der Feudalherren und des Bürgertums ausbildeten. Es wurden dann zwei Bereiche geschaffen, die „Innere Schule“, wo die Geistlichen unterrichtet wurden, und die „Äußere Schule“ für die Laien.

Der Unterricht in den Schulen war in drei Stufen aufgeteilt. In der Elementarstufe wurde Lese- und Schreibunterricht erteilt, außerdem stand auf dem Stundenplan Psalter lernen, also Singen und Schönschreiben. In der 2. Stufe wurden die „Sieben Artes“, die sieben heidnischen Künste, gelehrt: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie. In der 3. Stufe wurde Theologie studiert, was die Auslegung der Heiligen Schrift, Dogmatik und das Studium der Schriften der Patristik umfaßte.

Um 1200 hatte sich in Paris die erste und bedeutendste mittelalterliche Universität aus einer Domschule heraus entwickelt. Auf dem Boden des deutschen Reiches entstanden die ersten Universitäten erst im 14. Jahrhundert und zwar in Prag (1348), Heidelberg (1385), Köln (1387), Erfurt (1393) und Leipzig (1409).

Die Entwicklung des Handels, vor allem des Fernhandels, machte für die Händler und Kaufleute schriftliche Mitteilungen, und damit die Schriftlichkeit notwendig. So gingen die am Fernhandel beteiligten Händler und Kaufleute dazu über, zunächst gescheiterte Geistliche, Studenten und Schreiber einzustellen, um dann aber sehr bald selber Lesen und Schreiben zu lernen; dazu richteten sie nach dem Vorbild der kirchlichen Institute städtische Schulen ein. Allerdings gab es auch einige Unterschiede in den Lehrinhalten, war doch das gehobene Bürgertum weniger an den sieben freien Künsten, als vielmehr an Bank- und Kreditwesen, Münzkunde, Warenkunde, Rechtswesen und Geographie interessiert, eventuell noch an Latein und anderen Fremdsprachen, die für den internationalen Handel gebraucht wurden.

Es wurden also die ersten städtischen Schulen geschaffen, und das Bürgertum beteiligte sich auch an Universitätsgründungen. So waren die Universitäten Köln und Erfurt städtische, die Universität Rostock (1419) und Greifswald (1456) Gründungen mit städtischer Beteiligung.

Die städtischen Lateinschulen waren zwar im Interesse des Patriziats, nicht aber im Interesse der Handwerker, was sollten diese mit Latein anfangen. So schufen die Zunfthandwerker die deutschen Schreib- und Leseschulen, wo deutsch lesen und schreiben gelernt wurde. Um 1500 gab es bereits in jeder nicht allzu kleinen Stadt

neben den Lateinschulen deutsche Lese- und Schreibschulen.

Die plebeischen Schichten, die immer noch keine Bildungseinrichtungen besaßen, richteten sich sogenannte Klipp- und Winkelschulen ein, wo die Schüler lesen und schreiben lernten; das Schulgeld war niedriger als in den anderen Schulen. Allerdings gab es diese Bildungsmöglichkeit nur in den größeren Städten. Auf dem Lande gab es überhaupt keine Schulen. Die Bauern und ihre Familien, die ja den Hauptteil der Bevölkerung ausmachten, waren von Bildung ausgeschlossen. Wissen, vor allem landwirtschaftliche und arbeitstechnische Kenntnisse, wurde vom Vater auf den Sohn, genauso wie hauswirtschaftliche Kenntnisse von der Mutter auf die Tochter weitergegeben. Der Ort der Erziehung war die Familie. Die Bauern konnten in der Regel nicht schreiben und lesen. Geschriebenes erreichte sie, indem es ihnen vorgelesen wurde, und zwar von Pfarrern oder Laienpredigern, die das Vorgelesene auch gleichzeitig auslegten. Auch die offiziellen Dokumente des Bauernkrieges sind nicht von Bauern, sondern von geschulten Schreibern im jeweiligen Dialekt aufgeschrieben worden. Zusammenfassend ist festzustellen, daß das Bildungsmonopol der Kirche gebrochen war; den Hauptteil der Bildung erhalten die oberen Schichten der Bevölkerung, die in den Städten leben, insgesamt also nur ein geringer Prozentsatz.

Luthers Bibelübersetzung

Bereits vor Luther waren Bibeln in deutscher Sprache gedruckt worden. Gutenberg hatte die erste deutsche Bibel 1445 gedruckt. Allerdings waren diese deutschen Bibeln wegen ihres hohen Preises, ihrer großen sprachlichen Mängel und dem allgemeinen Unvermögen, zu lesen, weit davon entfernt, wirkliche Volksbücher zu werden.

Mit der Übersetzung des Neuen Testaments begann Luther im Dezember 1521, er schloß sie im März 1522 ab. In den folgenden fünf bis sechs Monaten wurde es gedruckt. Zunächst an einer, seit Ende Mai an zwei und Ende Juli an drei Pressen. Die Verleger waren der Maler Lukas Cranach und der Goldschmied, Gasthof- und Fuhrwerksbesitzer Christian Döring. Die Drucker waren Melchior Lotter d. Ä. aus Leipzig, der auch schon die 95 Thesen gedruckt hatte, und sein Sohn Melchior Lotter d. J., den er deshalb nach Wittenberg geschickt hatte.

Die Übersetzung des Neuen Testaments, nach dem Monat der Fertigstellung „September-Testament“ genannt, lag zur Leipziger Herbstmesse (29. September bis 6. Oktober) in einer Auflage von 3000 Exemplaren und zum Preis von $\frac{1}{2}$ Gulden vor. Bereits nach 2 Monaten erschien die zweite Auflage, das „Dezember-Testament“. Noch ehe diese Auflage fertig war, ordnete der Herzog Georg von Sachsen unterschärfer Strafandrohung an, daß jeder Käufer das Buch unter Nennung von Verkäufer und Preis gegen Erstattung des Geldes abzuliefern habe. Lediglich 8 Exemplare wurden zurückgegeben.

In Basel wurden im Dezember bereits die ersten Nachdrucke hergestellt. Im Jahre 1523 erschienen 12 Nachdrucke, davon 3 in Augsburg und 7 in Basel. Legen wir eine Auflage von 3000 zugrunde, so ergibt das 36000 Exemplare und das in einer Zeit, in der der größte Teil der Bevölkerung weder lesen noch schreiben konnte.

Zur frühbürgerlichen Revolution

Die feudale Gesellschaft und ihre Produktionsweise wird von der entstehenden ka-

pitalistischen Warenproduktion stillschweigend unterhöhlt. Der nationale Markt, neue Geldverhältnisse, die Gruppe der Handelskapitalisten entstehen.

Auf den veränderten wirtschaftlichen Grundlagen entwickeln sich neue Ideen. Die Weltanschauung der Kirche steht nicht mehr konkurrenzlos da. Die Humanisten leisten wichtige Vorarbeit bei der Kritik der Religion, die ja die herrschende Ideologie ist; auf ihnen baut die Kritik Luthers und auf der wieder die Kritik Müntzers auf. Mit der Entwicklung des Buchdrucks wird das Informationswesen von Grund auf revolutioniert. Die Geschwindigkeit, mit der nun massenhaft Informationen verbreitet werden können, erhöht sich um ein Vielfaches. Was wäre Martin Luther gewesen, wenn es den Buchdruck nicht gegeben hätte? Die Prediger, die über Land zogen, betätigten sich als Multiplikatoren der neuen Ideen, der Bücher und Flugschriften. Selbst dorthin, wo alles wie eingefroren stillzustehen schien – aufs Land kommen Informationen und Nachrichten.

Die Sprache, das Mittel, Informationen zu verbreiten, wird vereinheitlicht, so daß eine Verständigung auf nationaler Ebene möglich wird.

Das Bildungsmonopol der Kirche war gebrochen, andere Lehrinhalte traten an die Stelle kirchlicher Dogmen, breitere Kreise mit anderen Interessen verschafften sich Bildung.

In diesem Zusammenhang wirkt die Bibelübersetzung Luthers; er brachte die Bibel in eine allgemein verständliche Form, so daß sie von den Menschen, weil sie in ihrer Sprache geschrieben war, begriffen werden konnte. Und es ist nicht mehr die Autorität der Kirche, die mit der Berufung auf die Bibel, mit ihrer allein möglichen Interpretation die Menschen in geistiger Knebelung hält, sondern jetzt tritt an ihre Stelle der Mensch, der selber liest und versteht.

Sicher war diese Bibel nicht sofort allen Menschen zugänglich, dagegen spricht allein der Preis von $\frac{1}{2}$ Gulden, für den ein Bauer 6 bis 7 Tage, ein Tagelöhner 8 bis 24 Tage und ein Knecht oder eine Magd zwischen einem halben und einem ganzen Monat arbeiten mußten.

Aber die Ideen dieser Bibel erreichten auf den unterschiedlichsten Kanälen die Menschen. Allein in 287 von 455 Flugschriften aus den Jahren 1523 bis 1525 werden die Bibelstellen in der Luther Fassung zitiert.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatten sich die gesellschaftlichen Widersprüche erheblich zugespitzt. Da standen die Interessen des Bürgertums nach einem einheitlichen Markt den Interessen der Fürsten nach regionaler Zersplitterung, die mit ihrer Machterhaltung unmittelbar verbunden war, entgegen. Auf der einen Seite war das Bürgertum zwar ökonomisch sehr mächtig, aber auf der anderen Seite politisch weithin einflußlos. Den nationalen Interessen Deutschlands widersprach die Ausplündierung des Landes durch die katholische Kirche, die durch den Ablaßhandel ungeheure Geldsummen nach Rom holte, die indes dringend im eigenen Lande gebraucht wurden zur weiteren kapitalistischen Entwicklung. Die Zustände innerhalb der katholischen Kirche empörten die Bevölkerung, weil eine gewaltige Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit klaffte. Die Feudalherren verschärften die Ausbeutung der Bauern und wollten sich auch noch das Dorfegentum, die „Allmende“, aneignen.

Es standen die Interessen der Bürger gegen die Interessen der Fürsten, die Interessen des niederen Adels gegen die Interessen des hohen Adels, die Interessen der Plebejer gegen die Interessen der Bürger, die Interessen der Bauern gegen die In-

teressen des Adels. In dieser Situation trat Luther auf. Seine Wirkung beschreibt Friedrich Engels: „Das ganze deutsche Volk geriet in Bewegung. Auf der einen Seite sahen Bauern und Plebejer in seinen Aufrufen wider die Pfaffen, in seinen Predigten von der christlichen Freiheit das Signal zur Erhebung; auf der anderen schlossen sich die gemäßigen Bürger und ein großer Teil des niederen Adels ihm an, wurden selbst Fürsten vom Strom mit fortgerissen. Die einen glaubten den Tag gekommen, wo sie mit allen ihren Unterdrückern Abrechnung halten könnten, die anderen wollten nur die Macht der Pfaffen, die Abhängigkeit von Rom, die katholische Hierarchie brechen und sich aus der Konfiskation des Kirchengutes bereichern. Die Parteien sonderten sich und fanden ihre Repräsentanten.“³

Im Aufschwung der revolutionären Bewegung war Luther der Ausdruck der Unzufriedenheit breitester Schichten der Bevölkerung, jede Gruppe deutete ihr Interesse in seine Aussagen hinein. So war es, daß sich mit der Entwicklung der revolutionären Bewegung vier verschiedene Lager, mit ihren ureigensten Interessen, entsprechend ihrer Klassenlage, herausbildeten.

1. Das konservativ-katholische Lager. Es vereinigte alle Elemente, die an der Erhaltung der bestehenden Verhältnisse interessiert waren. An der Spitze der Papst und der Kaiser, gefolgt von der geistlichen Feudalität, einem Teil der weltlichen Feudalität und dem Patriziat der Städte. Ihr militärisches Machtinstrument war der „Schwäbische Bund“.

2. Das bürgerlich-gemäßigte Lager. Hierzu gehörten wohlhabendes und mittleres Bürgertum und ein großer Teil des niederen Adels. Ihr Ziel war es, die geistige Feudalität ihrer Macht zu berauben bzw. sie einzuschränken. Zunächst lag das ausschlaggebende Moment beim Bürgertum, ging dann aber auf den Adel, bis hin zu Fürsten, über. Bedeutende Vertreter dieses Lagers waren der sächsische Kurfürst, der hessische Landgraf und Martin Luther.

3. Das bürgerlich-radikale Lager. Es entstand aus der Unzufriedenheit fortschrittlicher Kräfte über die lutherische Bewegung. In Deutschland waren die Vertreter dieses Lagers zerstreut und isoliert. Das Zentrum war in Oberdeutschland und der Schweiz. Bedeutendster Vertreter war Huldrych Zwingli (1484–1531) aus Zürich, der aus einer republikanisch-antifürstlichen Haltung heraus eine humanistisch gefärbte Theologie und Soziallehre vertrat.

4. Das bäuerlich-plebejische Lager mit der revolutionären Tradition und Tendenz gegen die gesamte Feudalität. Bereits Ende des 15. Jahrhunderts trat der Pfeifer von Niklashausen, Hans Bäheim, auf und predigte im Taubertal. Verschwörungen, deren wichtigste der Bundschuh war, wurden gegründet. 1493 ging von Schletterstadt der erste Bauernaufstand aus. 1502 breitete sich die Bundschuhverschwörung im Bistum Speyer aus. 1514 fand der Aufstand des „Armen Konrad“ statt. All das waren die ersten Anzeichen des großen Sturmes. An vielen Orten flackerte es auf, schlug zum offenen Aufstand um – und wurde von den Fürsten wieder erdrückt. Alle diese Vorgeplänkel mündeten schließlich im Bauernkrieg 1525. Der bedeutendste Vertreter dieses Lagers war Thomas Müntzer.

Thomas Müntzer wurde in Stolberg/Harz 1490 als Sohn einer begüterten Handwerkerfamilie geboren. Er studierte in Leipzig und Frankfurt/Oder, wurde Doktor der Theologie und zunächst Kaplan in einem Nonnenkloster in Halle. Er ging als evangelischer Prediger nach Zwickau, hatte hier Kontakte zu Wiedertäufern, wurde aus der Stadt ausgewiesen, ging nach Prag, wollte an der hussitischen Bewegung⁴

anknüpfen und wurde abermals ausgewiesen. Im Frühjahr 1523 wurde er in Allstedt/Kursachsen als Pfarrer angestellt. Er war ein entschiedener Gegner des Papsttums und zu der Erkenntnis gelangt, daß das Volk selber handeln müsse. In Allstedt entwickelte er in einer „Fürstenpredigt“ seine Geschichtskonzeption. Diese gipfelte in der Überzeugung, daß die Beseitigung der bestehenden Ordnung auf Erden unabdinglich, und daß der Zeitpunkt dieser Umwälzung herangereift sei. Er trennte sich von der bürgerlichen Reformation. Seit dem Sommer 1524 setzte er alle seine Kräfte für die Vorbereitung des Volksaufstandes ein. Nach der Flucht aus Allstedt reiste er durch Nürnberg, Schwaben, das Elsaß, die Schweiz, den Schwarzwald und kehrte im Februar 1525 nach Mühlhausen zurück, um hier am Bauernkrieg teilzunehmen – und mit den Geschlagenen zu sterben.

Die fröhburgerliche Revolution blieb erfolglos. Die fürstliche Macht war am Ende gefestigter als zuvor. Die Gründe dafür faßt Friedrich Engels zusammen: „Wir haben gesehen, wie schwerfällig, unvollständig und je nach den Lokalitäten ungleichförmig, diese verschiedenen Interessen sich schließlich in drei (Engels zählt das bürgerlich-radikale Lager nicht gesondert. P. H.) große Gruppen formierten; wie trotz dieser mühsamen Gruppierung jeder Stand gegen die, der nationalen Entwicklung durch die Verhältnisse gegebene Richtung opponierte, seine Bewegung auf eigene Faust machte, dadurch nicht nur mit allen konservativen, sondern auch mit allen übrigen opponierenden Ständen in Kollision geriet und schließlich unterliegen mußte. So der Adel im Aufstand Sickingens, die Bauern im Bauernkrieg, die Bürger in ihrer gesamten zahmen Reformation. So kamen selbst Bauern und Plebejer in den meisten Gegenden Deutschlands nicht zur gemeinsamen Aktion und standen einander im Wege.“⁵

Anmerkungen

- 1 Die Einwohnerzahl bezieht sich auf Deutschland in den Grenzen von 1871.
- 2 Es gab für Bücher keine Fest-, Katalogpreise oder unverbindliche Preisempfehlungen, die in die Bücher eingedruckt waren. Um etwas über die Buchpreise zu erfahren, sind wir auf Eintragungen von Käufern in Büchern angewiesen, auf Zeugnisse von Zeitgenossen u. ä.
- 3 Friedrich Engels „Der deutsche Bauernkrieg (Auszug)“ in: Karl Marx, Friedrich Engels „Ausgewählte Werke in 6 Bänden“ Frankfurt/Main 1970, Band 2, S. 162.
- 4 Jan Hus lebte von ca. 1370 bis 1415. Er war Professor an der Prager Universität, Führer der Reformation in Böhmen und der tschechischen Befreiungsbewegung, wurde als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt.
- 5 Friedrich Engels, S. 178.

Literaturauswahl

- Friedrich Engels „Der Deutsche Bauernkrieg (Auszug)“, in: Karl Marx, Friedrich Engels „Ausgewählte Werke in 6 Bänden“, Frankfurt/Main 1970, Band 2, S. 139 ff.
Karl Heinz Günther „Geschichte der Erziehung“, Berlin 1973
Gabriele Schieb „Zur sprachhistorischen Situation und zu einigen Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache in der Zeit der fröhburgerlichen Revolution“, in: Der arm man 1525. Volkskundliche Studien (Hrsg.) Hermann Strobach, Berlin 1975, S. 197 ff.
W. Schmidt „Geschichte der deutschen Sprache“, Berlin 1976
M. Steinmetz „Deutschland von 1476 bis 1648“, Berlin 1978
Günther Vogler „Illustrierte Geschichte der deutschen fröhburgerlichen Revolution“, Berlin 1974
Hans Volz „Martin Luthers deutsche Bibel“, Hamburg 1978

Erhard Jöst

Neidharts Gastspiel auf der Burg Runkelstein

Knisternde Spannung herrschte unter den adeligen Herren und Burgfräuleins, die sich im Großen Festsaal im Westpalast der Burg Runkelstein versammelt hatten. Eine illustre Gesellschaft war da auf Einladung der Burgherren Friedrich und Beral von Wanga an diesem heißen Sommertag im Juli des Jahres 1238 zusammengekommen. Sogar der Kaiser war von seiner Pfalz in Düsseldorf her angereist, um der Einweihung der soeben fertiggestellten Burg der Edelfreien von Wanga-Burgeis beizuwohnen. Freilich hatte auch ihn, dem man eine Vorliebe für Literatur und Kunst und geringe Kenntnisse auf diesem Gebiet nachsagte, am meisten der angekündigte Auftritt des Minnesängers Neidhart angelockt, wollte er diesen Künstler doch lange schon einmal live erleben. Wie oft hatten ihm fahrende Sänger Neidhart-Lieder vorgetragen und seine Streiche erzählt, und er hatte sich nie satthören können und brannte voll Neugier darauf, diesen Virtuosen kennenzulernen.

Um sich die Minnelieder Neidharts an Ort und Stelle sogleich erklären zu lassen, hatte er den prallen Ministerialen Dunkelmut, den Bastard Hagen und die kesse Giloyide in sein Gefolge aufgenommen, denn diese drei galten bei der Hofgesellschaft auf der Dusselburg als belesene Kunstkenner:

Allerdings waren sie hier auf Runkelstein nicht die einzigen, ja eigentlich bestand die ganze Gesellschaft aus gefürchteten Kunstkritikern, die von überall herbeigeritten waren, und dies mit gutem Grund, hatte doch König Artus Wappenknie ein Gutachten über Neidharts Œuvre in Auftrag gegeben. Immerhin war Neidhart nach dem Tod Walthers von der Vogelweide der berühmteste Lyriker seiner Zeit, und Artus Wappenknie wollte nun prüfen lassen, ob er auch förderungswürdig sei und man ihm ein Lehen übertragen könne.

Da saßen nun alle Merker von Rang und Einfluß: An der Stirnseite des Saales hockte direkt neben dem Kaiser auf einem schiefen Podest, das wie ein stilisierter Mini-Thron wirkte, der finstere Ritter Unruh, ein besonders mächtiger und einflußreicher Mann, denn er hatte viele Lehen zu vergeben. Nicht nur in seiner Heimatstadt Würzburg, sondern im ganzen Reich fürchteten ihn alle Künstler, war doch überall bekanntgeworden, wie sehr er sogar an den meisterlichen Versen Walthers herumgekritelt und diesem das Leben zur Qual gemacht hatte. Nicht wenige böse Zungen behaupteten, daß er den Minne-Meister in den Tod getrieben habe. Ihm zu Füßen kauerte Micha von Witzmann, der auf Förderung seiner Karriere hoffte und ihm deshalb andauernd nach dem Mund redete. Allerdings taten dies auch all die anderen Merker, und so fiel es nicht weiter auf. An der Seite von Ritter Unruh thronte die Gräfin Roswitha von und zum Wiesenwie, eine in die Jahre gekommene Jungfer, die dem Ritter Unruh an Einfluß kaum nachstand und ihre Macht von jeher schon skrupellos ausnutzte. Sie war bekannt für ihre Herrschsucht und dümmliche Eitelkeit, hatte sie doch erst vor kurzem eine ihrer Kammerfrauen in den Kerker werfen lassen, weil diese in ihrer Gedankenlosigkeit vergessen hatte, sie mit ihrem Titel anzureden. Ihr dünkelhafter Stolz hatte vor Jahren noch zusätzlich Auftrieb bekommen, als eine reaktionäre Rittergesellschaft sie aufgenommen und mit politischen Aufträgen versehen hatte: Eine Ehre, die man einer Frau damals selten kommen ließ. Ihren größten Coup hatte sie gelandet, als es ihr vor Jahren gelang, den Kaiser, der zuvor jahrelang ihr treuester Paladin war, dies Verhältnis aber vor

der Öffentlichkeit herunterspielte, auf den Thron zu hieven, als dieser ein leerer Stuhl war.

Aber die Gräfin Roswitha hatte in letzter Zeit selbst unter ihrem Anhang so sehr gewütet, daß nur noch ein paar wenige heruntergekommene Dienstmänner ihr die Stange hielten, alle anderen gingen ihr vorsichtig aus dem Weg. Deshalb machte sie vor geraumer Zeit eine junge Frau, die spitznäsige Edelfreie Karolina von Glotzmann, zu ihrer engsten Vertrauten, was man dieser inzwischen auch ansah, denn sie benahm sich genauso affektiert wie ihre Ziehmutter. Den Nebensitzer der beiden Edelfrauen, den aus Schwaben stammenden Herzog Schweifle, störte dies freilich wenig, denn er war andauernd in Selbstgespräche vertieft, weil er sich selbst am liebsten reden hörte. Deshalb versuchte auch Junker Ulrich, der aus Konstanz stammte und einen Geier im Wappen führte, vergeblich, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Lebendiger ging es da schon auf der anderen Seite des Saales zu, wo die drei lustigen Edelfräuleins Christa, Hedda und Christelrose zusammenstanden und plauschten. Ihnen hatte sich die schicke Herzogin Edda von der Burg Wenzelstein in Aachen zugesellt, die stets großen Wert auf ihre äußere Erscheinung legte und daher in kürzester Zeit zum Blickfang der Gesellschaft avanciert war.

Außer den genannten Personen befanden sich viele Edelfreie im festlich geschmückten Rittersaal der Burg Runkelstein, es mochten mehr als hundert gewesen sein.

Dabei hätten es noch viel mehr sein können, aber mancher hatte wegen der weiten und beschwerlichen Anreise auf eine Teilnahme an dem Fest verzichtet wie etwa der edle Ritter John aus England. Außerdem war es bereits im Vorfeld des Treffens zu einem heftigen Streit gekommen, so daß viele aufrichtige Kunstkenner auf eine Teilnahme verzichtet hatten, unter ihnen Meister Eckehard und auch der kühne fahrende Sänger Dietherr, ein Kollege Neidharts, obwohl es gerade er war, der noch in den Wochen zuvor für diese Veranstaltung intensiv geworben und überall fleißig Plakate mit der Aufschrift NEIDHART IN CONCERT geklebt hatte. Vor zwei Tagen hatten zwei Handwerksburschen, ein Schneider und ein Zimmermann, am Burgtor Einlaß begehrts, waren aber von der Wache zurückgewiesen worden, weil sie keine Einladungskarten vorweisen konnten.

Dem Ritter Roderich Rüstig, der ebenfalls am Fest teilnehmen wollte, hatte man beschieden, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei.

Doch nun kam Bewegung in die Runde, denn soeben hatte der Burgwart, den sie seines Amtes wegen scherhaft den Wachinger nannten, Neidharts Auftritt angekündigt. Und da öffnete sich auch schon die schwere Eichertür, und flankiert von zwei maßgeblichen Herren des Tiroler Adels, Otto Ritter von Lutterdotti und Oswald Graf von Rapps, schritt der edle Sänger anmutig in den Saal. Bei seinem wunderschönen Anblick verstummten zunächst alle, dann ging ein Raunen durch den Raum. „Sieht er nicht prachtvoll aus?“ frug Karolina von Glotzmann ihre Herrin, erntete von dieser aber nur ein mißmutiges Knurren.

Aber in der Tat wirkte der Minnesänger bezaubernd: Das schluterlange, blondgelockte Haar wurde durch ein weißes Stirnband und durch goldene Spangen zusammengehalten, das enganliegende Trikot ließ alle Körperpartien deutlich zum Vorschein kommen, was das Entzücken bei einigen Damen bis zur Hysterie steigerte. In der Saalmitte blieben die drei Herren stehen und verneigten sich tief vor dem Kaiser, den Gastgebern und vor der ganzen Gesellschaft. Dann traten die Begleitperso-

nen zurück, und Neidhart legte die mitgeführten Instrumente auf den dafür zurechtgestellten Tisch und rief zwei Knappen, die ihm als Musikanten zu Diensten sein sollten, mit lauter Stimme herbei. Das Konzert konnte beginnen!

Der Kaiser gab die Aufforderung an Neidhart: „Spiel Er uns etwas aus seinem Repertoire vor!“ „Das hat mein Kaiser wieder ganz vortrefflich formuliert“, schleimte der pralle Dunkelmut, während die Edelfrau Hedda ihren Kolleginnen zuflüsterte: „Ich glaube, der ist gar kein Kaiser, der trägt nur seinen Namen!“ Derweil stimmte Neidhart sein erstes Lied an:

Willekommen
sî des meien schoene!
ich hân vernomen,
manegem senedem herzen trûren ist benomen.
sorge lât,
junge mägde, deist mîn rât!
uns nâhet
ein sumer, den emphâhet!

Hôchgemuo^t
solten sîn die jungen;
daz ware guot.
„owê“, sprach ein geiliu magt, „ich bin behuot.
ine getar
vrô gesin niht offebâr.
got wolde.
daz niemen hüeten solde!“

Voll Bewunderung raunte von Witzmann dem Ritter Unruh zu: „Toll, dieser Neidhart liefert eine gelungene Umstrukturierung des Minnesang-Sprachsystems zu einem offenen System!“ Aber der Ritter verzog nur verächtlich den Mund: „Pappelappapp!“ murkte er mürrisch, „diese Strophen sind angefüllt mit Schiefeheiten und Mängeln und weisen unscharfe Konturen auf. Auf die poetologischen Normen als Novum und Spezifikum volkssprachlicher Literatur unter Berücksichtigung der Diachronie kommt es an, und wie jämmerlich sehen die Typen mit gleichbleibenden Konstituenten aus, die wir soeben geboten bekommen haben, wenn wir sie genetisch und funktional vom Schema der Hohen Mirne her erklären!“ Von Witzmann erblaßte und verstummte.

Neidhart fuhr in seiner Darbietung fort:

Ungemach mir geschach,
do ich von êrste ein wîp ersach.

Unglücklicherweise sah er dabei die hehre Gräfin Roswitha an, so daß diese voll Zorn rot anlief. Die Jungfer von Glotzmann versuchte die Situation zu retten, indem sie zu singen anfing:

Den si alle nennen
von Riuwental
und sînen sanc erkennen

wol über al,
derst mir holt. mit guote ich im des lône.

Aber das war das Falscheste, was sie hatte tun können, denn nun war die Gräfin vollends sauer.

Neidhart hatte die sich ausbreitende Unruhe bemerkt und stellte sein Programm sofort um. Ich muß ihnen ein politisches Lied singen, das wird ihnen sicherlich gefallen, dachte er bei sich und stimmte an:

Leit mit jâmer wont in Osterlande.
jâ wurde er sîner sünden vrî, der disen kumber wande,
der möhte nimmer baz getuon.
hie vrunt niemen vride noch suon.
da ist sünde bî der schande.

Aber auch diese Strophe kam beim Publikum anders an, als der Sänger es sich erhofft hatte, denn der Kaiser, dessen Hobby die Selbstinterpretation war, bezog die Strophen auf sich und deutete sie als Kritik an seiner Regierung. Verärgert brummte er zu seinen Paladinen: „Der Minnesänger Rubin gefällt mir aber wesentlich besser!“

Da wurde die ohnehin schon angespannte Lage noch durch einen unerwarteten Zwischenfall verschärft. Unbemerkt war nämlich außen an der Burgmauer ein Bauer hochgeklettert und grölte durch das geöffnete Fenster:

Her Nîthart, iuwer keiser ist ze lange.
den bringet ir uns alliu jâr mit iuerm niuwen sange.
des waere ouch den bûren nôt.
die sint vil nâhen hungers tôt
und dünnent in diu wange.

Zwar konnte der Unruhestifter von der Schildwache sofort gefangen und abgeführt werden, aber nun herrschte eine unerträgliche explosive Stimmung im Saal. In dieser schier aussichtslosen Situation versuchte Neidhart zu retten, was zu retten war für ihn. Vielleicht kann ich diese edle Gesellschaft mit ein paar derb-obszönen Versen erheitern? überlegte er und trug die Geschichte von dem frechen, anmaßenden Bauern vor, der seiner Geliebten andauernd nachstellt:

owê, daz ich sol
nû min selbes laster rüegen!
mîner ougen wünne greif er an den füdenol.

Da konnte der Ritter Unruh nicht mehr an sich halten. „Fuuudenoool, fuuudenoool“, prustete er andauernd hinaus und war nicht mehr zu bremsen. Offenbar kommen solche Verse an, freute sich der Sänger und fuhr fort:

ich kom dar nâch gegangen.
des wart ich unfrô.
diu wîle werte un lange,
nider druhte er sî dô.

er gap ir schiere in ir wîzen hentel
einez, heizet man den gimpel gempel.

Dô sî den gimpel gempel
in die hant genam,
sî sazte in an daz wempel.
er druhete in durch die gran.
„nû rüberâ dû den hozel bozel vaste,
daz der gimpel gempel iht geraste.
urrâ burrä, wer gât dâ?“

Der Saal hatte sich inzwischen in ein Tollhaus verwandelt, denn alle schrien wie wild durcheinander, und als Neidhart auch noch anstimmte:

Ez verlös ein rîtter sine scheide.
dar umb wart einer frouwen alsô leide.
sî sprach: „herre, ich wil iu eine lîhen,
der wil sich mîn leider man verzihen.
des ist niht lanc daz ers verwarf.
und kumt er mir der ir bedarf,
wie wol ich in dran handel!
dem gibe ich sî gar âne allen wandel.“,

da herrschte im Saal ein so großer Lärm, daß man seine letzten Verse gar nicht mehr verstehen konnte:

Er wolt sîn mezzer in die scheide schieben.
dô begunde sich diu klinge biegen
her wider rehte gegen deme hefte;
doch brâht er sî drin mit sîner krefte.

Es kam regelrecht zu Handgreiflichkeiten, und man sah die Edelfräuleins Edda, Hedda, Christelrose und Christa durch den Saal rennen, da sie sich auf diese Weise vor dem frechen Zugriff des außer Rand und Band geratenen Ritters Unruh schützen wollten. „Aufhören, sofort aufhören“, brüllte der Kaiser, und der Burgwart hatte alle Hände voll zu tun, zusammen mit den gedungenen Landsknechten die Ruhe wiederherzustellen.

Auf einen Wink von Herzog Schweifle, der aufgrund des Geschreis aufgewacht war, zogen sich die Merker zur Beratung in eine Kemenate zurück. Nach diesem chaotischen Verlauf des Gastspiels waren Neidharts Chancen auf eine positive Beurteilung und damit auf die Zuteilung eines Lehens natürlich auf den Nullpunkt gesunken. Lediglich die unzertrennlichen drei Edelfräuleins Christa, Hedda und Christelrose, die Texte vornehmlich unter dem Aspekt ihres Handlungscharakters interpretiert wissen wollten, plädierten für Neidhart. Aber wie sehr sie sich auch den Mund fusselig redeten darüber, daß man Literatur verstehen müsse als Medium von Geschichtserfahrung und Situationsdeutung, also als aktive Komponente sozialer Lebenspraxis, daß man die literarische Leistung eines Textes als soziale Leistung identifizieren müsse und daß es bei einem Liedvortrag notwendig dazu gehöre, das Publikumsverhalten mit zu analysieren, niemand schenkte ihnen Gehör. Es nutzte

nichts, daß sie Neidharts Vorgehen als bewußten Normbruch darzustellen versuchten, der als Irritationsstrategie das Ziel gehabt habe, das Publikum zu mobilisieren, was dem Dichter schließlich ja auch gelungen sei – man wies ihre Argumente zurück. Die Ausführungen der Gräfin Roswitha gaben den Ausschlag.

„Wie Ihr alle wißt“, sprach sie, „ist Alkuin, der Erzieher Karls des Großen, mein Vorbild. Ich frage mich, was er zu dem heutigen Spektakel, hätte er es miterleben können, sagen würde. Sein Urteil wird mein Urteil, es sollte unser aller Urteil werden.“ Beifällig nickte der Kaiser, als er die große alte Dame so sprechen hörte. „Und Alkuin hätte sich“, fuhr die Gräfin fort, „angewidert abgewandt von diesen ungefügten Tönen. Ich kann nur sagen: Pfui und Schande über diese mutwillige Zerstörung des jungfräulich-reinen Minnesangs.“ Auch der Ritter Unruh, der sich inzwischen wieder gefangen hatte, stimmte ihr zu und erklärte kategorisch: „Wir bezeichnen die uns zuletzt vorgetragenen unflätigen Strophen einfach als Pseudo-Neidhartlieder. Dadurch werden diese verwerflichen Texte geächtet, und die Literaturwissenschaftler, die es in späteren Jahrhunderten sicherlich einmal geben wird, werden sie meiden.“ „Richtig“, sagte der Kaiser, „und dem König Wappenkie melden wir, daß dieser Neidhart nicht lebensfähig ist. Schließlich ist er“, fügte der Kaiser noch ein weiteres Argument hinzu, „ein Dichter, und die Kraft der Poesie kann man nicht für andere Zwecke vereinnahmen.“

Der Rest war nur noch Formsache. Auf Geheiß der Versammelten teilte der dienstbeflissene Dunkelmut dem Minnesänger das negative Urteil mit. Betrübt stapfte dieser die Treppen in den Burghof hinunter, während sich die Hofgesellschaft über den bereits aufgetragenen lukullischen Festschmaus im Großen Rittersaal hermachte. Nur der weichherzige Burgwart hatte Mitleid mit dem traurigen, vom Mißerfolg gezeichneten Sänger Neidhart. Er schenkte ihm zum Trost ein Fäßchen Rotwein aus der Burgschenke. Und wie es der Zufall will, rastete im Burghof nahe bei dem Treppenaufgang zum Ostpalas ein fideler Spielmann. Zu ihm gesellte sich Neidhart mit seinem Faß und lud ihn ein, es gemeinsam zu leeren. Hans, so hieß der Spielmann, sagte natürlich nicht nein, und so zeichten die beiden bis in den frühen Morgen. Als Neidhart völlig betrunken dalag, hatte er zwar seinen Kummer, nicht aber seinen Zorn hinuntergespült. Und um seine Wut loszuwerden, schrieb er mit Rötel eine zynische Spottstrophe an die Nordostwand des Burghofes:

Ich sach den may mit rosen umfan,
darzu viel maniger hande vogelin.
Die tumbe Graefin Wiesenwien
mit ihrem oeden Alkuin
gegimpelt-gempelt soll si sin, von hunterttusend tiufelin.
Die swänzelin solden stan,
sie sangen so schone, daz es erhall
in den bergen überall.

Danach torkelte er Arm in Arm mit Hans dem Spielmann von dannen. Neidhart hörte man von Runkelstein aus noch lange immer wieder die Verse aufsagen: „Ich hân mînes herren hulde vloren âne schulde!“ und „Seht, der ist ein teil beidiu tump unde geil.“ Doch dann kamen die beiden Gestalten außer Hörweite und verschwanden schließlich im Unterholz.

Der Burgwart entdeckte die Inschrift, der Neidhart noch die Noten und eine kunstvolle Skizze (ein hämischi grinsender männlicher Kopf, auf dem sich ein anstößig befeideter Spitzhut befindet) beigegeben hatte, morgens als erster. Um nach den unerfreulichen Ereignissen des Vortages weiteren Ärger zu vermeiden, löschte er still-

schweigend die Zeilen drei bis fünf aus. Als er sich gerade an der sechsten Zeile zu schaffen machte, traten die Burgherren in den Burghof und erkundigten sich beim Burgwart, was er denn da tue. Er erklärte ihnen geduldig und aufrichtig, und sie lassen sich dabei das Gedicht durch. Da es ihnen aber in der nun vorliegenden Form recht wohl gefiel, sie auch dem Neidhart gegenüber wegen dessen unruhmlicher Vertreibung nach dem Festvortrag ein schlechtes Gewissen hatten, befahlen sie dem Burgwart, es einfach samt der Zeichnung und der Notenschrift an der Wand stehen zu lassen. Und so kam es, daß bis in unsere Zeit hinein dieses Gedicht an der Nordostwand der Burg Runkelstein erhalten blieb, das später den Literaturwissenschaftlern so große Rätsel aufgeben sollte. Zusammen mit den einzigartigen Fresken gehört es, wie der Mediävist Horst Brunnner zu Recht konstatiert hat, zu den Schätzen Runkelsteins:

ich sach den may mit rosen umfan,
darzu viel maniger hande vogelin

--- solden stan,
sie sangen so schone, daz es erhall
in den bergen überall.

LITERATURANGABEN für die Interessenten, die sich eingehender mit Werk und Schicksal des mittelalterlichen Minnesängers Neidhart und dem später von den Germanisten sogenannten „Runkelsteiner Mailied“ befassen wollen:

Die Lieder Neidharts, hrsg. von Edmund Wießner, 3. Aufl. revidiert von Hanns Fischer, Tübingen (Niemeyer) 1968 (ATB 44)

Siegfried Beyschlag: Die Lieder Neidharts. Der Textbestand der Pergament-Handschriften und die Melodien. Text und Übertragung. Einführung und Worterklärungen. Konkordanz. Edition der Melodien von Horst Brunner, Darmstadt (Wiss. Buchgesellschaft) 1975

Dieter Kühn: Herr Neidhard, Frankfurt a. M. (Insel) 1981

Kurt Ruh: Neidharts Lieder. Eine Beschreibung des Typus, in: Studien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Besch/Jungbluth/Meissburger/Nellmann, Berlin 1974, S. 151–168

Christa Ortmann, Hedda Ragotzky, Christelrose Rischer: Literarisches Handeln als Medium kultureller Selbstbedeutung am Beispiel von Neidharts Liedern, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 1. Band (1976), S. 1–29

K. M. Mayr: Das Runkelsteiner Mailied, in: Der Schlern 5 (1924), S. 197–203

K. Staudacher: Zum „Runkelsteiner Mailied“, in: Der Schlern 5 (1924), S. 289–291

Erhard Jöst: Ein unbekanntes Neidhart-Gedicht, in: Kürbiskern 2/1977, S. 128–133

Horst Brunner: Hinweis auf das Runkelsteiner Tanzlied, Manuscript, das demnächst veröffentlicht wird.

Richard Wagner Kieferklemme

Ich gehe der Mühle entgegen
Auf meinen stillen Vater zu
Der geht auf grasbewachsnen Wegen
Den Fuß in einem Kinderschuh

Die Mühle ist weggeschwommen
Zwei Kriege schon ist es her
Den Vater haben sie nachher genommen
Bald weiß auch das keiner mehr

Fritz Peter Seitz

Geschichte des Mörders Jörg Ringer, gewesener Stukkateurgehilfe am Hofe des Herzogs E. zu L.

„Kann Er eine Arbeitslegitimation vorweisen?“ 1715. Im bretterverschlagenen Amtsraum der Oberbauleitung anstelle gerodeter Bäume, nahe dem Termitenbau des werdenden Residenzschlosses. Jörg Ringer, der Bildhauer und Stukkateur, konnte. Viertes Kind des Bauern Gotthilf Ringer und seiner Ehefrau Mathilde. Geboren 1691. Hat etwas Lesen und Schreiben gelernt. Verließ den Hof mit 13 Jahren und mit guten und frommen Wünschen, weil nur die ältesten Geschwister ein Auskommen finden konnten. Was schon für andere vor ihm schlecht war, konnte ihm nicht schlechter werden.

Bei einem Grabsteinhauer in der Landeshauptstadt gnädig an- und aufgenommen, seine Begabung als Bildner in Stein und Gips von anderen erkannt, von der Kirche mit kleineren Aufträgen bedacht, und endlich von einer erlauchten Familie, um deren Würde für die Zukunft zu bewahren und dem kürzlich verstorbenen Mitglied eben jene in die Vergangenheit nachzureichen, als Bildhauer ins Anliegen genommen und bezahlt. Die Kunst des Alabasterepitaphs im Gotteshaus eines familieneigenen Dorfes: „... Ein vollendet Hof- und Edelmann... hat sich durch wissenschaftliche Studien und viele Reisen so vorzüglich ausgebildet, daß er das ganze Gebiet der höfischen Sitten mit seinem Geist umfaßte... überall mit Ehren überschüttet, ist er in der Blüte seiner Jahre...“ Der Engel hält noch die Allongeperücke, wenn in Jahrhunderten der Plattenleger ins Gerippe stürzen wird.

Die Ehre, mit der Verewigung solcherart Ehrungen bedacht zu werden, blieb jedoch eine rare, und Jörg Ringer lebte aufs Jahr von schmaler oder zuletzt auch keiner Kost.

„So Er eine rechte tüchtige Arbeit zu machen verstehet, sei ihm die Tätigkeit eines Stukkateurgehilfen zugestanden. Wir lassen Ihm – so Er obbesagter maßen zur Zufriedenheit dienet – die Summe von 20 Gulden aufs Vierteljahr als Entgelt in bar auszahlen!“

1720. Auch die Sonne des Fürsten, der in dem fertigen Corps de logis Wohnsitz genommen hatte, wärmte die Wintertage, deren tiefbleibender Mittagsstand im okkergelben Mauerwerk milde Abende vortäuschte, und die Nächte in den Bauhütten der Arbeiter nicht.

Das auch nur ungefähre Irgendwie von Kunst übten wohlbestallte und teils leidlich gut, teils honorig dotierte Ausländer aus. Doch 20 Gulden aufs Vierteljahr waren noch keine Fronarbeit trotz 14 Stunden Tagesarbeit. Das Wirtshaus „Zum Ochsen“ im Spinnennetz der sich webenden neuen Stadt gab für wenige Kreuzer mehr Wärme als die Spinnensonne in ihrer bespiegelten Selbstgefälligkeit. Und der Freund Carl: in einer nicht heizbaren lichtlosen Dachstube für Bedienstete untergebracht, Laufbote im Schloß, verköstigtes Werkzeug und damit verpflichtet; auch von den dem Herzog dankbaren Familienangehörigen im Dorf draußen vor der Stadt. Erst Soldat, zum Dank dafür die Marionette an den falschen Goldfäden der Tressen seines Dienerfracks vom frühen Morgen durch den Tag und in die Nacht gezerrt. Nicht einschlafen, bevor man gebraucht wird! Also wann? Einmal Abendausgang die Woche. Über die Dienstbotentreppe. Es lebt sich von Resten derer, denen man das Essen anschleppt, aufwärmst und kalt abträgt. Eine Schwester Carls: Maria,

die Tellerwäscherin. Vom feinen Prozellan essen oder den Abfall von ihm nehmen – es bleibt Porzellan aus der fürstlichen Manufaktur. Schönheit des Dekors macht keinen satt, und einen nur zufrieden. Und nicht alles ist Porzellan: des Herzogs Nachtstuhl, des Herzogs Stuhlgang, ...

Doch der Wein und der Braten, Brot und Gemüse, Salate und Obst, woher nehmen und nicht stehlen? Woher genommen ohne gewonnen nur durch Kolonnen? Abgaben, Steuern, Fröñ. Gotthilf Ringer, Vater des Jörg Ringer, Bauer. „Herr Wirt zum Ochsen, das miese Bier zahl ich mit deinem Geld. Mein Tagwerk zahl ich mir mit einem Kompromiß. Das Verb dazu ist kompromittieren... Zum Teufel!“

1723. Die Wissenschaft des rechten Ansetzens eines Breies aus Gips, Kalk und Sand – Wasser in Fässern angezapt, nur nichts verschüttet, Wasser ist nicht zum Waschen da – gedieh zum Stumpfsinn des Handlängers für den italienischen Meisterstukkator. Und presto, presto: ein Eimer nach dem nächsten. Die Rocaille sprießt zwar gekonnt aus der Raumkehle, doch Vorrat ist nicht sparsam, sondern vertane Mühe: den vollen Zuber hochgereicht auf Gerüst, den leeren abgenommen; allzu schnell erstarrt der Schlamm vor seiner Metamorphose zur Kunst.

Spätestens der Vergolder gibt den Rührunseligkeiten des Jörg Ringer letzte, doch von niemandem hinterschaute Weihe. Gold: fürstliche Farbe, fürstliches Metall; es ist nicht alles Gold, was glänzt, und es ist nicht alles fürstlich, was golden ist, weil nicht alles golden ist, was fürstlich ist.

Die Bauhütten waren mit der Ausdehnung des Lustgartens ständig vom Schloß zurückgewichen. Aus den Augen, nicht – noch nicht – aus dem Sinn: Für den Marmorsaal im Westpavillon vollplastische Stukkaturen neben der Assymmetrie aus Flammen über gesprängten Gesimsen; item schwere Kamine aus rotem Stuckmarmor. Die Götter und Göttinnen des fertigen Deckenfreskos noch unwirklicher als ihre laszive Farbe im Nirgendwo dieses aufgeputzten Himmels. Löse frierend den Gips in Leimwasser und mische Pigmentfarben sowie Marmorstaub bei! Als gewährte Auszeichnung: Scagliola; variatio delectat; und seis im Rührbottich; der Fürst hat noch vieles im Sinn; der Marmorschleifer wartet.

Das bestehende Corps De Logis seye nicht von solchem Spatio als zur Logirung eines so numbreusen Hoffes und besonders zur nothwendigen Commodity der fürstlichen Person selbst erforderlich...

Nur in den fertigen Räumen wurden Öfen aufgestellt, damit der Putz schneller trocknete.

Im beheizten Gewächshaus der Orangen- und Zitronenbäume wuchsen Fontänen und Prestigesucht zu geziert geschlagenem Schaum, der in sich zurückstürzte; venezianische Gondeln stießen sich im viel zu eng geschnürten See; die Krinoline nahm das Licht vom Blumenteppich; durchs Heckenlabyrinth stiläugte langfingernd die Geilheit unters Schönheitsplästerchen vor sandsteinernen Voyeuren, aufgestaut vom kalten Exhibitionismus. Doch alle Büsche waren beschnitten. Ein Lampionheer schwamm, sich verdoppelnd, im Wasser, floh die Nacht und genierte sich nicht im Salonwald exotischer Bäume in importierter Muttererde. Dienstbare Schatten im Dunkel erwarteten den fürstlichen Fingerstreich. Raketen rissen die Augen auf; in der Rahmung des Lois quatorze verfeuerte fürstlich das Werk der Untertanen in Gold für verlorene Devisen. Zwanzig Gulden aufs Vierteljahr regneten als tausend auf ein Mal verglühend vom überlisteten Nachthimmel. Im Schloßtheater spielte nur einer Komödie vor lauter Statisten. Das Heer der Tragöden blieb vergessen vor

den Toren der Residenz, Flugstaub der Zeit. Ein siebenjähriges Wunderkind verstand nicht, noch nicht: Mozart...

1728, 2. Juli; Jörg Ringer, armer Bauernsohn, Stukkateur gehilfe, bittet um eine allergnädigste Erhöhung seines mit dem hohen Amte getroffenen Arbeitsakkordes. „Das Broth ist täglich im Preiß sehr hoch gestiegen...“

Am 20. August wurde ihm nach Zitat vor das Amt der Bescheid verlesen: *Die Bau-section gibt in Betreff der Bitte des Jörg Ringer etc. um eine Erhöhung des Akkord-lohnes hiemit zu erkennen, dasz dem Supplikanten angetragener maszen zwei Gulden pro Vierteljahr zuzulegen seyen.*

Doch im Alter von 41 Jahren erlebte Jörg Ringer, daß nur Militär von Gottes Gnaden überdauert. Mit dem Tod des Fürsten war die Butter vom Brot, nicht nur für die Maitressen. Die Trauer im Hofstaat wie bei den Arbeitern war echt. Um ihrer selbst willen.

Der Nachfolger des Herzogs verlegte eigensinnig die Residenz zurück an den früheren Ort, und in der allgemeinen Ratlosigkeit zog die große Schar der Abhängigen mit vagen Hoffnungen hinterher. Der getane Prunk versank in der Enzyklopädie des Historikers. Die offizielle Entlassung im Ohr suchte auch Jörg Ringer mit all den ihres ständischen Schicksals entkleideten Leidenskonurrenten einen Funken Lebenswärme in den Strahlen des neu aufgegangenen Sterns. Die Section wurde selbst zum Supplikanten: *Diese armen Leuthe und auch die Künstler haben gewiss das Brod nicht...*

Schon bald mußte der gewesene Stukkateur gehilfe erkennen, daß gegen die Vielzahl brotsuchender Handwerker und Künstler kein Aufkommen war, und ihm in der Stadt nur der Hunger oder das Armenhaus geblieben wäre, denn die niedersten Arbeiten kosteten die Herrschaften nichts, solange die Obrigkeit für genügend Straflinge sorgte. So wanderte er bettelnd drei Tage durch die sommerreife Landschaft und begrüßte an einem heißen Nachmittag die alten Eltern, deren Wiedersehensfreude mit einem Krug Most und mit Schmalzbrot bekämpft wurde, wohingegen dem von der Feldarbeit heimkehrenden Bruder und seiner Familie, Frau und drei Söhne, das Aufrechnen eines weiteren Mitessers unschwer abzusehen war.

Die Versuche der nächsten Zeit, die heiratswillige Tochter eines auch nur kleinen Hof und Haus besitzenden Bauern ausfindig zu machen, schlugen fehl. Doch die Sorgen des kleinen Mannes erledigen sich durch größere Sorgen. Der fürstliche Landbote läutete in dem herbstgeschafften Flecken die Proklamation aus, daß der Herzog mit seiner ganzen Suite in der Gegend ein Treibjagen anzustellen gedenke und dieses an den folgenden Tagen mit Kesseltreiben zu continuieren.

„Seit der Krieg mit den Franzosen zu Ende ist, führen die Landesherren den Krieg in unseren Wäldern und auf den Äckern weiter!“ ließ der alte Bauer den Zorn im Bart verrauschen. Soll man Freude übers eigene Alter empfinden im Frohsein darüber, daß man nicht mehr mit den Jüngeren vom Ort und Nachbarort die Rehe, Füchse und Hasen in die Region vortreiben muß? nach der Jagd Tische und Stühle hinauskarren, die Weiber mit Pfannen, Kessel, Tellern und Bechern hintauf? und beim Jagen mit Hunderten in einer Front der Ängstlichen als zweites Wild die noch viel Ängstlicheren in die Kimme bringen? Die Schlingen zieht sich selbst den Kragen zu. Das noch festgezurrte Bellen weist die Richtung.

Das Jagdstück kommt in die Ekstase. Die Treiber schreien schon aus Notwehr gegen die Epidemie des subalternen Mutes. Der Wald brodelt vom aufgeschwemmt

Wild. Der Höhepunkt ist bald erreicht. Leinen frei. Die Cavaliers geben auf die gehetzte Fährte ihre Sporen. Am Waldrand bricht es aus, Wild, Wild, im Fluchtblick rüstige Hunde und Pferde über Feld geprescht, die Saat zum zweitenmal zu Tod gepflügt. Eingezwängt am Waldsaum durchs Refugium gerast der Hasenfuß und nicht nur er, der Wald voll ausgebrüllter Bauern, keilförmig in die Enge getrieben, dem Hasenende mit aufgerissnen roten Augen blind entgegen, auch Ausweglosigkeit lässt die Natur nicht resignieren, doch da ist die Macht des Schwachen, der nur stärker ist durch den gespannten Hahn: das Quertuch fällt in einer Schneise; Blut spritzt in das herbstenmatte Grün, ein Feuerwerk der Lust am Töten, greiser Orgasmus im achteckigen Rindenhaus, die Hunde sind nicht mehr zu halten, Treiber flüchten in den Schutz der Bäume, Gebisse klammern sich in muskulöse Läufe und in das Genick, der Bock stürzt schwer auf ausgestreckte Zungen, die Kugel schlägt durch Wild und Hund, die Lichtung vom Pulverrauch, Gestank und Lärm durchnebelt zum betäubenden Inferno, und die Begleitmusik von Hörnern. „Bauer! Hol verscheute Perde ein, ihr Schweiß düngt deine Wiesen!“ Das Abendrot saugt viel Blut in seine Farbe, und die Flamme schlägt schon hoch für die herangebrachten Dames: der Wirt zum quälenden Machtrausch lädt, zum Fressen und Saufen und derbem Spaß, und in die vorbereitete Mooshütte mit dem Zimmer aus Kohlköpfen errichtet dringt kein Feuerschein, die verlorene Etikette aufzufinden. Nur ein Bauer treibt sein karges Schäferspiel mit Schafen. An langen Schnüren dutzendweise aufgehängt verdampfen aufgeschnittene Tierleiber den Lebenstau ins düstere Gezweig. Erst wenn die Hitze aus den Körpern ist, wird die ganze Suite beim nächsten Bürgermeister geheizte Luft und frühen Morgenkaffee zu sich nehmen.

Nach durchmüdeten und kurzer Nacht saß die Bauernfamilie beim monotonen Frühstück. „Nun stolpern wir wieder bis zum Jüngsten Tag über den Dreck der feinen Herrschaften draußen beim Wald, wenn wir nicht selbst aufräumen!“ entlud sich der aufgestaute Zorn des jungen Hausherrn. „Wenn's nur das wäre, Jahr für Jahr...“ ging es nun in die Runde aufgebrachter Leidtragender. Und Jörg Ringer schloß sich heute nicht der Feldarbeit an, sondern suchte den Dorfschullehrer auf und ließ sich von diesem seine gärenden Gedanken in korrekte Satzform bringen, unter dem Versprechen die Hilfe verschwiegen sein zu lassen. Zu Fuß mußte Jörg Ringer, nachdem er insgeheim an mehreren Tagen und in freien Augenblicken an seinem Brief geschrieben hatte, zum nächsten größeren Ort mit Poststation wandern. Die Kosten für den Transport taten weh...

Mitte November des Jahres reichte in der Kanzlei des Staatsministeriums ein Sekretär entrüstet das Papier mit dem von ihm versehenen Vermerk „Petition eines gewissen Jörg Ringer, Bauer zu F.“ an den Minister weiter: *Die hiesige Bauernschaft der aller gnädigsten Herrschaft ist seit vielen Jahren her schon in einer sehr schlimmen Lage. Habe ich bei meinem Einwohnen in das Haus meiner Eltern deren dreieinhalf Gulden Cantzleygebühr für das Erkaufen des Bürgerrechts entrichten müssen, welche Tax von allen zur herzoglichen Landeshoheit gehörigen Unterthanen eingezogen wird, so werden bey Verkäufen von jedem Zehn-Gulden-Ertrag just 1 Kreuzer ins Arbeitshaus der Residenzstadt abverlanget, von jedem Pferd so verkauft oder vertauscht wird, vom Käufer und Verkäufer 15 Kreuzer. Kommt auch über jedes Jahr der Landschreiber Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht, um zu schätzen den Zehenden, wo noch mein Bruder muß nebst Weib und Kindern sein Vater und Mutter behausen. Muß sonstige Unbill tragen, nemlich 24 Tag auf das Jahr frohnen, um wieviele Täg die*

Arbeit versäumt worden, im besonderen bey der Jagd, hiezu dringend gebrauchtes Haus- und Hofgerät stellen, dabei Leben oder Gesundheit in grosze Gefahr bringen, ist doch bey gewesenen Jagden den Treibern schon in Leib, gar Herz oder Kopf geschossen worden. Auch haben Thro herzogliche Durchlaucht eine Strasze mitten durch unsere Felder ohngeachtet des Besitzes wie mit der geraden Schnur ziehen lassen, um schnell zu der neuen Fasanerie oder dem Entendorfe zu gelangen. Und auf den besttragenden Äckern einen großen runden Fischsee anlegen lassen. Leidet unsere Frucht des Sommers unterm Schaden des freien Wilds, so tobet die Hetze im Herbst durch unsere gesegneten Saaten. Und ist bisher ohnauigesetzt eine solche schlechte Witterung mit außerordentlichem Sturm und Regen eingetreten, dasz alles grund- und bodenlos worden, und die die Wägen bis auf die Ax in Boden sanken. So werden wir jedes Jahr in einen Schaden versetzt, das uns bey dem äuszerst geringen Gewinn und nothdürftiger Unterhaltung sehr empfindlich fällt, und möchte ich diese uns kränkenden Umstände Eurer herzoglichen Durchlaucht unterhänigst vor Augen legen und um gnädigstes Erbarmen demüthigst flehen, hoffend auf höchste Einsichten Eurer herzoglichen Durchlaucht, höchstgnädigst diesen unterhänigst vorgebrachten Be schwerden abzuhelpen. Von der äuszersten Noth gedrungen unterstehe ich mich abermahls Eure herzogliche Durchlaucht fuszfälligst um höchstgnädigste Hilfe zu bitten, an deren mich höchstderselben nie genug zu preisende landesväterliche Fürsorge nicht zweifeln läßt. Mit innigstem Dank für die anzhoffende gnädigste Erfüllung unsrer submissesten Bitte werden wir in tiefstem Respect ersterben. Euer herzoglichen Durchlaucht unterhänigster Knecht, Jörg Ringer, Bauer und gewesener Stukkateur, zu F. ...

Das Blatt in stummen Händen. Dann: „Schreiben Sie, Sekretär! Befehl zur sofortigen Ausführung wegen sehr ohnnötiger und ohnstathafter Vorstellung...“ Ein Kopfschütteln und hochgezogenes Unterlid: „... in dem Kerl steckt ein Rebell!“ Der November war zum Ende noch einmal ungewöhnlich mild gewesen. Auf den Feldern brannten einzelne Feuer trockenen Krautes. Ein Pferde- oder Kuhgespann zog den Pflug auf seiner unendlichen Zickzackbahn, um der letzten brachen Erde warmen Dung einzugeben.

Als Jörg Ringer mit dem Bruder und dessen ältestem Sohn zum Mittag nach Hause zurückkehrten, standen zwei Pferde mit gutem Sattelzeug und Emblemen daran im Hof. Nachdem die eigenen Tiere eilig versorgt waren, die beiden Brüder sich am Brunnen gewaschen und im Hausflur die Schuhe gegen Pantoffeln gewechselt hatten, betraten sie unruhig gespannt die Stube, wo die Frau mit den Kindern verschreckt an der Wand stand; die alten Leute saßen mit großen verständnislosen Augen in einer Ecke.

„Mein Gott, Jörg, was hast du uns denn angetan!“ konnte die jüngere Frau nicht zurückhalten, ehe die Türe wieder geschlossen war. „Denk doch an die Kinder!“

„Schweig Sie und spiele hier kein Theater vor!“ Einer der beiden Uniformierten, die am Tisch mit dem Rücken zum Fenster und zur Wand saßen, legte dabei eine Pistole vor sich auf den Tisch. „Heißt Er Jörg Ringer?“ Der Gemeinte trat vor: „Nein, ich bin es, dies ist mein Bruder! Er weiß nichts von meiner Eingabe.“ Der Uniformierte musterte ihn bissig und streckte seinem Begleiter die Hand hin: „Geb Er mir die Submissionserklärung, Protokolleur!“ Und, nachdem dieser aus einer ledernen Umhängetasche mit dem herzoglichen Wappen ein Papier herausgereicht hatte: „Wenn allesamt füglich diese aufgesetzte Schrift unterzeichnen, so habe ich kraft

meines Offiziersamtes die Huld und Gnade des fürstlichen Herrn zu vermitteln, mit der er Eure unverschämte Rebellion zu verzeihen bereit ist. Wo nicht, so habe ich Verhaftung vorzunehmen und Euch einem peinlichen Verhör zuzuführen!“

Die alte Frau suchte mit beiden Händen den alten Mann. Die junge versuchte zu retten, was zu retten war: „Natürlich unterzeichnen wir alle. Unsere Namen können wir schreiben. Ihr alle gebt mir doch recht, oder? Jörg? Ich bitte dich!“ Der Bruder nahm das Blatt zur Hand und betrachtete es ratlos. „Hier, Jörg, lies vor! Während du lesen lerntest, war ich mit Vater draußen zur Arbeit.“ Jörg Ringer las laut und langsam: „... wie empfindlich uns unsere Schmach drückt, kan man mit Worten nicht beschreiben und flehen wir daher in unserem Jammer die allerhöchste Huld und Gnade Eurer herzoglichen Durchlaucht fuszfülligst an, wegen diesem eingetretenden, ohnbedachten laidigen und schandlichen Vorfall uns Eure Vergebung auf diesen Affront allergnädigst angedeihen zu lassen, indem wir auszer Stand sind, ohne Ihr an hoffende Erhörung Wiedergutmachung zu erfahren. Wir getröstens uns einer allernädigsten Willfahr und verharren in tiefstem Respect. Eurer herzoglichen Durchlaucht allerunterthänigste...“

Es war noch genügend Raum für zu leistende Unterschriften, Initialen oder Kreuze auf dem Papier. Das Schweigen, in das der Offizier süffisant hineingrinst, brach jener selbst: „Hat Er denn die Petition wirklich allein aufgesetzt? Es will einem kaum glaubhaft sein!“

Die Sorge im Blick der jungen Frau lastete auf Jörg Ringer: „Ich versichere Euch...“ „Laß Er das; was sein Wort auch schon wert sei! Wird nun unterschrieben und Unterwerfung geschworen?“ Der Bruder nahm das Papier an sich: „Natürlich wird unterschrieben. Ich bitte Euch zu verstehen, daß wir bettelarme Leute sind und die heurige Ernte gerade...“ „Halt Er keine langen Reden, unterschreib Er!“ Auf seinen Wink kramte der Protokolleur Schreibutensilien aus seiner gewappneten Tasche und bereitete die Prozedur umständlich vor. Der Bruder griff zur Feder. Ein Klecks schwarzer Tinte aufs blanke Holz der Tischplatte. Gebannt verfolgte er das Versickern in der trockenen Maserung bis zur Unauslöslichkeit. Die jüngere Frau nach ihm mußte sich korrigieren infolge der Hektik, mit der sie sich von der personalisierten Bedrohung, die da auf der gezimmerten Bank sitzend dem Raum die Luft nahm, durch einen Federzug übers Papier loskaufen wollte. Die alten Leute wollten und mußten gestützt werden. Ihr älterer Sohn schrieb mit dem Finger langsam die Buchstaben daneben groß vor. Die alten Augen sahen nicht recht, begriffen schlecht. Der Vater hörte nicht mehr auf, den Kopf zu schütteln. Zerbrochen die Distanz zum Unbegreiflichen.

„Braucht Er eine extra Einladung?“ bekam Jörg Ringer im Hintergrund verharrend zugeworfen. Und zum Entsetzen aller: „Ich bin kein Rebell. Aber auch kein Hund! Ich habe Recht gewollt. Mehr nicht. Ihr aber seid ein Seelenkäufer!“ Und ehe der verblüffte Offizier reagierte, kam ihm die Frau zuvor: „Was für Reden! Hört nicht zu, Herr! Er wird noch wollen. Das Leben in der Stadt hat ihn verdorben. Darf ich Euch zu Essen auftragen? Ein Stück geräuchert Sonntagfleisch und Brot. Nichts gar, Verwöhnliches, doch Ihr werdet hungrig sein.“ „Vielleicht ein Schoppen Most auch für den Durst?“ beeilte sich der Hausherr, „ich spreche ernstlich unterdessen mit dem Bruder.“

„Soll sein, nehm er ihn schnell in Kuratel, sonst tun es nachher wir. Und tragt auf!“ Die Familie nahm ihr unleidig gelittenes Mitglied zur Tür hinaus, ein „Aber daß Er

mir ja nicht ausreißt!“ aus vollem Mund im Rücken. Trotz verzweifelter Versuche der andern wußte Jörg Ringer doch nur: „Der Kerl drinnen in der Stube frißt euer Weniges, und wir sollen's ihm noch danken, indem wir ihm den Hintern lecken. Ihr und alle andern solltet mir's eigentlich danken, daß ich euer Wort ergriffen hab; oder es wenigstens verstehen.“

Von drinnen polterte es: „Heda, herein mit euch Gesindel, ich muß weiter! Deshalb fix jetzt. Nimm Er endlich!“ Der Offizier hielt die Feder auffordernd dem sich zögernd Nahenden und von den andern Geschobenen entgegen: „Worauf wartet Er denn noch? Nun denn: So muß ich ihn in Arrest nehmen und zur Residenz bringen!“ Jörg Ringer sah am Offizier vorbei zum Fenster hinaus. Sah drunten im Hof ein Häuflein Neugieriger vom Dorf heraufstarren. „Nein, ich unterschreibe nicht!“ Vornübergebeugt schlug der Offizier mit der Faust seine Wut in den Tisch. Nahm die Pistole in die Hand. „So komm Er mit, aber keine Faxen!“ Der Protokolleur raffte verstört über das Unglaubliche sein Zeug hinters Wappen und folgte den beiden im Gänsemarsch. Zurück blieb eine alte Frau, die ihre welken Hände ins magere Fleisch eines blinden alten Mannes schlug. Der Bruder riß sich den Hemdenknopf vom Kragen, in seinen Blick den seiner Frau gebohrt.

Ihre Kinder rannten zum Fenster und sahen ihren Onkel vor dem Pistolenlauf des Uniformierten auf den Hof treten, der Mann mit der ledernen Umhängetasche dahinter. Sahen die beiden Herren aufsitzen. Sahen ihren Onkel stehen bleiben. Sahen den Offizier den Hahn seiner Pistole spannen und damit drohen. Sahen ihn absteigen und auf Jörg Ringer langsam zugehen. Hörten ihn schreien: „Soll ich Ihn abknallen wie einen Hund? Hol Er ein Pferd, wenn er eines hat, oder geh er zu Fuß voraus oder ich...!“ Sahen ihren Onkel in den Stall gehen, der Offizier hinterher. Sahen nur noch den wartenden Protokolleur und ein lediges Pferd, und auf der rauen Straße die Leute aus dem Dorf. Hörten entsetzt ein grausiges Schmerzgebrüll, wie sie es vom Sauschlachten her kannten, wenn es nicht richtig gemacht wurde. Sahen die Eltern zur Tür hinausstürzen, den Protokolleur absitzen und in den Stall gehen, die Leute hinterherdrängen, den Protokolleur den Hut verlierend herausjagen, den Steigbügel seines Pferdes verfehlend, sich mit verzweifelter Kraft in den Sattel ziehen, die blutigen Sporen geben und die Straße hinausgaloppieren.

„Los!“ rannten sie die Treppe hinunter, vor dem Stall von den Älteren empfangen: „Fort, hinauf, das ist nichts für euch!“ Aber sie sahen zwischen den gedrängten Beinen: den Offizier mit blutverschmiertem Rock im Stroh unter dem losgebundenen Pferd liegen, Schaum stand ihm in den Mundwinkeln, die herausgequollenen Augen gebrochen, und die Mistgabel bis zum Heft in seiner Brust stecken. Und der Onkel, die Hand an den Schmerz im Kopf gepreßt, schrie darüberhin mit fremder Stimme etwas wie Verfluchter Hofnarr, bezahlter Schinder, habe bei seiner Geburt den gleichen blutigen Kopf gehabt, stänke bei seiner Verwesung wie alles Aas, die Wilden und Menschenfresser gälten im eignen, seinem Lande mehr als die wirklich Heimschen, deren blöde Einfalt die andern noch vergötterten... Neben der Leiche wartete die Pistole im Kot.

In den ersten Dezembertagen jagten frühe von Stürmen getragene noch nasse Schneegestöber übers Land, als Jörg Ringer illegal die Grenze im Westen überschritt, um ins nächste Fürstentum zu gelangen.

Klaus-Peter Wolf
Das erhebende Gefühl, beliebt zu sein

Ich bin Schriftsteller.
Ein sehr beliebter sogar.
Ich habe einen eigenen Fanclub.
Meine Fans sammeln alles über mich.
Interessieren sich brennend für alles,
was ich sage, schreibe, tue.
Wenn ich öffentlich auftrete,
dann schickt der Fanclub einen,
der meine brillanten Aussagen
und Weisheiten mitschreibt,
damit sie der Nachwelt nicht
verlorengehen.
Sie fotografieren auch meine Freunde.
Vermutlich wollen sie nach meinem Tode
einen Fotoband über mein Leben veröffentlichen.
Und damit auch wirklich alles,
was ich von mir gebe,
späteren Generationen erhalten bleibt,
hören meine Fans sogar mein Telefon ab
und schneiden meine Sprüche mit.

Das spornt mich
unheimlich an.

Günter Dallmann
Klabund – ein vergessener „Gebrauchslyriker“

Wer schrieb „Die Ballade des Vergessens“? Ein langes, pathosfülltes, ja, in seiner Antikriegsgesinnung „brutales“ Gedicht, das ich hier nur auszugsweise zitieren möchte (in meiner schönen, liebevoll redigierten Ausgabe von 1930: Klabund / Gesammelte Gedichte. Lyrik. Balladen. Chansons. Phaidon-Verlag, Wien füllt es nicht weniger als über vier Seiten):

In den Lüften schreien die Geier schon
Lüstern nach neuem Aase.
Es hebt so mancher die Leier schon
Beim freibiergefüllten Glase,
Zu schlagen siegreich den alt bösen Feind,
Tät er den Humpen pressen...
Habt ihr die Tränen, die ihr geweint,
Vergessen, vergessen, vergessen?

Habt ihr vergessen, was man euch tat,
Des Mordes Dengeln und Mähen?
Es lässt sich bei Gott der Geschichte Rad
Beim Teufel nicht rückwärts drehen.
Der Feldherr, der Krieg und Nerven verlor,
Er trägt noch immer die Tressen.
Seine Niederlage erstrahlt in Glor
Und Glanz: Ihr habt sie vergessen.

Vergaßt ihr die gute alte Zeit,
Die schlechteste je im Lande?
Euer Herrscher hieß Narr, seine Tochter Leid,
Die Hofherren Feigheit und Schande.
Er führte euch in den Untergang
Mit heitern Mienen, mit kessen.
Längst habt ihrs bei Wein, Weib und Gesang
Vergessen, vergessen, vergessen.

Wir haben Gott und Vaterland
Mit geifernden Mäulern geschändet,
Wir haben mit unsr dreckigen Hand
Hemd und Meinung gewendet.
Es galt kein Wort mehr ehrlich und klar,
Nur Lügen unermessen...
Wir hatten die Wahrheit so ganz und gar
Vergessen, vergessen, vergessen.

Millionen kreperten in diesem Krieg,
Den nur ein paar Dutzend gewannen.
Sie schlichen nach ihrem teuflischen Sieg
Mit vollen Säcken von dannen.
Im Hauptquartier bei Wein und Sekt
Tat mancher sein Liebchen pressen.

An der Front lag der Kerl, verlaust und verdreckt
Und vergessen, vergessen, vergessen.

Es blühte noch nach dem Krieg der Mord,
Es war eine Lust zu knallen.
Es zeigte in diesem traurigen Sport
Sich Deutschland über allen.
Ein jeder Schurke hielt Gericht,
Die Erde mit Blut zu nässen.
Deutschland, du sollst die Ermordeten nicht
Und nicht die Mörder vergessen!

Die euch gerufen zur Vernunft,
Sie schmachten in den Verlässen:
Christ wird sie bei seiner Wiederkunft
Nicht vergessen, vergessen, vergessen.

Diese Ballade, die so aufrichtig und zornig-schonungslos ins Gericht geht mit dem eignen Vaterland (aus Davos, wo er, lungenleidend, 1928, nur achtunddreißig Jahre alt, starb, schrieb er: „Deutschland! Wie wir dich lieben, wir Fernen, wir Auslandsdeutschen! Wie wir alle deine Schmerzen doppelt und dreifach empfinden.“ Novellen der Liebe.), die so schmerzerfüllt ist und an den Nerv geht – sie schrieb ein großer deutscher Dichter, der heute so ziemlich – vergessen, vergessen, vergessen ist. Klabund, der eigentlich Alfred Henschke hieß und 1890 in Crossen an der Oder geboren wurde (die Grabrede hielt ihm sein Freund und Arzt Gottfried Benn; aber wenn man heute diese Rede wieder liest, klingt sie so seltsam akademisch und anämisich), ist immer noch wiederzuentdecken. Findet sich überhaupt ein einziges Werk von Klabund heute im Buchhandel (früher publizierte ihn sogar Reclam)? Die von Marianne Kesting besorgte repräsentative Auswahl „Der himmlische Vagant“ (1968 bei Kiepenheuer & Witsch erschienen) ist vergriffen. Der zarte Lyriker, der Chansonnier, aber auch der „kesse“ und zornige Gebrauchslyriker Klabund ist ins Abseits geraten. Man spricht von Kästner, Tucholsky, auch Ringelnatz, in der DDR von Erich Weinert, der ebenfalls ein beachtlicher Gebrauchslyriker und ein satirisch-politischer Barde der Weimarer Republik war, von den Älteren auch von Wedekind. Wer aber redet von Klabund? Auch darüber könnte eine Ballade des Vergessens geschrieben werden, aber eine, die vielleicht nicht ganz so gottergeben endet wie die von Klabund selbst.

Ich möchte mich hier ganz bewußt auf den von sozialer und politischer Bewußtheit erfüllten Gebrauchslyriker Klabund konzentrieren, der seine sturmefüllte Zeit, die der Weimarer Republik, sogar noch in deren besten Jahren, beobachtete – und züchtigte. Ich stelle diese – kontroversielle – Seite Klabunds heraus, weil ich der Meinung bin, daß der politische „Gebrauchslyriker“ womöglich noch vergessener ist als der leise Zentrallyriker. Ich habe, außer der „Ballade des Vergessens“, weitere sechs starke Gedichte herausgesucht, die seinen politischen Standort und sein sozialrevolutionäres Temperament deutlich zum Ausdruck bringen, deutlicher als die in diesem Zusammenhang gewiß nicht zu negligerende O-Mensch-Dichtung der Expressionisten oder genau so deutlich wie die Stimmen jener lyrischen Aktivisten, die Franz Pfemfert seit 1911 in seiner Berliner Wochenschrift „Die Aktion“ sammelte. Es sind die Gedichte – sämtliche aus dem Achten Kreis – „Bürgerliches

Weihnachtsidyll“, „Ein Bürger spricht“, „Proleten“, „Der geistige Arbeiter in der Inflation“, „Pogrom“ und „Vater ist auch dabei“. In diesen Gedichten ist der Satiriker Klabund, vom Nihilisten Benn wohl stark beeindruckt und auch beeinflußt, nahe an dem bürgerfeindlichen Karikaturisten George Grosz, viel mehr Weinert als Kästner, scharf herausgemeißelt.

Was hatte der „Zivilisationsliterat“ K. aus Crossen, dem doch sicher ein *bürgerliches* Weihnachtsidyll an der Wiege gesungen worden war, kein proletarisches oder satirisch verzerrtes, mit dem revolutionären Proletariat vom November 1918, mit der deutschen Novemberrevolution, mit der Verelendung des Volkes und der proletarischen Misere, mit der Inflation, die Mittelstand und Stehkragenproletariat vom Sockel stürzte, zu tun, was mit diesem Phänomen und seinen Menschen? Die Gedichte zeigen, daß ihm der Zustand einer mißglückten Republik, der Ausspruch des Volksbeauftragten Fritz Ebert: *Ich hasse die Revolution wie die Sünde*, das Faktum „Der Kaiser ging. Die Generäle blieben“ unter die Haut ging. Die Rolle, die Klabund hier als ätzender Satiriker voll bitteren Zorns, als Protestler, als Aktivist spielte, scheint mir bisher in der Literaturgeschichte übersehen oder negiert. Klabund hat sogar die Emigrations- und Flüchtlingswelle, das harte Brot des Exils für einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Landsleute nach der nationalsozialistischen Machtergreifung schauend vorausgeahnt, in dem schönen Gedicht „Ich kehre in meine Heimat zurück“ (aus dem Ersten Kreis: Die Himmelsleiter):

Ich kehre in meine Heimat zurück.
Ich suche das Dorf, den traulichen Teich,
Die watenden Gänse, den deutenden Baum,
Das Wasser im Brunnen, das holdeste Haus.

Ich gehe des Weges und frage das Feld:
Wo blühen Lupinen? Wo zittert das Korn?
Der schlanke Wald? Er wanderte aus.
In welche Gegend? In welches Herz?

Wo find ich die Mutter im Reigen der Kühe?
Mein liebliches Mädchen? Ihr seidenes Tuch?
Ich suche die Heimat: zerrissen, zertreten,
Ich suche mich selber und finde mich nicht.

Das Gedicht eines Landesflüchtigen und Heimkehrers kann nicht ohne Beziehung zu den politisch-satirischen Gedichten gedeutet und klassifiziert werden.

Bürgerliches Weihnachtsidyll
Was bringt der Weihnachtsmann Emilien?
Ein Strauß von Rosmarin und Lilien.
Sie geht so fleißig auf den Strich.
O Tochter Zions, freue dich!

Doch sieh, was wird sie bleich wie Flieder?
Vom Himmel hoch, da komm ich nieder.
Die Mutter wandelt wie im Traum.
O Tannebaum! O Tannebaum!

O Kind, was hast du da gemacht?
Stille Nacht, heilige Nacht.
Leis hat sie ihr ins Ohr gesungen:
Mama, es ist ein Reis entsprungen!
Papa haut ihr die Fresse breit.
O du selige Weihnachtszeit!

Der Abstieg ins Blasphemische und Obszöne in diesem Gedicht mag den zartbesaiteten Leser stören oder reizen, aber auch diese Sphäre gehört zum Milieu des Bänkelsängers. Mit heiligem Zorn und Spott schlägt hier der Dichter des wohlbehütete und oft verlogene, bürgerliche Weihnachtsidyll in tausend Scherben. Aber er hat noch ganz andere, seriöseren Töne auf seiner Leier:

Ein Bürger spricht

Am Sonntag geh ich gerne ins Café.
Ich treffe viele meinesgleichen,
Die sich verträumt die neuste Anekdoten reichen –
Und manche Frau im Negligé.

Sie sitzt zwar meist bei einem eleganten
Betrübten Herrn –
Ich sitz bei meinen Anverwandten
Und streichle sie von fern.

Ich streichle ihre hold entzäumten Glieder
Und fühle ihr ein wenig auf den Zahn.
Der Ober lächelt freundlich auf mich nieder.
Ein junger Künstler pumpt mich an.

Bei dem mir angetrauten Fleisch lieg ich dann
Nachts im Bette
Und denke an mein Portemonnaie.
Wenn ich ihm doch die fünf Mark nicht geliehen hätte!
O süße Frau im Negligé!

Der Cafähausliterat als Satiriker und Zyniker, der mit der Geldgesinnung zwischen Portemonnaie und Frau im Négligé: Hier ist noch ein Nachklang des Expressionismus zu spüren und sehr viel „Stimmung“ der zehner und zwanziger Jahre. Hier auch ein starker Anklang an den Benn, der 1917 im Rahmen der Serie „Die Aktions-Lyrik“ den Gedichtband „Fleisch. Gesammelte Lyrik.“ publizierte mit den einleitenden Zeilen („Der Arzt“):

Mir klebt die süße Leiblichkeit
wie ein Belag am Gaumensaum.

und den berühmten fünf Gedichten unter dem Haupttitel „Nachtcafé“:

824: Der Frauen Liebe und Leben.
Das Cello trinkt rasch mal. Die Flöte
rülps tief drei Takte lang: das schöne Abendbrot.
Die Trommel liest den Kriminalroman zu Ende.

Grüne Zähne, Pickel im Gesicht
winkt einer Lidrandentzündung.
Junger Kropf ist Sattelnase gut.
Er bezahlt für sie drei Biere.

In die gleiche Stimmung, ins gleiche Milieu und in die gleiche Seelenlage gehört Klabunds bitterschmerzliches, resignierendes Gedicht *Der geistige Arbeiter in der Inflation* (hier signalisiert die genaue Zeitangabe den journalistischen Impetus) mit dem Abschluß:

Herrgott im Himmel, erwache ich zu neuem Leben
noch einmal auf Erden:
Laß mich Devisenhändler, Diamantenschleifer
oder Kanalreiniger werden!

und der Einleitung:

Wer nur den lieben Gott lässt walten –
Ich arbeite an einer Monographie über die römischen Laren.
Am Tage liege ich im Bett, um Kohlen zu sparen.
Ich werde ein Honorar von drei Mark erhalten.
Drei Mark! Das schwellt meine Hühnerbrust wie ein Segel.
Ein kleines Vermögen. Ich werde es in einem Taschentuch anlegen.
Wie ich es früher trug und wie die reichen Leute
Es noch heute tragen.
Um vorwärts zu kommen, muß man eben mal
Leichtsinnig sein und was wagen.

Bedeutend dunklere Töne – Klabund wird zum Ankläger im Sinne der von Kurt Pinthus 1920 herausgegebenen Anthologie „Menschheitsdämmerung“, zu jemand, der an der politisch-sozialen Misere, dem unverfüllten Auftrag der ersten deutschen Republik leidet – verkünden die drei Gedichte „Proleten“, „Pogrom“ und „Vater ist auch dabei“; es herrscht Niedergangs- und Endstimmung, Apokalypse.

Proleten

Sieben Kinder in der Stube
Und dazu ein Aftermieter,
Hausen wir in feuchter Grube,
Und der blaue Tag – o sieht er
Uns, verbirgt er sein Gesicht.
Gebt uns Licht, gebt uns Licht!

Büße Weib die Ehe, büße.
Wie wir eins uns selig wöhnten –
Sehn wir jetzt nur noch die Füße
Der an uns Vorübergehenden ...
Keiner, der mal stehen bliebe ...
Gebt uns Liebe, gebt uns Liebe!

Mancher schläft auf nacktem Brette.
Unsre Älteste, die Katze,
Schnurrt dafür in einem Bette
Mit dem Mieter, ihrem Schatz.
Die Moral ist für den Spatz ...
Gebt uns Platz, gebt uns Platz!

In dem Sausen der Maschinen,
In dem Fauchen der Fabrik,
Wo sind Berg und Reh und Bienen
Und der Sterne Goldmusik?
Unser Ohr ist längst verstopft ...
Hämmer klopft, Hämmer klopft!

Und so kriechen unsre Tage
Ekle Würmer durch den Keller,
Und wir hungern und wir klagen
Nie: schon pfeift die Lunge greller;
Schmeißt die Schwindsucht uns in Scherben ...
Laßt uns sterben, laßt uns sterben!

Ein ganzes Programm: Gebt uns Licht! Gebt uns Platz! Gebt uns Liebe!
Dies Gedicht „Proleten“ hat eine merkwürdige Affinität zu dem berühmten „Sozialgedicht“ eines Dichters, der fast dreißig Jahre älter war als Klabund, zu Richard Dehmels provokativem Gedicht „Der Arbeitsmann“ mit den früher vielzitierten Strophen:

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
Mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
Und haben die Sonne und Regen und Wind,
Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
Um so frei zu sein wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Nur Zeit! Wir wittern Gewitterwind,
Wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
Uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind
Als all das, was durch uns gedeiht,
Um so kühn zu sein wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

Nochmals ein ganzes Programm zur Errinlung all dessen, „was durch uns gedeiht“, die Produktion der arbeitenden Klasse, „uns fehlt nur eine Kleinigkeit“: nur Zeit! Und dazu gleichsam als Echo: Gebt uns Licht, Liebe, Platz! Wann? „Nur eine kleine Ewigkeit“ ... Bezeichnend für die Verschiedenheit der Entstehungszeit der beiden Gedichte, das eine im kaiserlichen, das andere im republikanischen Deutschland, sind schon die Titel. Bei Dehmel die biedere, patriarchalische Bezeichnung „Der Arbeitsmann“, bei Klabund die sehr viel düstere, brutale „Proleten“. Von Dehmel bis Klabund – die Luft, in der man in Deutschland atmet, ist eine andere geworden, die Klassengegensätze haben sich verschärft, Proleten an den Rädern der Indu-

strialisierung haben den „Arbeitsmann“ ersetzt. Der politische Dichter Oskar Kahn, einer der Literaten im Kreis der Pfemfertschen „Aktion“, ungefähr gleichaltrig mit Klabund (und heute ebenfalls vergessen; er schrieb den Text zu dem seinerzeit in der deutschen Arbeiterbewegung vielgesungenen Lied „Wir sind die junge Garde des Proletariats“), nennt sich im Überschwang der Novemberrevolution gar einen „proletarisch-revolutionären Dichter“. Er war alles andere als ein Proletarier: Offizier im ersten Weltkrieg, Dr. phil., kehrte er als Pazifist von der Front heim. Klabund streifte sich niemals die Maske des Proletariers über, er brauchte nicht den Kult der schwieligen Faust; er war souveräner. Aber er spürte wie die Aktivisten, was faul war im Staate Dänemark. Nach dem Mord an Rathenau (1922) erkannte er das schleichende Erbübel des Antisemitismus, mit dem Nationalismus verquickt, und er schrieb das tiefotende Gedicht

Pogrom.

Am Sonntag fällt ein kleines Wort im Dom,
Am Montag rollt es wachsend durch die Gasse,
Am Dienstag spricht man schon vom Rassenhasse,
Am Mittwoch rauscht und raschelt es: Pogrom.

Am Donnerstag weiß man es ganz bestimmt:
Die Juden sind an Rußlands Elend schuldig!
Wir waren nur bis dato zu geduldig.
(Worauf man einige Schlucke Wodka nimmt ...)

Der Freitag bringt die rituelle Leiche,
Man stößt den Juden Flüche in die Rippen
Mit festen Messern, daß sie rückwärts kippen.
Die Frauen wirft man in diverse Teiche.

Am Samstag liest man in der „guten“ Presse:
Die kleine Rauferei sei schon behoben,
Man müsse Gott und die Regierung loben ...
(Denn andernfalls kriegt man eins in die Fresse.)

Klabund muß viel über den zerbrochenen Traum einer gesellschaftlichen Neuordnung im republikanischen Deutschland von Weimar – nach dem verlorenen Krieg eine verlorene Revolution – ge Grübeln haben: Wie hätte er sonst den Abgesang über so viele begrabene Hoffnungen der Spartakisten und der „revolutionären Pazifisten“, der Intellektuellengarde der Tagträumer und der in Revolutionäre und Reformisten gespaltenen Arbeiterschaft schreiben können, das Gedicht „Vater ist auch dabei“, meines Erachtens eins der stärksten Gedichte zu diesem Thema:

Vater ist auch dabei

Und als sie zogen in den Krieg –
Vater war Maikäfer – Maikäfer flieg –
Da standen am Fenster die zwei,
Vergrämt, verhungert, Mutter und Kind,
Tränen wuschen die Augen blind:
Vater ist auch dabei –

Der Krieg war zu Ende. Er kam nach Haus.
Er zog die verlumpete Montur sich aus.
Am Fenster standen die zwei:
„Geh nicht auf die Straße!“ „Ich muß,
ich muß –“
Und Schuß auf Schuß! Hie Spartakus!
Vater ist auch dabei!

Vorbei der Traum der Revolution;
Wenn früh die Kolonnen ziehn zur Fron,
Stehen am Fenster die zwei:
Es zieht ein Zug von Hunger und Leid
In Ewigkeit – in die Ewigkeit –
Vater ist auch dabei.

Es ist ein Augenblicksbild aus den Berliner Januartagen 1919, die neue Republik war nur Wochen alt, Liebknecht und Luxemburg waren ermordet worden, „es herrschte wieder Ordnung in Berlin“, der direkte Draht des Volksbeauftragten, späteren Reichspräsidenten Ebert, erst zum kaiserlichen Hauptquartier, jetzt zu den Generälen Hindenburg und Groener, fungionierte: *Man statuierte Realpolitik* und experimentierte mit parlamentarischer Demokratie; „Rebellen gehn nicht in den Reichstag rein“, hatte Kanehl gedichtet. Klabund in seinem Gedicht straffte den Vorgang, sah das Leiden und die Leidenden: Der Traum war aus, le juste milieu schwamm oben; aber sein Gedicht ist eher hart als sentimental, es ist auch solidarisch: Vater ist auch dabei.

Die Frage, ob Klabund Sozialist war, ist meines Wissens nie gestellt worden: Vielleicht ist sie wesenlos im Gesamtkontext des Klabundschens Opus.

Der Satiriker und Gebrauchslyriker Klabund – von Benns Lyrik beeindruckt, aber weder von ihrem Nihilismus noch von ihrer Misanthropie angesteckt – fühlte den Pulsschlag seiner Zeit und verlieh ihm expressive Gewalt seiner lyrischen Sprache, sogar agitatorisch, aber niemals fanatisch-, „parteilich“. (Auf der gleichen Wellenlänge des humanistischen Ethos und Pathos liegt in der bildenden Kunst das Schaffen von Käthe Kollwitz.) Vielleicht führt ein Weg zu ihm von Herwegh (1817–75; „Gedichte eines Lebendigen“). In seinen satirischen Gedichten gibt es zuweilen wohl etwas ähnlich Spielerisches und Leichtes, Luftiges, sogar Groteskes wie bei Tucholsky und Kästner, in seiner Zeit- und Kampflyrik ist er kompromißlos, stählernd. Er hat Lyrik, Balladen und Chansons geschrieben, er war Bänkelsänger – also ist seine Dichtung sangbar, wohl auch in der Tradition des vielfältigen Heine. Fünfzig Jahre nach dieser Buchausgabe, die sich damals „Gesammelte Gedichte“ nannte, ist er im Bewußtsein der deutschen und deutschsprachigen und internationalen Öffentlichkeit, und sogar der Literaturgeschichte, mehr oder weniger verschollen, nicht gefragt, nicht zitiert – ein Relikt. Und wieviel Schätze sind hier doch neu zu heben (natürlich viel mehr als nur seine „Gebrauchslyrik“)! Bis zu seinem 100. Geburtstag 1990 wäre es an der Zeit, für seine Wiederentdeckung zu sorgen, zu forschen, ihm wieder den gebührenden Platz einzuräumen. Es gilt nicht, ihm ein Denkmal zu besorgen. Denkmäler (die leicht Staub ansetzen) haben wir schon genug. Es gilt, die Stimme dieses Dichters wieder vernehmbar zu machen, die Melodien des Sängers Klabund, seine Sprachmusik in unser literarisches Leben zurückzurufen.

Gerald Graßl
Das Denkmal

Für Alfred Hrdlicka

1

Es war einmal ein großes Dorf, ein paar Meter vom Rande der Erde entfernt, nahe einem trügen Fluß, der, einer Kloake gleich, braun und stinkend dem Universum zufließt.

In dem Dorfe lebte als einer von etlichen Millionen Einwohnern auch ein Meister der Bildhauerei. Da dieser kräftige, unersetze Bursche aber nicht einmal fähig war, für Dorfgräber herzige Blasengerln zu machen, schenkte man ihm nicht allzuviel Beachtung.

Höchstens seiner Schrullen wegen. Er soff beispielsweise schon zum Frühstück aus dem Kaffehäferl Alkohol. Wäre es ein gutgebrannter Obstler aus einem der heimischen Chemiekonzerne gewesen, wäre die Sache noch angegangen, doch trank er lieber Stolincija, echten russischen Wodka, was ihn unter der Dorfgemeinschaft sofort als Kommunisten entlarvte.

Auch daß er statt mit einer, immer gleich mit zwei Frauen auftauchte, fand nicht nur den Herr Pfarrer bei seinen Sonntagsreden empörend.

Und was für Weiber das waren!

Die eine, auf hohen Beinen, flog mit Wollust verströmendem Hintern als Glitzerstern durch die Straßen und Gassen.

Die andere aber tauchte das eine mal als Segelschiff verkleidet auf, ein andermal als ein auf einem Fuchs reitender Blumenstock, und ein drittesmal als echte Hure, mit ordinären Netzstrümpfen über die Ellenbogen gezogen und einem Schlitz seitlich des Kleides, der mehr als nur ihren prallen Schenkel sehen ließ.

Daher konnte es auch niemanden weiters wundern, daß, als in der Dorfschule der Posten eines Zeichenlehrers frei geworden wäre, die Bewerbung von Meister Fred nicht nur abgelehnt worden war, sondern daß man allein sein Ansinnen als ungeheure Provokation gegenüber dem braven Bürgertum des Dorfes auffaßte.

2

Als in dem Dorfe wieder einmal Gemeinderatswahlen bevorstanden, sich aber das Dorfbürgertum regelmäßig über den schmucklosen Platz vor dem Stahlbetonrathaus beschwerte und dem Abhilfe zu schaffen als eines der vorrangigsten Dorfprobleme angeführt wurde, beauftragte man den Bürgermeister, eine Studienreise rund um die Welt zu machen, um auszukundschaften, wie andere Rathausplätze der übrigen Welt verwendet würden.

Um den dafür notwendigen Betrag der Reisekosten aufzubringen, beschloß man, die längst notwendige Aufbahrungshalle neben der Kirche um weitere 10 Jahre aufzuschieben.

Und das Geld hatte sich dann tatsächlich rentiert, denn der Bürgermeister kam schon nach 14 Tagen von der vom Reisebüro „Blitzo“ organisierten Weltreise zurück ins Dorf.

Bei seinem Referat vor dem Gemeinderat machte er einen ziemlich niedergeschlagenen Eindruck. Er stellte fest, daß er keinen ebenso häßlichen Rathausplatz gesehen hätte wie den vom Dorf.

In anderen Städten, wo man mit der Häuserarchitektur ebenfalls nicht ganz glücklich wäre, versuchte man dies meistens mit einem Denkmal mitten am Platz zu kaschieren. So sei er zu dem Entschluß gekommen, daß es wohl das beste wäre, daß man auch im Dorfe ein Denkmal für irgendwen errichten sollte.

Nun aber begann bei der Ratssitzung ein Lärm, Schreien und Toben, denn jeder von den Gemeinderatsmitgliedern fand sich selbst natürlich am würdigsten, in Bronze oder Marmor für die Nachwelt verewigt zu werden. Schließlich gelang es dem Herrn Bürgermeister, die Leute zu beschwichtigen. Und als wieder Ruhe war, schlug er vor, daß man dem ganzen Gemeinderat ein Denkmal setzen sollte. So wie andere Gemeinderatsversammlungen sich durch Fotografen für die Dorfgeschichte verewigten, würden sie der erste Gemeinderat der Welt werden, der sich auf dem Rathausplatz monumental in Erinnerung bewahren würde. Applaus brach aus, Jubelrufe erschollen hinunter bis zum Rathauskeller, wo überarbeitete Kellner dadurch verschreckt ihre überladenen Tabletts fallen ließen.

Aber woher könne man denn überhaupt einen Bildhauer nehmen? wurde dann gefragt. Nun war der Herr Bürgermeister fast den Tränen nahe, und seines bedrückten Gesichtes wegen wurde es im Saal schneestill. Ja, da wäre noch etwas, rang sich nach einer viertel Stunde der Herr Bürgermeister die Worte ab.

Er habe in Erfahrung bringen können – so unglaublich und erschütternd dies nun auch klingen werde –, daß Meister Fred weltberühmt wäre. Überall habe man den Mann gekannt, und wenn er erwähnt hätte, daß Meister Fred Bewohner des Dorfes wäre, hätten jedesmal seine Gesprächspartner Anerkennungsrufe ausgestoßen, hätte man ihn selbst als den Bürgermeister eines derartig großen Mannes bewundert, und manche Leute meinten, daß Meister Fred eigentlich einer der letzten Bildhauer der Welt wäre, den es noch gäbe. Andere Menschen, die sich oft mit gleichen Berufsbezeichnungen schmückten, wären im allgemeinen viel eher Bastler, Gießer, Modelleure. Aber richtige Bildhauer, die es noch verstünden, ein Werk aus einem Marmorblock rauszuschlagen, gäbe es kaum mehr.

Nun legten sich Betroffenheit und Trauer wie eine Sommerregenwolke über den Rathaussaal. Der Schandfleck der Dorfgemeinschaft, der Kinderschreck, Frauenschänder, Rohling und nach Schweiß stinkende Unbold sollte auf einmal der Dorfstolz sein? Wie sollte man denn dies daheim den braven Ehefrauen und den noch unverdorbenen Schulkindern erklären. Was wird dann erst der Herr Pfarrer dazu sagen?

Der Herr Bürgermeister setzte seine Rede fort. Man wäre international davon überrascht gewesen, daß in unserem eigenen Dorfe noch kein Werk vom großen Meister aufgestellt ist, und weiters wird nun ein ziemlich großer Aufschwung im heimischen Fremdenverkehr zu erwarten sein, da man in nächster Zeit Besucher aus der ganzen Welt zu erwarten hätte, die den Meister Fred besuchen möchten. Es wäre daher dringend notwendig, um den Ruf in der Welt nicht zu verlieren, sich mit dem Mann wieder zu arrangieren – so widerlich und liederlich er mit seinen verrückten Frauen auch wäre.

Die Opposition der Konservativen Partei stand entrüstet auf und verließ demonstrativ die Sitzung. Mit dem? Nie!

Vor der halben Versammlung führte nun der Herr Bürgermeister seinen Vorschlag im Detail aus. Man müsse wohl oder übel dem Meister Fred diesen Auftrag erteilen.

3

Als eines Morgens der Zeichenlehrer des Dorfes im kleinen Atelier Meister Freds auftauchte, war dieser zunächst sprachlos. Was sollte er mit diesem Nasenbohrer denn nur anfangen. Die Sozialdemokratische Partei im Ort hielt nämlich den jungen Zeichenlehrer, da er ziemlich progressive Auffassungen im Gemeinderat als Kulturverantwortlicher vertrat, als geeigneten Mann, der mit Meister Fred verhandeln könnte. Auch er wurde immer wieder milde wegen seiner Vorschläge für das anzufertigende Deckengemälde im Rathaussaal, das er auch selbst ausführen wollte, belächelt. Die Menschen auf dem Fresko sollten alle gelbe Gesichter haben, weswegen er nun im Dorfe spöttisch als „Chines“ gehänselt wurde.

Als Meister Fred den Vorschlag der Gemeinde durch den Mund des Chinesen hörte, durchschlug sein Gehirn furchtbarer Schreck. Verblüfft zerschlug er erst einmal den Hals einer frisch riechenden Stolcnaja-Flasche und soff sie ex aus. Dann griff er sich eine Dose roter Lackfarbe, die neben ein paar Speckbroten stand, und schüttete dem Gemeindeunterläufel die Farbe über den Anzug.

Dann warf er den Kulturmenschen fluchend und schimpfend hinaus. Dieser aber, im Glauben auf Verrückte immer ruhig reagieren zu müssen, bedankte sich höflich für das anregende Gespräch und versprach, bald wieder zu kommen.

4

Um nicht als hinterwäldlerisch in der Kulturgeschichte unterzugehen, einigte sich der Gemeinderat (mit den Gegenstimmen der konservativen Opposition) nach klebrigen wochenlangen Verhandlungen mit dem Meister und war zur Erfüllung all seiner Bedingungen bereit.

Dies waren: a) Die Gemeinde dürfe überhaupt keinen Einfluß auf das Thema des Denkmals nehmen, b) er möchte im Dorf sein größtes Kunstwerk schlagen, und dazu benötige er den größten Marmorstein der Welt, der nahe Venedig in einem Steinbruch am ehesten zu finden wäre, c) könne das Denkmal nicht bis zu den nächsten Gemeinderatswahlen übernächsten Monat fertiggestellt werden, vielmehr könne es sehr leicht geschehen, daß er für das Denkmal, das er zu meißeln gedenke, auch Jahre brauchte. Da man aus einer Scheißgasse, in der man erst einmal drinnen sitzt, nur mehr schwer rausfurzen konnte, blieb den Gemeinderäten nichts anderes mehr übrig als zuzustimmen.

5

Als die Gemeinderatswahlen endlich vorbei waren (mit leichten Stimmengewinnen der Sozialdemokratie, der kommunistische Gemeinderat konnte noch ums Arschlecken seinen Sitz behalten), hatte Meister Fred endlich einen geeigneten 700-Tonnen-Stein gefunden. So groß und kalt und schwer und blau, wie ihn die ganze Marmorwelt noch nicht gesehen hatte.

Im Dorfe war man entsetzt, weil zu befürchten war, daß das fertige Stück möglicherweise auf dem Platz nicht einmal Platz haben könnte, schlimer noch, daß deswegen unter Umständen sogar das Rathaus niedergeissen werden müßte, um dem Stein auf dem Rathausplatz genügend Raum zu lassen. Meister Fred kümmerte sich jedoch einen kalten Urin um all die Ängste der Dörfler.

Zuerst einmal ließ er von Handwerkern rund um den Stein herum Mauern errichten mit einer Tür als einzige Öffnung.

Sieben Jahre lang wirkte der Meister in dem Haus. Er verließ kaum mehr das Gebäude, und niemand durfte hinein, um nachzusehen, was es denn endlich werde. Auch als der Gemeinderat mit Nachdruck im fünften Jahre der Arbeit darauf bestand, eine Besichtigung des Zwischenergebnisses vorzunehmen, war nur schallendes, böses Gelächter aus dem Backsteinhaus rauszuhören. Einzig die beiden Frauen des Künstlers durften ihn in seinem Bau öfters besuchen. Dann waren obszöne Laute zu vernehmen, die nach wilden perversen Orgien klangen. Der Glitzerstern bekam allmählich ein nobelblasses Gesicht mit verhärmter Strenge. Das Segeltuch aber klagte immer häufiger in den Dorfkneipen über zunehmende Migränebeschwerden.

Der Meister aber schien während der sieben Jahre jünger und frischer zu werden. Schließlich hatte er schon das Äußere eines flotten Zwanzigjährigen, lachte die Welt an und aus und pfiff andauernd die „Internationale“.

Als Meister Fred nach sieben Arbeitsjahren gegen 5 Uhr morgens von heftigem Pochen an seinem Haus geweckt wurde, wunderte er sich zwar ein bißchen, wer denn so früh nach ihm fragen könnte, genehmigte sich einen ersten Wodkaschluck und sprang endlich auf. Er fühlte sich frei wie nie zuvor in seinem Leben, denn er hatte am Vorabend endlich sein Lebenswerk beendet. Er fühlte sich stark wie eine Mischung von Löwe, Bär und noch etlichen anderen gefährlichen Tieren.

Als er die Tür aufmachte, sah er zunächst nur einen mannshohen Marmorschuh. Aber das war ja Fritz Engels – sein Lebenswerk. Meister Fred schaute empor, und gütig lächelnd stand da der alte Herr, hinter ihm das Werkshaus in Trümmern. Er durfte es wohl zerschlagen haben, um frei kommen zu können. „Guten Morgen“, sagte Fritz Engels zu Meister Fred. Und dann weiter: „Kommt, jetzt gehen wir's erst richtig an. Wie sagte schon mein guter, alter Freund Karl Marx? – die Künstler verschandeln diese Welt, aber es gilt, sie zu verändern, schlage vor, wir gehen zunächst hinüber ins Arbeiterviertel, die Leute aufzuwecken, und dann schüren wir alle gemeinsam den Spießbürgern heiße Kohlen unter ihren Ärschen.“

Rudolf Geissler Von Mikroben und Menschen

Die fatale Zeitkritik des Curt Goetz

Im Prolog zu Band I der „Sämtlichen Bühnenwerke“¹ von Curt Goetz wendet sich der Autor an mögliche Theaterensembles, die seine Stücke ins Repertoire aufzunehmen gedenken. Er umschreibt das anzustrebende (und optimale) Erfolgserlebnis der Schauspieler so:

„Und sollte es Euch wo gelingen
Ein Lächeln jemand abzuringen,
Der Herzeleid und Sorgen hat –
Dann habt Ihr Euer Sach erledigt.“²

Dies hätte Goetz nicht noch zu postulieren brauchen. Denn daß die dramatische Produktion des Wahl-Schweizers Goetz in allererster Linie darauf abzielt, das Publikum zu amüsieren, ist offenkundig und ein unbestrittenes Ergebnis jeder der bisher erschienenen – insgesamt allerdings recht spärlichen – literaturwissenschaftlichen oder theaterkritischen Arbeiten über jenen Dramatiker, der – wie Reinhold Grimm meint – „wie kaum ein anderer die Boulevardkomödie der zwanziger Jahre“³ repräsentiert. In weitaus der Mehrzahl seiner 25 Ein- und Mehrakter unterhält uns Curt Goetz mit Ehekomödien und Kammerspiel-Krimis, mit dramatisierten Liaisons und immer wieder mit Szenen aus den Büros von Theaterdirektoren, die als Männer des Geschäfts gegen Ansprüche und Marotten von Schauspielern und Stükkeschreibern gleichermaßen anzukämpfen haben. Zur Genüge sind Spruch- und Situationskomik des Autors, seine Fähigkeiten im Zeichnen der Dramenfiguren und im Führen der Dramenfabel gerühmt worden.⁴ Dabei ist der Literaturwissenschaft und der journalistischen Literaturkritik natürlich nicht entgangen, daß auch im Werk dieses Schriftstellers allenthalben Spuren von Zeitkritik zu finden sind, die allerdings, so etwa der Vorwurf des bereits zitierten Grimm, „harmlos-unverbindlich [...]“⁵ geblieben sei. Diese Feststellung bleibt plakativ, wenn – wie bisher – nur angedeutungsweise gesagt wird, welches denn eigentlich die Angriffspunkte der „unverbindlichen“ Zeitkritik Goetzens sind und worin die behauptete Indifferenz des Autors wurzelt. Die vorliegende Arbeit soll die Angelpunkte der Goetzschen Satire benennen und den Versuch unternehmen, die Weltanschauung des Autors aus dem Werk herauszufiltern. Darüber hinaus muß – nicht nur aus Platzgründen – die Diskussion von komödientheoretischen oder von Fragen der als belobigt erwähnten spezifischen Form der Goetzschen Sprachkunst hier ausgespart bleiben.

Die Desavouierung eines haltlosen Moralismus – Ein soziales Symptom als Problem menschlicher Schwäche

Die Stücke „Das Haus in Montevideo oder Traugott's Versuchung“⁶ (eine „Überholung“ des ursprünglichen Lustspiels „Die tote Tante“) und „Der Lügner und die Nonne“ sind Werke, in denen sich Goetz mit der Frage überholter Moralbegriffe auseinandersetzt.

Die Geschichte des rigorosen Moralisten Traugott Näßler, der seine Familie mit der zu lateinischen Moralsuaden verflüssigten „humanistischen“ Bildung tyrannisiert, um bald auf die Probe seiner zur Schau gestellten Prinzipienfestigkeit gestellt zu werden, ist ein satirischer Angriff auf heuchlerische Moral.

Als Näßler erfährt, daß seine Schwester, die er einst aus der Familie verstoßen half, nachdem sie im Alter von 17 Jahren ein uneheliches Kind erwartet hatte, gestorben ist und eine beträchtliche Erbschaft hinterlassen hat, reagiert er zunächst in der Pose des charakterfesten Gymnasiallehrers.

„Ist hier jemand in diesem Raume von so niederer Gesinnung, mir zuzutrauen, daß ich auch nur einen Pfennig von dieser Erbschaft annehmen würde?“⁷ Die Verlockungen des Geldes sind jedoch so groß, daß sich Näßler auf den Weg nach Montevideo macht – wohin seine Schwester seinerzeit ausgewandert war –, um nun allerdings eine wahrhaft diabolische Klausel des Testaments zur Kenntnis nehmen zu müssen: Sollte sich innerhalb eines Jahres in der Familie Näßler eine weitere uneheliche Mutter finden, so werde diese – und nur dann – 750000 Dollar erben. Die Moral wird verdrängt: Näßler animiert den Verlobten seiner ältesten Tochter, Atlanta, unzweideutig zum vorehelichen Geschlechtsverkehr, scheitert jedoch an der Ignoranz des verklemmten Bräutigams. Wieder zu Hause, distanziert sich Näßler beschämmt von seinem Vorschlag und will sich schon mit dem endgültigen Verlust des Geldes abfinden. Nur wird der Handlung eine Wende verliehen, die das Goetzsche Stück zu einem Lustspiel macht, das in ironischer Stichelei gegen einen haltlosen Moralismus steckenbleibt. Anders als etwa in Dürrenmatts „Der Besuch der alten Dame“, wo der tragikomisch inszenierte „Opportunismus menschlichen Handelns“⁸ Opfer fordert, geht in Goetzens Stück niemand zugrunde. Im Gegenteil: Goetz wendet einen Trick an, um ein Happy-End herbeizuführen: Es stellt sich heraus, daß das Schiff, auf dem die Näßlers einst geheiratet haben, 27 Zentimeter zu kurz war, um als schwimmender Hochzeitsort gesetzlich anerkannt werden zu können. Demnach ist Näßlers Ehe ungültig, seine Frau uneheliche Mutter von 12 Kindern; ihr fällt die Erbschaft in den Schoß.

„Das Haus in Montevideo“ ist keine „Satire auf die heuchlerische Moral des etablierten Bürgertums“⁹ (Hervorhebung v. m. – RG), wie Jörg Drews meint. Obgleich sich Goetz der gesellschaftlichen Problematik des Stoffes bewußt war – Näßlers Frau sagt ihrem Mann am Ende des Stücks mit Blick auf die tote Schwester: „Ich finde sie wundervoll! Sie hat uns gezeigt, daß alles auf der Welt seinen Preis hat. Selbst deine Moral!“¹⁰ –, attackiert Goetz eine allgemein menschlich verstandene Schwäche. Dies wird spätestens an jener Regieanweisung deutlich, in der Goetz erklärt, Näßler sei „trotz seiner Schrullen ein gut zu leidender Kerl, der nur durch besondere Umstände und durch Sorge um seine Lieben in eine Versuchung geführt wird, in der wir den geneigten Zuschauer, der über ihn lacht, auch nicht sehen möchten, respektive sehen möchten.“¹¹

Auch in „Der Lügner und die Nonne“ (1921)¹² wird ein Thema von sozialer Brisanz als Problem menschlicher Hinfälligkeit gestaltet. Hier bringt Goetz einen Kardinal auf die Bühne, dessen Sohn in falschen Verdacht (sexueller „Verfehlung“) geratene Klosternovizin rettet und heiratet.

Der Kardinal, der hier als ein eher freigeistiger Mensch gezeichnet ist und in Fragen von Keuschheit und Dogmatik das Herz auf dem rechten Fleck zu tragen scheint, tritt in dieser Haltung implizit als sanfter Kritiker des katholischen Zölibats auf. Die Äbtissin des Klosters, die sich dem Kardinal gegenüber aufgebracht zeigt über die (vermutete) Unkeuschheit besagter Novizin, wird von der pastoralen Rhetorik des kirchlichen Würdenträgers entwaffnet, wiewohl dessen Sprache geradezu ketzerische Inhalte transportiert. Der „Liebe [...] Gott“¹³, so der Kardinal, habe die Liebe

erfunden, um seinem Fruchtbarkeitsgebot „Nachdruck zu verleihen“.¹⁴ Als er „den Trieb in das All blies, da hat er eine gute Lunge voll genommen. Und es ist ein wenig vermessen, dagegen anzukämpfen“.¹⁵ Eine Unterlegenheit in diesem „ungleichen Kampf“¹⁶ werde der Schöpfer „nicht ohne Rührung verfolgen“.¹⁷ Pointiert wird diese Position der Ablehnung asketischer Unnatürlichkeit noch durch die geradezu freudianische Antwort des Kardinals auf die Nachfrage der konsternierten Äbtissin, ob er denn wirklich glaube, daß sich das klösterliche Gelübde nur auf die „Keuschheit des Herzens“¹⁸ beziehe.

„Leider nicht ausschließlich ... Aber die Herzen würden keuscher sein, wenn es der Fall wäre!“¹⁹

Auch in diesem Stück wird das Problem überalteter und repressiver Moralbegriffe ohne Tiefgang nur andiskutiert. Alle gesellschaftliche Schärfe wird dem Problem genommen, indem es am Ende auf das Niveau eines Scheinproblems zurückgeholzt wird: Die Novizin ist nicht die Mutter des Kindes; sie hat das ausgesetzte Baby nur gefunden. Es handelt sich, wie man hört, um den Enkel des Kardinals, denn der Sohn des Geistlichen hat es gezeugt. Und der Kardinal ist nur deshalb Vater eines Kindes, weil er vor seiner geistlichen Laufbahn weltlicher Diplomat in Spanien war und seinerzeit ohne die Auflagen des Zölibats wirken durfte.

Goetz orientiert sich an einem Publikum, das daran interessiert ist, leichte Kost zu goutieren.

Exkurs: „Politisch Lied – ein garstig Lied“

Über die politische Enthaltsamkeit der Familie Goetz

Den größten Teil seines Werkes schrieb Curt Goetz in den zwanziger Jahren, zu jener Zeit, da die Kulturströmung „Neue Sachlichkeit“²⁰ als sinnfälliger Ausdruck einer vom expressionistischen Pathos abgewandten und auf Amusement ziellenden Lebensstimmung galt.²¹ Ob Goetz „zu den geistigen Strömungen seiner Zeit keinerlei Stellung genommen hat“,^a wie Manfred Wiesner behauptet, wollen wir vorerst dahingestellt sein lassen. Tatsache ist, daß die aktuelle Politik im Gesamtwerk dieses Schriftstellers nur ganz am Rande reflektiert wird.

Am Abend des 9. Oktober 1921, nur sechs Wochen nach dem Mord rechtsextremistischer Offiziere am konservativen Zentrumsabgeordneten Matthias Erzberger, ruft auf der Bühne des Berliner „Theaters am Kurfürstendamm“ eine „Tante Ottolie“ ihrem Neffen „Ottokar“, der einer Erdbeerbowle „einen Kognak zusetzen“²² will, die ermunternden Worte zu: „Du kannst ihr auch zwei zusetzen. In einer Zeit allgemeinen Zusetzens soll man nicht plötzlich beim Kognak nervös werden.“²³ Premiere hatte „Ingeborg“, eine der inzwischen am meisten bekannten Produktionen von Curt Goetz, die im wesentlichen eine auf die zeitgenössische „Frivolität der Kurfürstendammwelt“²⁴ zugeschnittene Salonkomödie darstellt. Die erwähnte Dialogpassage – übrigens die einzige evident zeitkritische des Stücks – macht deutlich, wie der im Gewand des Allerweltenwitzes präsentierte Seitenhieb gegen Inflation und Straßenkämpfe vor dem aktuellen Hintergrund eines aufsehenerregenden politischen Kapitalverbrechens plötzlich als Ausdruck eines zynischen Fatalismus verstanden werden muß. Doch kritisches Potential verkommt bei Goetz nicht nur deshalb, weil er ein auf Zerstreuung bedachtes Publikum im Auge hat.

Goetzens Gattin, Valérie von Martens, schreibt an einer Stelle ihrer (und ihres Mannes) Memoiren: „... wir waren Schauspieler und sahen alles Weltgeschehen

vom Wohl des Theaters aus“.²⁵ Die drei Erinnerungsbände der Familie Goetz-Martens sind Dokumente dafür, daß das zeitgeschichtliche Interesse der Verfasser immer sehr gering war. Als der Reichstag brannte, wußte Valerie von Martens nicht, wo dieses Gebäude steht. Im Abschnitt „Politisch Lied – ein garstig Lied“ der Memoiren erklärt sie, sie habe gar nicht verstehen können, wieso man so „entsetzlich aufgeregt“ gewesen war, als das Parlamentsgebäude in Flammen gestanden habe. „Warum eigentlich, dachte ich? Wenn ein Wohnhaus brennt und Kinder sind im Spiel und müssen unter Lebensgefahr der Feuerwehrleute gerettet werden, wenn Rauch und Flammen aus den Fenstern schlagen und Frauen werden aus dem dritten Stock in Sprungtücher geworfen, das würde mich ergriffen haben. Aber daß ein staatliches Gebäude in der Nacht, wo kein Mensch drin ist, brennt, das konnte mich nicht aufregen. Ich muß gestehen, daß ich nicht einmal genau wußte, wo dieser Reichstag lag und zu was er gut war.“²⁶ Daß Goetz nicht bemüht – oder vielleicht auch nicht in der Lage war –, das Wissensdefizit seiner Frau abzubauen, wird gleich im nächsten Satz des Geständnisses der Frau Martens deutlich, die bekennt, nachdem der Reichstag gebrannt habe, „fragte ich mich vorsichtig durch“.²⁷ Auf die faschistische Machtergreifung hatte Goetz kurz zuvor in der Pose des von Abscheu ergriffenen *Ästheten* reagiert: Er bestellte alle Zeitungen mit der – freilich nur seiner Frau gegebenen – Begründung ab, man drucke darin nun „abstoßend unschöne Worte. Man macht sich die Augen schmutzig, wenn man diese Zeitungen liest.“²⁸ Goetzens redliche antifaschistische Gesinnung wird weder von westlichen noch von östlichen Literaturwissenschaftlern in Zweifel gezogen.²⁹ Doch Valerie von Martens' Bemerkung, Goetz sei ins Exil nach USA gegangen, obwohl ihm „Verlockungen angeboten wurden – wie: Staatstheater, Filmpalast, Schloß Bellevue mit sechzehn Bediensteten auf Staatskosten etc. . . .“,³⁰ zeigt andererseits auch, für wie wichtig die Nazis einen so angesehenen Lachmacher hielten, dessen demonstrative politische Abstinenz unschwer als Zustimmung zum „Tausendjährigen Reich“ ausgelegt werden konnte.

Die öffentliche Indifferenz des Lustspieldichters gegenüber den Nazis treibt später in Amerika eine pikante Blüte. Goetz feuert seinen „Publicity man“, nachdem dieser die Idee zu einem antifaschistischen Film öffentlich als Goetzsche Idee ausgibt. (Es sollte in dem Film um die Situation deutsch-jüdischer Flüchtlinge gehen, denen die Landung auf Kuba verwehrt wurde.) Goetz begründete die Auflösung des Vertrags mit der „absolute(n) Neutralität, die mir mein Schweizertum und meine Behörden mir auferlegen“.³¹

In der Politik, so Goetz in seinen Memoiren, werde man „immer nur gefragt, rechts oder links?“³² Und um seine eigene Position zu umreißen, fügt er hinzu: „Daß es auch eine Mitte gibt, einen gesunden Menschenverstand, gepaart mit anständiger Gesinnung, scheint man vergessen zu haben.“³³ Man darf bezweifeln, ob angesichts der Virulenz des völkischen Vokabulars in den späten zwanziger und erst recht in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts Begriffe wie „gesund“ (in Verbindung mit Synonymen von „Geist“) und „anständig“ geeignet sind, eine Gegenposition zur extremen Rechten zu formulieren. Immerhin ist der Begriff des „gesunden Menschenverstandes“ als quasi-politische Standortbestimmung des Schriftstellers schon deshalb ernst zu nehmen, weil das Wort im Gesamtwerk Goetz' genau dort wieder auftaucht, wo der Autor – wie auch immer – auf brennende zeitgeschichtliche Fragen eingeht. Wir wollen darauf im folgenden Kapitel näher eingehen.

Wider das „negative Denken“ – der magische Idealismus des Curt Goetz und seine elitäre Attitüde

In der Krimi-Komödie „Hokuspokus“ (1926)³⁴ soll ein Mord aufgeklärt werden der – wie sich herausstellt – nie stattgefunden hat, denn der vermeintlich Getötete lebt.

Im Zusammenhang mit dem Problem des Irrtums bei Indizienbeweisen – das zu behandeln im vorliegenden Fall nicht nur besonders eingängig, sondern angesichts der damaligen Prozeßflut gegen die deutsche Linke³⁵ auch besonders aktuell war – wird die Strafprozeßordnung von der Warte des „gesunden Menschenverständes“ aus kritisiert. Genau darauf nämlich beruft sich der im Lustspiel auftretende Verteidiger, als er gegen die Weigerung des Gerichtspräsidenten protestiert, einen Zeugen zu vernehmen, der sich selbst als Mörder beschuldigt. Unter dem Beifall des Staatsanwalts begründet der Richter seine Entscheidung mit ungewollter Selbstironie. „Es handelt sich hier nicht um den gesunden Menschenverstand, sondern um die Prozeßordnung.“³⁶ Die Regularien der Justiz, die Gesetze des Staates erscheinen im Lichte dieser Satire als Pervertierung eines in der gegebenen Umschreibung nur vage zu qualifizierenden menschlichen Denkens, das ursprünglich offensichtlich ausgewogen, menschengerecht – eben natürlich gewesen sein muß. Erinnern wir uns: Auch der dogmatischen Borniertheit der Äbtissin in „Der Lügner und die Nonne“ wurde eine Geisteshaltung ostentativ ausgeglichener und ausgleichender „Normalität“ entgegengesetzt. Und bei Traugott Näßler ist nur die exaltierte Rigo-rosität seines Moralismus' schuld an den inhumanen Folgen von Starrköpfigkeit. „Gelehrt sind wir genug!“³⁷ ruft Dr. Hiob Prätorius in Goetzens gleichnamigem Stück seinen Medizinstudenten zu und fügt sein Rezept mit einer Fülle romantischer Vokabeln hintan. „Was uns fehlt [angesichts von „Hungersnöten“³⁸ und „Nahrungsmitteln, die man ins Meer versenkt“³⁷] ist Freude, was wir brauchen ist Hoffnung, was uns not tut ist Zuversicht, wonach wir dürfen ist Liebe und wonach wir verschmachten ist Frohsinn!“⁴⁰

Dr. med. Hiob Prätorius (der Titel jenes Stükkes, an dem Goetz – so Valerie von Martens – „am meisten gelegen“⁴¹ war) zieht für Goetz die Bilanz einer Welt der Ignoranz, der Welt von 1933 wahlgemerkt, denn in diesem Jahr wurde das Stück uraufgeführt. Der Schwarm seiner Studentinnen prognostiziert, daß die „Mikrobe der menschlichen Dummheit“⁴² bald gefunden werden müsse, da, wie Pasteur und Loeffenhook bewiesen hätten, das Mittel gegen eine Krankheit immer dann gefunden werde, „wenn sie schier unerträglich geworden ist“. Im Jahr der Machtergreifung Hitlers ruft Prätorius-Goetz nach einem Messias. „Wem es gelänge, den gesunden Menschenverstand mit einem Schlag wiederherzustellen (wann ging er eigentlich zuschanden? – RG), wäre ein Wohltäter der Menschheit, sei er nun ein Prophet durch die Macht seiner Lehre, oder – am sichersten – ein Arzt durch die Erfindung eines Serums!“ Wenn es gelinge, die „entsetzlichste aller ansteckenden Krankheiten“⁴⁵ (die menschliche Dummheit) zu besiegen, so werde es „im Nu keine Kriege und keine Zölle mehr geben, und an die Stelle der internationalen Diplomatie wird der gesunde Menschenverstand treten“.⁴⁶ Daß er Hitler nicht gemeint haben kann, war erst 1945 klar. Die Neufassung des „Prätorius“ ging 1946 mit einer Erweiterung des bilanzierenden Monologs des Mediziners, aber ohne Abstriche am Erlösersgedanken über die Bühne. Hinzugefügt wurde bloß, daß Millionen junger Menschen „Millionen anderer junger Menschen, die auch nicht kämpfen wollten“⁴⁷ be-

kriegt haben. Goetz hat nicht gesehen, wie fatal man ihn mißverstehen konnte. Das Konzept, die philosophische Grundhaltung, die der Goetzschen Zeitkritik, seiner Auseinandersetzung mit dem Irrsinn des Krieges vor allem, zugrunde liegt, ist ebenso trivialidealisch wie elitär. Dies soll, am Ende der vorliegenden Arbeit, noch einmal am Beispiel jenes Einakters vor Augen geführt werden, der als einziges Lustspiel im Gesamtwerk Goetzens ein ausschließlich politisches Thema hat. Im Einakter „Ausbruch des Weltfriedens“ mit dem Untertitel „Eine Anregung“ hat Goetz zur Zeit der Hochkonjunktur des kalten Krieges, um die Mitte der fünfziger Jahre,⁴⁸ seine Diagnose des Weltzustandes und seine im „Prätorius“ angedeutete Utopie in eine Groteske verpackt.

Im Landhaus des „englischen Premierministers“⁴⁹ Lord Charles Hatter lässt Goetz die Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, der Sowjetunion, Frankreichs und der Schweiz um drei Uhr morgens zu einem Gespräch zusammenkommen, das auf Einladung Hatters stattfindet. Der Premierminister hatte sich zu dieser Party entschlossen, nachdem er kurz zuvor von einem mysteriösen Holländer besucht worden war, dessen – zunächst nicht näher erklärten – Äußerungen er für aufsehenerregend hielt. Jener „Mijnher von Aaradapellenbotten“ – im Stück später nur „der Fremde“ genannt – tritt nach der Ankunft der Missionäre erneut auf und kündigt für das Ende der begonnenen Stunde die Zündung eines „Satelliten des Guten Willens (Saguwil)“ an, der dann Strahlen aussende. Diese Strahlen führen – so die Ankündigung des Fremden – dazu, daß von nun an alle Menschen „positiv“ dächten und jeder Krieg „undenkbar“ werde. Gegen den – unterschiedlich begründeten – Widerstand der Botschafter wird der Satellit schließlich gezündet und alle Anwesenden fallen sich verbrüdernd um den Hals.

Im Verlauf der sechzig Minuten bis zur Zündung des Flugkörpers hält der Fremde den Repräsentanten der Staaten im Rahmen philosophischer Darlegungen eine Strafpredigt auf ihre Unverbesserlichkeit. Ausgehend von der idealistischen Grundposition, daß alles, was real ist, erst gedacht werden mußte, um Wirklichkeit werden zu können,⁵⁰ postuliert der Fremde, es sei einst vergessen worden „den Menschen zu sagen, welchen Gebrauch sie von ihrem Gehirn machen sollen“.⁵¹ Alle „Propheten“⁵² seien sich in der Überzeugung einig, daß es „die Gedanken sind, die zeugen, und daß sich daraus gleichermaßen Segen und Gefahr“⁵³ ergebe, denn – so der Fremde – „gute Gedanken zeugen Gutes und böse Gedanken Böses“.⁵⁴ Dies seien unumstößliche „Naturgesetze“⁵⁵. Die einzigen „Gebrauchsanweisungen“⁵⁶ für das Denken hätten die Propheten – womit offensichtlich die Apostel gemeint sind – in den biblischen Kernsätzen „Liebe deinen Nächsten“ und „Fürchtet Euch nicht“⁵⁷ festgeschrieben. Entscheidend sei es, sich davor zu „hüten, negativ zu denken“.⁵⁸ Die Auffassung, daß wer Böses sät auch Böses erntet wird, gibt Valerie von Martens in ihren Memoiren als Bumerang-Theorie Goetzens zu erkennen und als Kernbestandteil seines Denkens.⁵⁹

Auch für den positiven Helden dieses Einakters ist alleinige moralische Instanz der „gesunde Menschenverstand“.⁶⁰ Was an die Common-sense-Philosophie der Schottischen Schule erinnert,⁶¹ ist auch hier angereichert mit einer Art von magischem Idealismus, wie er der Romantik eigen war⁶²: Die Idee eines Satelliten, der die Menschen beeinflußt, ja, beeinflussen muß, weil sie selbst nicht in der Lage sind, Frieden oder „Gutes“ zu stiften, entspricht dem von Prätorius geforderten Serum gegen die „Mikrobe der menschlichen Dummheit“. Goetzens elitäre Attitüde ist of-

fenkundig: ist hier, im „Prätorius“, ein mit den Mechanismen der „Suggestion“⁶³ vertrauter Mediziner als Messias gefordert, so sind es vier positiv gezeichnete Insassen in einem „Irrenhaus“,⁶⁴ die den Saguwil entwickelt haben. „Eine kleine, aber internationale Gesellschaft. Einer war wegen Defaitismus, einer wegen unheilbarem Pazifismus, einer wegen religiösen Wahnsinns und einer wegen „subversive activities“ interniert worden.“⁶⁵ Mit dieser – in den Bericht des Fremden verpackten – Globalkritik Goetzens bekommt jeder Böse sein Fett ab: die Kommunisten, weil sie Defaitisten nicht leiden mögen; die Amerikaner, weil sie alle Nonkonformisten als Kommunisten verdächtigen; die Militärs aller Länder, denen die Pazifisten das Fußvolk scheuen zu machen drohen. „Gut“ sind die als „wahnsinnig“ diffamierten „echten“ Gläubigen, die denen entsagt haben, die die Religion „unpopulär“⁶⁶ machen. „Die Herren Gottverkünder haben die unchristliche und überhebliche Gewohnheit angenommen, von der Kanzel herab die Andächtigen zu beschimpfen, ihnen mit Tod und Verdammnis zu drohen, ihnen Heulen und Zähnekklappern zu versprechen ... Wie sollen wir an die Liebe glauben, wenn wir dauernd von Strafen hören?“⁶⁷ ... Wie sollen wir an die Liebe glauben, wenn wir dauernd von Strafen hören?“⁶⁷ Es ist immer ein erlesener Kreis, dem Goetz allein zutraut, die Probleme der Menschen, ihre Dummheit – und dies noch gar mit einem Schlag – zu lösen.

Man mag die recht triviale idealistische Weltanschauung Goetzens belächeln, ihr angesichts der Gefahren der späten fünfziger Jahre noch Anerkennung zollen – bedenklich ist die Idee vom auserwählten Wohltäter, die unspezifische Theorie vom gesunden Menschenverstand auf jeden Fall. Als „Prätorius“ Premiere hatte und Goetz den „leidenden Gerechten“ (Hiob) biologistische Absurditäten amüsant anpreisen ließ, als der väterliche Frauenarzt auf der Bühne des Theaters pathetisch dazu aufrief, „neues Leben zu gebären“⁶⁸ und er messianische Wundertäter forderte, da hatte der neue Reichskanzler dergleichen Freigeistige kaum zu fürchten. Goetzens Zeitkritik ist in ihrer Unverbindlichkeit hochpolitisch: sie entpolitisirt, weil sie verharmlost. Indem der Autor dem von ihm diagnostizierten „kranken“ Zeitgeist einen unbefragt und unbestimmt „gesunden“ gegenüberstellt, provoziert er genau jene Leichtfertigkeit des Denkens, die zu bekämpfen er vorgibt.

„Man vergißt das Leben, so wie es nun mal ist. Man denkt nicht mehr seine eigenen Gedanken. Man denkt leichter, so wie sie denken, Herr Goetz, so wie ein Clown...“⁶⁹
(Aus dem Brief eines Verehrers an Curt Goetz)

1 Curt Goetz: Sämtliche Bühnenwerke, 3 Bände. München (2. Aufl.) 1982/Fortan: GW, a.a.O. 2 Ebenda, S. 6 f. (Bd. I).

3 Reinhold Grimm: Neuer Humor? Die Komödiensproduktion zwischen 1918 und 1933. In: Die deutsche Komödie im 20. Jahrhundert. Ein Kolloquium. Hamburg 1976, S. 107–133. Hier: S. 129/Fortan: Die deutsche Komödie, a.a.O.

4 Vgl. ebenda/Das gleiche Urteil findet sich in uneingeschränkt jeder der im Literaturverzeichnis angegebenen Arbeiten über Goetz; z. B. Thomas Koebner: Tendenzen der deutschen Literatur seit 1945. Stuttgart 1971, S. 380 – oder: Prang, Lustspiel, a.a.O., S. 343.

5 Grimm in: Die deutsche Komödie, a.a.O., S. 130.

6 GW, S. 607–687 (Bd. II); Urfassung: 1924/Zweifassung: 1946. 7 GW, S. 622 (Bd. 2).

8 Günter Scholdt: „Timeo Danaos et dona ferentes“ oder Die alte Dame kommt aus Montevideo. Zur Dramaturgie Friedrich Dürrenmatts und Curt Goetz. In: DVjs 50 (1976), 4, S. 720–730. Hier: 722.

9 Jörg Drews: Das Haus in Montevideo oder Traugotts Versuchung. In: Kindlers Literatur-Lexikon. Band 10. München 1974, S. 4301.

10 GW, S. 679 (Bd. 2). 11 ebenda, S. 609. 12 ebenda, S. 535–605.

13 Ebenda, S. 593. 14 Ebenda, S. 592 f. 15 Ebenda, S. 593. 16 Ebenda.

17 Ebenda. 18 Ebenda. 19 Ebenda.

20 Vgl. Horst Denkler: Sache und Stil. Die Theorie der „Neuen Sachlichkeit“ und ihre Auswirkungen auf Kunst und Dichtung. In: Wirkendes Wort 18/1968, S. 167–185.

21 Vgl. dazu: Reinhold Grimm/Jost Hermand: Die sogenannten Zwanziger Jahre. Bad Homburg 1970, S. 8 ff.

22 Manfred Wiesner (Hrsg.): Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. München 1981, S. 260. 22 GW, S. 289 (Bd. 1) 23 Ebenda.

24 Herbert Jhering: Ingeborg. In: Von Reinhardt bis Brecht. Berlin (DDR) 1958, S. 236.

25 Curt Goetz und Valerie von Martens: Wir wandern, wir wandern ... Der Memoiren dritter Teil. Stuttgart 1963, S. 105/Fortan: GMM III, a.a.O.

- 26 GMM III, a.a.O., S. 106. 27 Ebenda, 28 Ebenda, S. 109.
 29 Vgl. etwa: Manfred Durzak: Die Exilsituation in USA, In: M. D. (Hrsg.): Die deutsche Exilliteratur 1933–1945. Stuttgart 1973, S. 151f. – oder (östl. Pos.): Exil in den USA. Frankfurt/M. 1980, S. 17. 30 GMM, a.a.O., S. 109 (Bd. III).
 31 GMM III, a.a.O., S. 270. 32 Ebenda, S. 443. 33 Ebenda.
 34 GW, a.a.O., S. 389–536 (Bd. III).
 35 Vgl. Bernt Engelmann: Einig gegen Recht und Freiheit. Deutsches Anti-Geschichtsbuch, 2. Teil. Gütersloh/Wien 1975, S. 118 ff.
 36 GW, a.a.O., S. 411 (Bd. II). 37 GW, a.a.O., S. 722 (Bd. II).
 38 GW, ebenda, S. 721. 39 Ebenda, 40 Ebenda, S. 722.
 41 GMM, a.a.O., S. 169 (GMM III). 42 GW, a.a.O., S. 721 (Bd. II).
 43 Ebenda. 44 Ebenda. 45 Ebenda. 46 Ebenda. 47 Ebenda, S. 789.
 48 In der verfügbaren Literatur wird darüber keine nähere Angabe gemacht, Vgl. nur: Manfred Brauneck: Weltliteratur im 20 Jh., Hamburg 1981.
 49 GW, a.a.O., S. 969–983 (Bd. III). 50 Ebenda, S. 972. 51 Ebenda, 52 Ebenda, S. 974. 52 Ebenda, 53 Ebenda, S. 973.
 54 Ebenda, S. 973. 55 Ebenda, S. 974. 56 Ebenda, S. 975. 57 Ebenda.
 58 Ebenda, S. 976. 59 GMM III, a.a.O., S. 136. 60 GW, a.a.O., S. 972.
 61 Vgl. Georg Schischkoff: Philosophisches Wörterbuch. Stuttgart (19. Aufl.) 1974, S. 585 (62–65; S. 13). 62 Vgl. ebenda, S. 402. 63 GW, a.a.O., S. 751 (Bd. II).
 64 GW, a.a.O., S. 978 (Bd. III). 65 Ebenda. 66 Ebenda, S. 977.
 67 Ebenda. 68 GW, a.a.O., S. 722. 69 GMM, a.a.O., S. 195 (Bd. III).

A BÜCHER

- Böhme, Helmut: Prolegomena zu einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M. (5. Aufl.) 1973
 Brauneck, Manfred: Weltliteratur im 20. Jahrhundert. Hamburg 1981
 Die deutsche Komödie im 20. Jahrhundert. Ein Kolloquium. Heidelberg 1976
 Döblin, Alfred: Die literarische Situation. Baden-Baden 1947
 Durzak, Manfred: Die deutsche Exilliteratur 1933–1945. Stuttgart 1973
 Engelmann, Bernt: Einig gegen Recht und Freiheit. Deutsches Anti-Geschichtsbuch. Zweiter Teil. Gütersloh/Wien 1975
 Goetz, Curt: Sämtliche Bühnenwerke. 3 Bände. München (2. Auflage) 1982
 ders.: Die Memoiren des Peterhans von Binningen. Berlin 1960
 ders. und Valerie von Martens: Die Verwandlung des Peterhans von Binningen. Der Memoiren zweiter Teil. Stuttgart 1962
 ders. und Valerie von Martens: Wir wandern, wir wandern ... Den Memoiren dritter Teil. Stuttgart 1963
 Grimm, Reinhold/Jost Hermand: Die sogenannten Zwanziger Jahre. Bad Homburg 1970
 Hoffmann, Ludwig/Wolfgang Kießling u.a.: Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933–1945. Band 3: Exil in den USA/Shanghai – Eine Emigration am Rande. Frankfurt/M. 1980
 Jhering, Herbert: Von Reinhardt bis Brecht. Vier Jahrzehnte Theater und Film I. 1909–1923. Berlin (DDR) 1958
 Kindlers Literatur-Lexikon. Band 10. München 1974
 Koebner, Thomas: Tendenzen der deutschen Literatur seit 1945. Stuttgart 1971
 Prang, Helmut: Geschichte des Lustspiels. Stuttgart 1968
 Schischkoff, Georgi: Philosophisches Wörterbuch. Stuttgart (19. Aufl.) 1974
 Wiesner, Manfred (Hrsg.): Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. München 1981

B ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN

- DVjs 50 (1976), 4
- Theater der Zeit, 12 (1957), Heft 1
- Wirkendes Wort 18/1968

C ANMERKUNGEN

Sepp Bierbichler Wen kann Kunst erreichen?

Die zentrale Frage, die sich mir sehr bald, nachdem ich begonnen hatte, mich mit Theater zu beschäftigen, stellte, war: Wie ist es möglich, diejenigen der Kunst zugänglich zu machen, die bisher traditionell und potentiell von ihr ausgeschlossen blieben? Da die institutionalisierte Kunst – und am Theater ist es mit am deutlichsten zu sehen, wie sehr Kunst zur Institution wurde dadurch, daß es immer mehr von öffentlichen Geldern abhängig wurde –, da die Kunst also nicht losgelöst geschenkt werden kann von der jeweils herrschenden Politik, auch dort, wo sie sich eindeutig gegen diese verhält, muß die obige Frage ergänzt werden mit der Frage: Wie ist es möglich, denjenigen die Kunst zugänglich zu machen, die bisher von ihr ausgeschlossen blieben? Da die Politik die erste Frage noch nie zufriedenstellend gelöst hat, muß sich, glaube ich, der Künstler mit der zweiten Frage beschäftigen, und das nicht nur aus den naheliegenden kommerziellen Gründen.

Von Goethe gibt es den sinnigen Satz: Wer Kunst und Wissenschaft hat, hat Religion. Wer Kunst und Wissenschaft nicht hat, habe Religion! – Religion ist darin definiert als Fluchtweg für jene, die nicht die Möglichkeit haben, die Gründe des menschlichen Daseins auf der Basis der geschichtlichen Erfahrung zu erforschen und die trotzdem diesem Urtrieb menschlichen Suchens unterworfen sind. Goethes Weisheit ist mittlerweile über 200 Jahre alt und Religion mittlerweile zum Teil ersetzt durch andere Formen der Realitätsflucht. Trotzdem ist seine Bestimmung nicht ungültig. Nur darin kann der tiefere Sinn der Kunst liegen: das Geheimnis unserer Existenz zu entdecken, um sie erträglich zu gestalten nicht nur für uns als Kunstschaufende, sondern, weil wir gesellschaftliche Wesen sind, auch für und mit den anderen. Brecht bezeichnet im „Galilei“ die Wissenschaft als ein Instrument; ihr einziger Sinn kann nur darin bestehen, die Mühsal des menschlichen Lebens zu erleichtern. Ähnlich wie beim Wissenschaftler in seinem speziellen Bereich, ist beim Künstler die Summe der menschlichen Erfahrungen als aus der Geschichte gewonnene Information vorhanden, und sie findet durch die Individualität des Künstlers zu einem neuen, seiner Zeit entsprechenden Ausdruck. Da auch die Individualität des Künstlers geprägt ist von seiner Umgebung, also im wesentlichen auch von der Gesellschaft, in der er lebt, drückt sich in ihm und durch ihn nur aus, was aus der gesamten Gesellschaft auf ihn eindrang. Deshalb ist sein Ausdruck nur von gesellschaftlichem Wert, wenn er wieder in die Gesamtgesellschaft zurückfließt. Diese Erkenntnis müßte das politische Bewußtsein des Künstlers sein, und daraus entsteht auch seine gesellschaftliche Verantwortung.

Wo ist der Trennungsstrich zu ziehen, daß Kunst nicht verkümmert zum Religionsersatz einiger gebildeter Privilegierten? In seiner Feuerbach'schen Religionskritik sagt Marx: „Daß die weltliche Grundlage sich von sich selbst abhebt und sich ein selbständiges Reich in den Wolken fixiert (Marx meint die Religion. Wenn man genau hinhört und sich erinnert an so manches unserer Theaterarbeit, könnte man meinen, er meine doch die Kunst), ist nur aus der Selbstzerrissenheit und Sich-selbstwidersprechen dieser weltlichen Grundlage zu erklären. Diese selbst muß also in sich selbst sowohl in ihrem Widerspruch verstanden als praktisch revolutioniert werden. Also nach dem z. B. die irdische Familie als das Geheimnis der Hl. Familie entdeckt ist, muß nun erstere selbst theoretisch und praktisch vernichtet werden.“

Also: Wenn der Künstler nicht bereit ist, die Ursache allen Schmerzes in der weltlichen Grundlage zu suchen (und dazu gehören die ökonomischen, politischen und ideologischen Bedingungen) und daraus resultierend auch nicht bereit ist, diese weltliche Grundlage auch immer wieder zu zerstören, betreibt er nichts anderes als Religion. Die jeweils Herrschenden in einer Klassengesellschaft ächten die Begriffe „Zerstörung“ und „Vernichtung“, solange bis sie selbst sie in die Tat umsetzen zur Durchsetzung ihrer eigenen Interessen. Sie tun damit nichts anderes als ihre eigenen Herrschaftsansprüche verteidigen und ausbauen. Dazu gehört auch die Aufrechterhaltung einer entsprechenden Ästhetik. Je pluralistischer der Schein eines gesellschaftlichen Systems, desto vielseitiger der ästhetische Ausdruck, in dem es sich widerspiegelt, desto weitläufiger die Grenzen, die dem Künstler gesetzt sind, innerhalb derer er sich bewegen kann, ohne zerstörend und vernichtend zu wirken auf die bestehende weltliche Grundlage. Er überschreitet diese Grenze erst, wenn er den gesellschaftlichen Fortschritt fordert, denn diese Forderung beinhaltet notgedrungen die Beseitigung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse.

Das Bewußtsein schaffen für die Notwendigkeit des gesellschaftlichen Fortschritts heißt, das Bewußtsein bei der ausgebeuteten Klasse schaffen, daß sie ein Recht darauf hat, an den wissenschaftlichen Erkenntnissen der Bewegungsgesetze von Natur und Gesellschaft gleichwertig beteiligt zu sein. Notwendigerweise tritt der Künstler damit in Gegnerschaft zu den Interessen der herrschenden Klasse. Denn wenn er fordert, alle gleichmäßig an den historischen Errungenschaften teilhaben zu lassen, fordert er notwendigerweise die Veränderung der bestehenden Eigentumsverhältnisse, d.h. er fordert die Zerstörung und Vernichtung der bestehenden Eigentumsverhältnisse. Der Künstler hat sich emanzipiert vom Verdacht, Religionslehrer zu sein.

„Die große Wahrheit unseres Zeitalters (mit deren Erkenntnis noch nicht gedient ist, ohne deren Erkenntnis aber keine andere Wahrheit von Belang gefunden werden kann) ist es, daß unser Erdteil in Barbarei versinkt, weil die Eigentumsverhältnisse an den Produktionsmitteln mit Gewalt festgehalten werden.“ Brecht 1937. Dieses Selbstverständnis von Kunst ist in der spätbürgerlichen Gesellschaft nicht populär, d.h.: Der kleine Kreis von Künstlern und Rezipienten sieht in dieser scheinbar vordergründigen Auffassung seinen bewußt oder unbewußt elitären Anspruch auf Erkenntnis vulgarisiert. Ein neueres Stück von Botho Strauß gründet auf dem Gedanken, Shakespeares „Sommernachtstraum“ wirke weiter bis heute und nicht die politischen, ökonomischen, ideologischen Notwendigkeiten bestimmten den Gang der Menschen und Dinge und der Geschichte, sondern: der „Genius eines Kunstwerks“. (Zeitschrift *Theater Heute*)

Dieses Selbstverständnis einer führenden Theaterzeitschrift und eines anerkannten Autors braucht in dieser Zeitschrift, dem Kürbiskern, nicht näher abgehandelt zu werden, es kommentiert sich meines Erachtens selbst. Was hier interessiert, ist die Frage: Wie kann sich ein so eindeutig elitärer Kunstananspruch, der die für einen Großteil der Menschen entscheidenden Lebensbedingungen ausklammert, führend behaupten? Oder anders gefragt: Warum gibt es aus diesen Lebensbereichen keinen kritischen Anspruch an Kunst? Warum ist Kunst, als – im Sinne von Goethe und Marx – Möglichkeit zur Aufhebung der Religion und damit zur wirklichen Erkenntnis der Welt, nicht populär? Aber: Warum wird trotzdem Kunst in wirtschaftlichen Krisenzeiten staatlicherseits reglementiert, gerade auch unter Hinweis auf ihren eli-

tären Charakter? (Aufforderung zur geistigen Wende, Kunsttatbeschneidungen, „Fall“ Achternbusch etc.)

Einer der Wesenszüge von Kunst ist ihr Anspruch auf Humanität. Zweifelsohne auch, und ganz besonders, im Rahmen der elitären Kunstauffassung. Dieser humane Charakter von Kunst tritt je deutlicher zutage, je inhumaner sich die gesellschaftlichen Verhältnisse entwickeln, je mehr sich im Kapitalismus der Widerspruch zwischen vergesellschafteter Produktion und privater Aneignung der Produkte auswächst. In einer solchen Situation ist es der in Beweisnot geratenen herrschenden Klasse durchaus möglich, auf der Suche nach einem Feindbild fündig zu werden im Bereich der geisteswissenschaftlichen Tätigkeit, gerade wegen ihres elitären Charakters und daraus resultierend ihrer minderen Popularität. Schon zur Zeit der bayerischen Räterepublik wurden „landfremde Elemente“ und „der Jude“ von der Konterrevolution als die geistigen Führer des Aufbegehrens hervorgehoben. Nicht-körperliche Arbeit, die Beschäftigung mit geistiger Arbeit, wurde zur Faulheit des Juden, der auf Kosten der körperlich Arbeitenden existiert, umgekehrt und von den Nazis als ein wesentlicher Hinweis auf die Entartung des Juden übernommen, womit jener Begriff geboren war, der auch heute wieder aus berufenen Mündern Auferstehung feiert. Die Hetze der zwanziger Jahre gipfelte in der Bücherverbrennung 1933. Bei den Gedenkfeiern im Jahr 1983 wurde die Angst der Nazis vor geistiger Aufklärung als Ursache dafür genannt. Mir scheint das nur der halbe Aspekt zu sein. Vielmehr scheint es sich auch um eine Werbeaktion gehandelt zu haben, deren Grundgedanke durchaus in der Naziideologie zu finden ist. Aber wo kein Bedürfnis und wo keine Unentschiedenheit, ist auch kein Boden für Werbung. Das Bedürfnis nach einem Schuldigen für das wirtschaftliche Chaos war vorhanden, die Unentschiedenheit ausgedrückt im Wahlergebnis.

Nachgewiesenermaßen verhielt sich der Großteil der Arbeiterschaft gleichgültig zur Bücherverbrennung, wenngleich sie auch nicht als die Vollziehende der faschistischen Aktion in Erscheinung trat. Es ist auch kein Zufall, daß ausgerechnet jener Teil der Bevölkerung diesen Akt ausführte, der immer als die kommende Elite bezeichnet wird, nämlich die Studentenschaft. Die junge geistige Elite ist es, die sich durch die Werke des Geistes ständig konfrontiert und – logischerweise – auch kritisiert sieht. Ein leichter Anstoß von oben genügte, von den bürgerlichen Medien von langer Hand vorbereitet, um die Abkömmlinge der herrschenden Klasse dazu zu bringen, sich von der Unruhe zu befreien, die in den Jungen erzeugt wird dadurch, daß die von der eigenen Klasse angebotene Erziehung ständig Kritik erfährt von einer kleinen Elite aus den eigenen Kreisen. Auch die Tatsache, daß es sich bei Studenten um geistig Arbeitende handelt, widerspricht nicht dem hier behaupteten Fakt. Die Masse der Studierenden wird später in der Arbeitswelt integriert, lediglich auf „höherem Niveau“, aber mit den gleichen Versprechungen wie die Arbeiterschaft im Kapitalismus. Die Erziehung zielt darauf ab, diesen Unterschied von geistiger und körperlicher Arbeit als notwendig anzuerkennen. Gelegentliche Anfeindungen von unten nach oben nehmen keinen Klassenkampfcharakter an, sondern bleiben auf der Ebene von Frozzerei und gelegentlichem Verächtlichmachen zur instinktiven Selbstaufwertung.

Das Verhältnis der Arbeiterschaft zu den geistigen Tätigkeiten – die Kunst muß als zugehörig betrachtet werden – hingegen kann, wenn die herrschende Klasse in Beweisnot gerät, sehr leicht und seicht gestört werden, indem diese Art von Tätigkeit

als eine der Arbeitswelt fremde, durch ihre schwer nachweisbare Produktivität parasitäre, Tätigkeit vermittelt wird. Die Geschichte beweist es und die Gegenwart erinnert an die Geschichte. Die Krise macht den Juden zum Ausbeuter und den Türken zum Jobkiller – durch geringe Verfälschungen vom Arbeitslosen leicht einsehbar – und die Fremdheit der geistigen Erkenntnis und deren elitäre Mitteilungsform macht den Schriftsteller zum Juden-, sein Verständnis für die Belange des Ausländers den Künstler zum Türkenfreund. Was zählt, ist nicht allein die Gefahr, die ausgeht von geistiger Aufklärung für die Klassenherrschaft, sondern vor allem auch die Fremdheit zwischen Arbeitenden und Denkenden, der Trennungsstrich zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Beziehungslosigkeit zwischen Geist und Körper, die verhindert, daß Aufklärung fruchtbaren Boden findet.

Die Aufhebung dieser Trennung kann nur in einem revolutionären Prozeß geleistet werden, d. h. die körperlich Arbeitenden werden im Erkennen ihres Ausgeschlossenenseins von wissenschaftlichen, geistigen Erkenntnissen die Teilnahme an den historischen Errungenschaften selbst tätig einfordern. Dieser Erkennungsprozeß kann und muß aber von den geistig Arbeitenden mit eingeleitet werden, in dem sie fragen: Wie ist es möglich, denjenigen die Kunst (und die Wissenschaft) zugänglich zu machen, die bisher von ihr ausgeschlossen blieben? Anstatt sich in Krisensituationen zu verlieren und sich zu verausgaben in der Abwehr der Sanktionen, müßten die Anstrengungen verlagert werden auf die Suche nach populären Ausdrucksmiteln. So gräßlich das einer ästhetisierten Künstlerseele aufstoßen mag, sie mag sich trösten damit, daß es sich hierbei wiederum „nur“ um die Suche nach einer neuen, weiterführenden Ästhetik handelt. Ein künstlerisches Herangehen an die Welt der Arbeit aber ist nur möglich, wenn die ökonomischen, politischen und ideologischen Bedingungen einer Gesellschaft studiert und der körperliche Arbeitsprozeß als eine sinnliche Tätigkeit anerkannt wird, und wenn in Anlehnung an Marx, das Miteinander von Denken und Sinnlichkeit genauso wie das Zueinanderkommen von Sinnlichkeit und Denken betrieben wird. Wer allerdings weiterhin glaubt, Kunst könne nur elitär sein, wird sich diesem Gedanken nicht anschließen können. Er wird verkommen in seiner Kunst wie jede Philosophie in ihrem Wolkenkuckucksheim, die glaubt auf Marx verzichten zu können. Und wer glaubt, jener Kunstauffassung, die sich die Arbeitswelt zum Thema macht, mangele es an der nötigen Intelligenz zum Erkennen und Begreifen der sogenannten zeitlosen Zusammenhänge, dem sei folgendes gesagt: Intelligenz ist die Fähigkeit, sich in der materiellen und geistigen Umgebung schneller zurechtzufinden als andere. Dazu bedarf es einer bewußten oder instinktiven Kenntnis der Dinge. Dabei spielt es zunächst keine Rolle, ob der Drang nach Erkenntnis vom Ausloten des eigenen Vorteils zuungunsten anderer bestimmt wird, oder ob dieser Drang auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft insgesamt orientiert. Die verschiedenen Interessen stehen sich lediglich gegenüber. Die stärkere Kraft bestimmt den Zeitablauf der Geschichte, nicht aber den Geschichtsablauf schlechthin. Die Dummheit schlägt sich allemal auf die Seite der Ausbeutung. Die Geschichte aber wird diktiert vom Sieg der Ausgebeuteten über die Ausbeuter. (Ein anderer Ausgang brächte den Untergang und damit das Ende der Menschheitsgeschichte.) Die Geschichte urteilt demnach über die Qualität der Intelligenz. Intelligenz, wenn sie auf der Suche nach den Zusammenhängen den unaufliebaren Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft und deren Abhängigkeit von ökonomischen, politischen, ideologischen Bedingungen mißachtet, um

einiger verlockender (aber vorübergehender) Vorteile willen, ist verendende Intelligenz. In ihrer Gesamtheit ist sie die ausgehende Kultur der herrschenden Klasse. In der elitären Kunstauffassung wird sie so oft als Qualität mißverstanden.

„... Herakles aber zog Linos, dem Lehrer, der seinem Schüler weismachen wollte, die einzige Freiheit, die es gäbe, sei die Freiheit der Kunst, den Hut so hart über die Augen, daß ihm das Nasenbein brach, und als der Magister weiterhin behauptete, die Kunst sei zu allen Zeiten unabhängig von den jeweiligen Wirrnissen zu genießen, steckte er ihn kopfüber in die Jauchegrube und ertränkte ihn, zum Beweis, daß waffenlose Schöngeistigkeit einfachster Gewalt nicht standhalten kann.“ (Peter Weiss, Ästhetik des Widerstands.)

Möge der Blitz des Erkennens einschlagen in die Gehirne der Geistesmenschen, auf daß uns der Tod in der atomaren Jauchegrube erspart bleibe.

Erasmus Schöfer

Vom Nutzen des Zweifels oder: Er hat Vorschläge gemacht

Bert Brecht – das größte künstlerische Genie unserer Sprache in diesem Jahrhundert. Eine solche Feststellung muß 65 Jahre nach seiner Geburt nicht mehr belegt werden. Für die Nachgeborenen Einschüchterung, Entmutigung, wenn sie sich an den künstlerischen Leistungen des kommunistischen Dichters orientieren wollten. Uneinholbar, was in außergewöhnlichen Umständen und mit außerordentlicher Begabung für die deutsche Literatur erarbeitet wurde. Doch das Genie hatte auch Methode, d. h. mehr als Fleiß und Gelegenheit. Da ließe sich vielleicht doch profitieren, für Kunst und Kampf?

Erster Schritt: Brecht hat die große Methode, die Dialektik, in die Literatur eingeführt. Besser: Er hat sie in der Literatur sichtbar gemacht, zum Ausdruck gebracht. (Da die Dialektik die der Wirklichkeit angemessene Denkmethode der Marxisten ist, kann man Brecht auch den größten marxistischen deutschen Dichter nennen oder, tautologisch, den am tiefsten in die Wirklichkeit forschenden Realisten.)

Die Dialektik ist allerdings eine schwierige, oft unbequeme Methode der produktiven Erfassung von Wirklichkeit, der auch Marxisten zuweilen nur theoretisch gewachsen sind. Es liegt den Menschen, zumindest unseres Kulturreises, näher, nach unverträglichen Bezugspunkten und Gewißheiten zu suchen und, wenn solche in der Wirklichkeit nicht zu finden sind, sie zu erfinden und an sie zu glauben. Die abendländische Metaphysik und Religion, die in der Vielfalt der sich historisch wandelnden Erscheinungen das Unveränderliche, Unbezweifbare suchte und behauptete, steckt auch uns Marxisten tief in der Großhirnrinde. Anders sind bestimmte Erscheinungen in der Geschichte der marxistischen Arbeiterbewegung kaum zu erklären: das Einfordern von Glauben an ein mal gewonnene Erkenntnisse und Lehrsätze; das Abschirmen gegen unbequeme wissenschaftliche Forschungsergebnisse; das unbefragte Hinnehmen von Denkgewohnheiten und überlieferten Verfahrensweisen in der politischen Praxis; die unterschiedlichen Formen des Personenkults.

Die Forderung der Prinzipienfestigkeit, die Marxisten an sich stellen, ist begründet als Schranke vor Opportunismus und Wankelmutter, doch sie birgt auch die Gefahr, in Orthodoxy und Starrheit umzuschlagen, wenn sie das oberste marxistische Denkprinzip, eben diese bewegliche, sich nicht beruhigende dialektische Methode, auf sich selbst anzuwenden vergißt.

Zweiter Schritt: Der marxistische Dichter Brecht, die Gefahren solcher Haltung für jede Zukunftgerichtete Praxis – ob in der Kunst, Politik oder Wissenschaft – kennend, hat daher einen Bestandteil der Großen Methode noch besonders hervorgehoben, ohne den kein revolutionärer Lehrer und kein bedeutender Wissenschaftler zu denken ist: den Zweifel. Lion Feuchtwanger, Freund und Kollege Brechts aus gemeinsamer Arbeit in München und im kalifornischen Exil, hat 1957 in seinem Nachruf bestätigt, daß Brecht nicht nur von Zweifel redete, sondern daß der eine entscheidende methodische Voraussetzung für die Leistungen seines Werkes war:

Er hörte denn auch begierig auf Vorschläge und Einwände und ging, wann immer Zweifel und Ratschläge ihm einleuchteten, sogleich daran, das Geschaffene zum tausendhundertsten Male zu überarbeiten, selbst wenn das bedeutete, daß er's von den Fundamenten her neu bauen mußte.

Brecht hat in zwei Gedichten, „Lob des Zweifels“ und „Der Zweifler“, die grundlegende Notwendigkeit des Zweifels dargestellt und zugleich auch hier, wie deutlich sichtbar, die dialektische Schweise angewandt.

*Gelobt sei der Zweifel! Ich rate euch, begrüßt mir/ Heiter und mit Achtung den/ Der euer Wort wie einen schlechten Pfennig prüft!/ Ich wollte, ihr wäret weise und gäbt/ Euer Wort nicht allzu zuversichtlich. /.../ Da sind die Unbedenklichen, die niemals zweifeln. // Ihre Ver-
dauung ist glänzend, ihr Urteil unfehlbar. / Sie glauben nicht den Fakten, sie glauben nur sich. Im Notfall/ Müssen die Fakten dran glauben. Ihre Geduld mit sich selber / ist unbegrenzt. Auf Argumente/ hören sie mit dem Ohr des Spitzels. // Den Unbedenklichen, die niemals zweifeln/ Begegnen die Bedenklichen, die niemals handeln/ Sie zweifeln nicht, um zur Entscheidung zu kommen, sondern/ Um der Entscheidung auszuweichen. /.../ Freilich, wenn ihr den Zweifel lobt / So lobt nicht! Das Zweifeln, das ein Verzweifeln ist! // Was hilft Zweifeln können dem / Der sich nicht entschließen kann! / Falsch mag handeln / Der sich mit zu wenigen Gründen begnügt / Aber untätig bleibt in der Gefahr / Der zu viele braucht. //*

Im Gedicht „Der Zweifler“ läßt Brecht den chinesischen Philosophen noch konkreter die eigene Arbeit beispielhaft in Frage stellen:

Ob ihr es aber gut gesagt und euch nicht etwa / Auf die Wahrheit verlassen habt dessen, was ihr gesagt habt. / Ob es nicht vieldeutig ist, für jeden möglichen Irrtum / Tragt ihr die Schuld. Es kann auch eindeutig sein / Und den Widerspruch aus den Dingen entfernen; ist es zu eindeutig? / Dann ist es unbrauchbar, was ihr sagt. Euer Ding ist dann leblos. / Seid Ihr wirklich im Fluß des Geschehens? Einverstanden mit/ Allem, was wird? Werdet ihr noch? Wer seid ihr? Zu wem/ Sprecht ihr? Wem nützt, was ihr sagt?

Der Kontext dieser Zeilen verdeutlicht: Nicht um das Befragen einer unfertigen, vorläufigen Arbeit handelt es sich, sondern um das Bezwifeln von mühsam erzielten Ergebnissen, und es handelt sich ebensowenig um ein bloßes, rhetorisches Fragen – das Gedicht endet: „Nachdenklich betrachteten wir mit Neugier den Zweifelnden/ Blauen Mann auf der Leinwand, sahen uns an und/Begannen von vorne.“ Es ist bekannt, daß Brecht seine Inszenierungen unerschöpflich probte, aber auch nach der Aufführung noch weiter bearbeitete. Was für Kunstwerke gelten soll, sei auf den politischen Klassenkampf, auf Situationen von Gefahr und Bedrohung, nicht einfach übersetzbare? Brecht sah die Dialektik: „Was hilft zweifeln können dem, der sich nicht entschließen kann“. Doch kann Gefahr auch erfunden oder vergrößert werden, um den Mühen des Zweifelns zu entgehen.

Dritter Schritt: Es gibt ein andres Lobgedicht Brechts, in dem eine weitere, oft mühsame Pflicht des Kommunisten (und Künstlers) entwickelt wird: Das „Lob des Lernens“ aus dem Stück „Die Mutter“. Wer gut zweifeln will, muß gut lernen wollen. Auch dies ein Satz nach der Großen Methode zu lesen.

Me-ti nannte jene Art von Erkenntnis die beste, welche Schneebällen gleicht. Diese können gute Waffen sein, aber man kann sie nicht zu lange aufbewahren. Sie halten sich auch zum Beispiel nicht in der Tasche.

Bert Brecht, der unbequeme Dichter. Nicht nur für seine Feinde.

Ernst Schumacher Brecht und der Frieden

„Brecht und der Frieden“ – das dialektische Verhältnis zwischen Historizität und Aktualität tritt bei diesem Thema besonders scharf hervor. Die Besonderheit besteht darin, daß von dieser Sache jeder betroffen ist, gleichgültig, ob er will oder nicht, ob es ihm gefällt oder nicht gefällt, ist es doch so,

„daß die Gefahren für den Frieden angewachsen sind und es notwendig ist, der Zusitzung der internationalen Lage entgegenzuwirken. (...) Das Wettrüsten erreicht eine qualitativ neue, weit aus gefährlichere Phase, da es alle Arten von Rüstungen – nukleare wie konventionelle –, alle Arten militärischer Aktivität und praktisch alle Gebiete der Welt erfaßt. (...) Die Gefahr eines Krieges, vor allem eines Kernwaffenkrieges, nimmt zu.“¹

Brechts politisch-gesellschaftliche Bewußtwerdung wurde durch den ersten imperialistischen Weltkrieg von 1914 bis 1918 ausgelöst. Die schließliche Ablehnung und Verurteilung dieses Völkermordes war bei Brecht nicht nur emotional wie bei vielen expressionistischen Zeitgenossen, sondern auch rational, nach den Ursachen fragend. Die Schlüsselerkenntnis war:

„Es gab ein Volk, das den Krieg verlor, und es gab zugleich Kriegsgewinner. Es gab überall Kriegsgewinner, und es gab nirgends ein Volk, das den Krieg gewann.“²

Erst das Studium der Werke von Marx und Lenin, das er um 1927, also fast ein Jahrzehnt nach der welthistorischen Wende, der Sozialistischen Oktoberrevolution, aufnahm, ließ ihn die Grundlage für den vergangenen und zu befürchtende neue Kriege verstehen. Brechts spontane Erkenntnis, daß es eine Mehrheit von Kriegsverlierern und eine Minderheit von Kriegsgewinnlern bei allen Völkern gab, wurde aufgehoben in der Erkenntnis vom Klassencharakter der Gesellschaft.

Brecht machte sich beim Studium des historischen Materialismus zwei Auffassungen, wie sie Lenin vertrat, voll und ganz zu eigen. Die erste: „Der Krieg ist kein Widerspruch zu den Grundlagen des Privateigentums, sondern er ist das direkte und unvermeidliche Entwicklungsergebnis dieser Grundlagen.“³

Die zweite lautet: „Es gibt kein anderes Entrinnen aus dem imperialistischen Krieg und aus dem ihn unvermeidlich erzeugenden imperialistischen Frieden, aus der imperialistischen Welt – es gibt kein anderes Entrinnen aus dieser Hölle als durch den bolschewistischen Kampf und durch die bolschewistische Revolution.“⁴

Die erstgenannte Bestimmung der Ursachen imperialistischer Kriege wurde von Brecht im künstlerischen Werk wie in politischen Äußerungen immer zu einem Grund-Satz gemacht. So trug er sie auch in die Diskussionen auf dem I. Internationalen Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur in Paris im Jahre 1935 hin ein: „Kameraden, denken wir nach über die Wurzel der Übel!“ Zur Antwort verwies er auf die „große Lehre“, die sagt, „daß die Wurzel aller Übel unsere Eigentumsverhältnisse sind“.⁵ Warum diese Hervorhebung der Überzeugung Brechts über die Ursachen der Kriege? Im Sommer 1981 erging der „Friedensappell der Schriftsteller Europas“, initiiert von fortschrittlichen Autoren der Bundesrepublik Deutschland, unterstützt von den sozialistischen Schriftstellern der DDR, ange-sichts der „besonderen Verpflichtung der Deutschen, sich nach zwei von Deutsch-

land ausgangenen Weltkriegen endlich einmal nicht für Gewalt und Zerstörung, sondern über alles sie sonst Trennende hinweg für die Erhaltung des Friedens einzusetzen“, wie Bernt Engelmann das Zustandekommen dieses „Appells“ erläuterte.⁶ Um eine „zumindest gedankliche Lösung“ „der gigantischen Probleme“, um die es heute bei der Abwehr eines neuen Krieges und der Sicherung des Friedens geht, zu erreichen, kamen Schriftstellerentreffen in der Hauptstadt der DDR, Berlin (Dezember 1981), in Den Haag (März 1982), in Köln (Juni 1982) und in Sofia (Oktober 1982) zustande. Sie können als Fortsetzung der Kongresse zur Verteidigung der Kultur in den dreißiger und vierziger Jahren (nach Beendigung des zweiten Weltkrieges) betrachtet werden. Das historisch Bedeutsame bestand und besteht weiterhin darin, daß „die Meister der Kultur“, die von Gorki einst gefragt worden waren und gefragt bleiben, mit wem sie seien, sich einig waren gegen das Wettrüsten, gegen die Aufstellung weiterer Nuklearwaffen in Europa, gegen die US-imperialistische Militärdoktrin des atomaren „Erstschlags“, einig in der Forderung nach „politischen Lösungen (...), die der Entspannung dienen, die Rüstungen vermindern und das Gleichgewicht des Schreckens durch eine gegenseitige Sicherheitsgarantie ersetzen“.⁷ Über die gesellschaftlichen Zusammenhänge wurde nur in geringem Maße gesprochen, am stärksten noch während der „Berliner Begegnung“, auf der vor allem Klaus Fuchs und Gerhard Kade (Westberlin) auf die gesellschaftlichen Ursachen für das Wettrüsten eingingen und nachwiesen, daß die sozialistischen Produktionsverhältnisse ein Interesse an Rüstung und daraus resultierenden Kriegen ausschließen, während die kapitalistischen Produktionsverhältnisse sie fortwährend bis zur letzten Konsequenz gebieten. Klaus und Kade kamen zur Folgerung, daß das Wettrüsten ständig von US-amerikanischer Seite ausging und die Sowjetunion bei der Entwicklung neuer Waffensysteme bis auf den heutigen Tag erst nachzog, ständig aber Vorschläge für Abrüstung, Begrenzung insbesondere der atomaren Rüstung, für Entspannung und friedliche Koexistenz machte. So konkret wollten viele die historische Wahrheit nicht haben! So historisch bedeutsam es ist, daß sich der „alten“ und vor allem der „neuen“ Friedensbewegung auch und gerade Künstler und Wissenschaftler als „Wortführer“ zur Verfügung gestellt haben; so sehr sich darin (im Vergleich zu den sechziger und siebziger Jahren) eine Politisierung ihres Bewußtseins ausdrückt – die eigentliche Erkenntnis hat die Mehrheit von ihnen erst noch zu vollziehen, die Brecht eben schon Ende der zwanziger Jahre in seiner politische Selbstverständigung vollzogen hat.

Natürlich ist diese Grunderkenntnis der Ursachen der Kriege keine Voraussetzung dafür, aktiv für den Frieden zu kämpfen; aber erst mit ihr und aus ihr kann voll begriffen werden, was einen Frieden auf Dauer, einen „ewigen Frieden“ sichert. Wenn Lenin zu der Schlußfolgerung kam, „daß die proletarische Weltrevolution als einzige Rettung vor den Schrecken des Weltkrieges“⁸ anzusehen sei, so stimmte Brecht dieser Forderung inhaltlich voll zu. Das schloß die Anerkennung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken als des mächtigsten Bollwerks gegen das internationale Monopolkapital wie als Hort der Weltrevolution ein. Wie schlägt sich das im künstlerischen Werk nieder? Bei der Überarbeitung und den Neuinszenierungen des noch aus Brechts „vormarxistischer“ Zeit stammenden Stücks „Mann ist Mann“ wurde die „Umfunktionierung“ des harmlosen Packers Galy Gay in eine „menschliche Kampfmaschine“ in einem imperialistischen Kolonialkrieg immer stärker herausgearbeitet.⁹ In der „Heiligen Johanna der Schlacht-

höfe“ nahm Brecht Bezug auf die Herausbildung des Monopolkapitals und ließ die Helden, die am Reformismus scheitert, zur Erkenntnis gelangen: „Es hilft nur Gewalt, wo Gewalt herrscht.“¹⁰ Die Romanvorlage „Die Mutter“ von Maxim Gorki führten Brecht und seine Mitarbeiter Dudow, Eisler und Weissenborn bewußt bis zum imperialistischen Weltkrieg weiter, um zu zeigen, daß diesem Verbrechen nur durch den organisierten Klassenkampf, gipfelnd in der proletarischen Revolution, ein Ende gemacht werden kann. Das Greuelmärchen „Die Rundköpfe und die Spitzköpfe“ machte nicht nur anschaulich, daß der Rassenkampf der Nazis eine Form des Klassenkampfes war, sondern daß die Zerschlagung der „Sichel“, sprich der kommunistischen Bewegung, der Herstellung des „Burgfriedens“ im Innern diente, um zum imperialistischen Eroberungskrieg übergehen zu können.

Die Verwirklichung der proletarischen Weltrevolution in Einheit mit den nationalen und sozialen Befreiungsbewegungen in den Kolonien und Halbkolonien zur Herstellung des Weltfriedens erwies sich jedoch als wesentlich langwieriger und komplizierter, als es Lenin annahm. Die Novemberrevolution in Deutschland führte nicht zur Beseitigung des Kapitalismus. Das Monopolkapital schuf sich im Faschismus eine neue Form der Klassenherrschaft als „offene terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals“.¹¹

Damit erhöhte sich die Kriegsgefahr aufs äußerste, zugleich aber ergaben sich neue Möglichkeiten breiter antifaschistischer Bündnisse sowohl im nationalen wie im internationalen Maßstab. Mit ihrem Zustandekommen – und darauf waren alle außenpolitischen Anstrengungen der Sowjetunion gerichtet – wäre es möglich gewesen, die Lösung „Gegen Faschismus und Krieg“ rechtzeitig zu verwirklichen, den zweiten Weltkrieg zu verhindern. Das scheiterte am Verhalten der Westmächte. Dennoch erwies sich diese Generallinie, historisch gesehen, nicht nur als richtig, sondern letztlich, wenn auch mit großen Widersprüchen, als erfolgreich. Der Höhepunkt der Bewährung war die Anti-Hitler-Koalition der kapitalistischen Mächte, repräsentiert in Großbritannien und den USA, mit der sozialistischen Sowjetunion. Nach dem Sieg über den Faschismus in Europa und in Asien bildete sich ein neues Zentrum des Kapitalismus, damit des Imperialismus, heraus, das nach Lage der Dinge nur die Vereinigten Staaten von Amerika sein konnten. Ihren Anspruch auf die Weltherrschaft taten diese Imperialisten bereits vor Ende des zweiten Weltkriegs mit dem Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki kund. Die Beendigung des zweiten Weltkrieges bedeutete die Herstellung eines nur instabilen Friedenszustandes, gekennzeichnet durch „kleine Kriege“ und „Stellvertreterkriege“, immer wieder verstanden und geführt als „kalter Krieg“ und als „Wirtschaftskrieg“, und in den achtziger Jahren gekennzeichnet durch die Gefahr eines dritten Weltkrieges, den die USA-Führer mit der zynischen Erklärung des langjährigen NATO-Oberbefehlshabers und nachmaligen Außenministers Haig rechtfertigen, es gebe „Wichtigeres als den Frieden“. Brechts politische Selbstverständigung und künstlerische Selbstverwirklichung erfolgten nach der Machtergreifung der Nazis in Deutschland, in den Jahren des Exils, das für ihn bis 1948 währt, und während der acht Jahre, die er noch im ersten Staat der Arbeiter und Bauern auf deutschem Boden leben konnte, gerade in der Auseinandersetzung mit der Krieg-Frieden-Problematik. Sein Mitstreitertum gegen den

Faschismus bestand vor allem in der Beständigkeit des Nachweises, daß der Faschismus mit einem neuen Weltkrieg schwanger gehe.

„Völker, die innerlich so aufgebaut sind wie die unsern, nämlich kapitalistisch, brauchen tatsächlich Kriege, um existieren zu können“,¹² lautete Brechts Schlußfolgerung aus dem Nachdenken „Über die Frage des Krieges“. Die Bildung von Volksfronten zum Kampf gegen Faschismus und Krieg machte die Bündnisfrage zu einem erstrangigen Problem. Dabei konnte es sich nicht nur um das Zusammensehen und Zusammenstehen der traditionellen Arbeiterparteien handeln. So sah Brecht eine besondere Aufgabe darin, die Intelligenz zu Bündnispartnern zu gewinnen, und hier wiederum die wissenschaftliche nicht weniger als die künstlerische. Springpunkt wurde die Stellung der Intelligenz zu Krieg und Frieden: ob die technische und wissenschaftliche Intelligenz von „Kopfarbeitern“ zu „Kopflangern“ der imperialistischen Kräfte werden und ihre Kriegsmaschinerie bedienen oder nicht. Zu einer Schlüsselfrage im Kampf gegen Faschismus und Krieg wurde für Brechts Verständnis der politischen Entwicklung immer stärker die Stellung zur Sowjetunion. Der erste Staat der Arbeiter und Bauern in der Geschichte wurde gerade in dem Maß, wie der Faschismus in Mitteleuropa sich festigte und daran ging, die „Neuordnung Europas“ in seinem Sinne durch Krieg zu betreiben, zum Bollwerk gegen diesen Krieg. Die Entartung der sozialistischen Demokratie unter dem Personenkult Stalins konnte an dieser Grundbewertung der historischen Rolle der Sowjetunion nichts ändern. Den Nichtangriffspakt zwischen der Sowjetunion und Nazi-Deutschland begriff Brecht rascher als viele andere als den Versuch des sozialistischen Staates, sich aus dem inzwischen unvermeidlich gewordenen imperialistischen Krieg so lange wie möglich herauszuhalten und Zeit für die Organisierung der Abwehr zu gewinnen. Der Krieg, den die Sowjetunion schließlich gegen die faschistischen Invasoren führen mußte, war in Brechts Augen sowohl die zweite „Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes“¹³ vor den Deutschen, zu der Lenin erstmals aufgerufen hatte, als auch ein Krieg zur Befreiung der Völker, auch des deutschen Volkes, vom Joch des Faschismus. Im künstlerischen Werk Brechts treten im Kampf gegen Faschismus und Krieg deutlich zwei Formen hervor: einmal die operativen, die auf den unmittelbar zu führenden Kampf Einfluß nehmen können und wollen, und solche Formen, die nur mittelbaren Aktualitäts-, dafür aber einen Epochenzug haben. Zu den letzteren gehören vor allem auch parabolische und hyperbolische Formen mit starken Verfremdungsmitteln. Was die ersten betrifft, genügt es, im dramatischen Bereich auf die Szenenfolge „Furcht und Elend des Dritten Reiches“ zu verweisen, die die Unterdrückung im Innern als Vorbereitung eines neuen imperialistischen Krieges erscheinen läßt.

„Die Gewehre der Frau Carrar“ sollten die Entscheidung der Fischersfrau zum bewaffneten Kampf gegen die faschistischen Generäle anschaulich lehren. Historisch verfremdet, war „Mutter Courage und ihre Kinder“ am Vorabend des zweiten Weltkrieges dazu gedacht, den kleinen Leuten klarzumachen, daß sie keinen Gewinn an diesem Krieg haben können. In „Leben des Galilei“ die Anleitung zum Handeln für die Intellektuellen, die zeitweilig zu „Kopflangern“ des Regimes geworden waren, illegal zu kämpfen. Im „Aufhaltsamen Aufstieg des Arturo Ui“ die satirische Abstrafung und Bloßstellung der neuen „Herrenmenschen“, die sich nach dem Sieg über Frankreich bereits als Herren der Welt fühlten, als gewöhnliche Verbrecher. „Die Gesichte der Simone Machard“ das erste Widerstandsstück, bezug-

nehmend auf die französische Résistance. Im „Kaukasischen Kreidekreis“ nicht nur die Hommage an die sowjetischen Väterlandsverteidiger, sondern die gleichnishaft Bewußtmachung, worum es letztendlich gehen mußte und muß:

„Daß da gehören soll, was da ist, denen, die für es gut sind.“¹⁴ 1947 dann „Der anarchistische Zug oder Freiheit und Democracy“ mit der Vision vom „Riesentotenwagen“. Und danach die Bitte „An meine Landsleute“:

„Ihr, die ihr überlebtet in gestorbenen Städten
Habt doch nun endlich mit euch selbst Erbarmen!
Zieht nun in neue Kriege nicht, ihr Armen
Als ob die alten nicht gelanget hätten:
Ich bitte euch, habt mit euch selbst Erbarmen!“¹⁵

Allen künstlerischen Appellationen zugrunde liegt immer wieder der Verweis, daß Krieg und Frieden eine Frage der Eigentumsverhältnisse und des Klassenkampfes sind und daß die Stärke des Friedens letztlich von der Stärke der sozialistischen Kräfte und Mächte abhängt. Von welthistorischer Bedeutung erschien Brecht gerade in diesem Zusammenhang die Gründung der Volksrepublik China im Oktober 1949. Im gleichen Monat wurde auch die Deutsche Demokratische Republik gegründet, der Staat, in dem die Eigentumsverhältnisse von Grund auf geändert wurden. Diesem ersten Staat der Arbeiter und Bauern auf deutschem Boden, von Brecht als erster deutscher Friedensstaat empfunden, gab er mit den „Tagen der Commune“ die Botschaft mit auf den geschichtlichen Weg, die errungene Volksmacht gerade durch die Mobilisierung der Volkskräfte zu behaupten und zu entfalten. Die Äußerung der Figur des Deputierten Langevin kann als die Überzeugung für Brecht war der Kampf gegen die Remilitarisierung der BRD Teil eines Kampfes, den es im Weltmaßstab gegen die Drohung eines neuen, eines dritten Weltkrieges zu führen galt, der seine Ursachen im Bestreben der neuen Führungsmacht des Kapitalismus und Imperialismus hatte und hat, ihre Weltherrschaftsansprüche zu behaupten und die Kräfte des Sozialismus und Kommunismus „zurückzurollen“, letztlich „auszulöschen“.

Dabei erkannte Brecht frühzeitig, daß mit Erfindung und Anwendung der Atomwaffe die viel apostrophierte Kennzeichnung des Krieges als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ einen Qualitätsumschlag erfuhr: Die Potenzierung der Vernichtungskräfte läßt sich mit keinem angestrebten politischen Ziel mehr in ein angemessenes Verhältnis bringen. Wer diese Waffen einsetzt, führt Krieg als Völkermord, heute als Menschheitsmord.

Bereits in seiner nicht zur Verlesung gekommenen „Anrede an den Kongreß für unamerikanische Betätigungen“ im Oktober 1947 kam Brecht zum Schluß:

„Große Kriege sind erlitten worden, größere stehen, wie wir hören, bevor. Einer von ihnen mag sehr wohl die Menschheit in Gänze verschlingen. Wir mögen das letzte Geschlecht der Spezies Mensch auf dieser Erde sein.“¹⁶

Brecht fühlte in diesen Jahren seinen gesellschaftlichen Auftrag gerade darin, als Künstler Warner vor der Eskalation des Wettrüstens zu sein, das der amerikanische Imperialismus mit der Weisung des Präsidenten Truman zum Bau der Wasserstoffbombe ausgelöst hatte. Sinnträgter ließ sich die Warnung nicht ins sprachliche Bild bringen, als in jener Sentenz, mit der Brecht seinen „Offenen Brief an die deutschen Künstler und Schriftsteller“ vom September 1951 beschloß:

„Das große Carthago führte drei Kriege. Es war noch mächtig nach dem ersten,

noch bewohnbar nach dem zweiten. Es war nicht mehr auffindbar nach dem dritten.“²⁰

Der zeitgenössische Bezug mochte damals auf Deutschland genommen sein; heute steht die ganze Welt für dieses Carthago.

Diese Warnungen gab Brecht nicht nur als Menetekel: sie waren sein aktiver Beitrag zur Friedensbewegung und bestimmt, Massen mobilisieren zu helfen. Brecht hat sich bekanntlich organisatorisch nicht in der Arbeiterbewegung gebunden. Aber in den fünfziger Jahren war er führendes Mitglied des Deutschen Friedensrates und des Weltfriedensrates, der 1950 in Warschau gegründet worden war, um über diese Organisationen Millionen Menschen zu erreichen:

„Die Millionen in allen fünf Erdteilen müssen von der ungeheuren Gefahr verständigt werden.“²¹

Brecht war zutiefst beunruhigt über das, was Lenin als die schreckliche „Macht der Gewohnheit“ bezeichnet hatte:

„Das Gedächtnis der Menschheit für erduldete Leiden ist erstaunlich kurz. Ihre Vorstellungsgabe für kommende Leiden ist fast noch geringer.“²³

„Diese Abgestumpftheit ist es“, so folgerte er, „die wir zu bekämpfen haben, ihr äußerster Grad ist der Tod.“²⁴

Die „abgestumpfte Phantasie wieder beleben“²⁵ – darin sah er eine ganz wesentliche Aufgabe, den Schlüssel dafür, daß die „Millionen der Betroffenen“²⁶ sich zur Wehr setzen.

Die Aktionen an der Basis, vom Geldsammeln über Aufklärung, Reden mit den Menschen, bis zu Demonstrationen, waren für Brecht die Voraussetzung dafür, daß politische Aktivitäten auf höherer Ebene Erfolg haben können. Die Bündnisfrage wurde gerade im Kampf um den Frieden entscheidend. Auf dieser Stufe gewann Brechts Einsicht aus den dreißiger Jahren Bedeutung, daß „das Unrecht nicht nur in der endgültigsten, seine Ursachen mit einbeziehenden Weise, sondern auch in der allgemeinsten Weise, das heißt mit allen Mitteln, auch den schwätesten, bekämpft werden muß“. Zu diesen Mitteln im Kampf gegen Faschismus und Krieg rechnete Brecht z.B. den vordem bekämpften Pazifismus.

Seine Rede anlässlich der Verleihung des Lenin-Friedenspreises „Für Frieden und Brechts selber bewertet werden:

„Erwartet nicht mehr von der Kommune als von euch selber.“¹⁶

Wie zeitgemäß die Lehren der Pariser Commune geblieben waren, sei mit einem Zitat des Deputierten Varlin in Brechts Schauspiel belegt:

„Es gibt keinen Konflikt zwischen zwei Bourgeoisien, der sie hindern könnte, sich gegen das Proletariat der einen oder andern sofort zu verbünden.“¹⁷

Die zeitgemäße Bestätigung lieferten die Wiederherstellung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands unter dem Druck des US-amerikanischen Imperialismus, die Schaffung einer entsprechenden Staatlichkeit, sich ausdrückend in der Gründung der Bundesrepublik Deutschland im September 1949, die Einbeziehung dieses Staates in das Bündnisystem der NATO und die damit verbundene Remilitarisierung der BRD. Politisch-ideologisch wurde dieses Zusammengehen der kapitalistischen Siegermächte mit den besiegt Kapitalisten in den westlichen Besatzungszonen mit der notwendigen „Eindämmung des Kommunismus“ begründet; die sozialistische Sowjetunion wurde propagandistisch als „Weltfeind Nr. 1“ hingestellt. Getarnt wurden Restau-

ration und Remilitarisierung erneut mit der Losung „Verteidigung der Freiheit“, und da durfte für die Intellektuellen natürlich die „Freiheit der Kultur“ nicht fehlen. In seiner Adresse „An den Kongreß für kulturelle Freiheit“, der sich in der damaligen „Frontstadt“ Westberlin etabliert hatte, ordnete Brecht die Forderungen nach Freiheit und Freiheit der Kultur in die welthistorische Systemauseinandersetzung ein.

„Die Freiheit, sein Leben zu verbessern – das Wort ‚Leben‘ im einfachsten Sinne verstanden –, ist die elementarste aller Freiheiten des Menschen.“

Davon hänge, so Brecht fortlaufend, auch „die Entwicklung der Kultur“ ab. Von dieser Prämisse ausgehend, stellte er die Beziehung zur Grundfrage der Epoche her: „Die erste Bedingung eines besseren Lebens ist dann der Friede, die Sicherung des Friedens. Lassen Sie uns doch alle gesellschaftlichen Systeme, an die wir denken mögen, zuallererst daraufhin untersuchen, ob sie ohne Krieg auskommen. Lassen Sie uns zuallererst um die Freiheit kämpfen, Frieden verlangen zu dürfen.“¹⁸ Verständigung zwischen den Völkern schloß er mit dem Hinweis auf das mächtige Friedenspotential auch in den Ländern, die vom Imperialismus beherrscht werden: „Der Friedenswunsch der einfachen Menschen überall ist tief. In den intellektuellen Berufen kämpfen viele, auch in den kapitalistischen Staaten, mit verschiedenen Graden des Wissens für den Frieden, aber es sind die Arbeiter und Bauern in ihren eigenen Staaten und in den Staaten des Kapitalismus, auf denen unsere beste Hoffnung für Frieden beruht.“²⁸

Um das „Geheimnis, in dem der Krieg geboren wird“, auch im internationalen Maßstab zu enthüllen und die Friedenskräfte mobil zu machen, schlug Brecht noch im Juli 1956, ein Monat vor seinem Tode, der Generalversammlung des PEN-Clubs in London in seiner Eigenschaft als Präsident des deutschen PEN-Zentrums Ost und West vor,

„unmittelbar mit den Vorarbeiten zur Errichtung einer Internationalen Akademie der Wissenschaften und Künste zu beginnen, deren Mitglieder in gegenseitiger Korrespondenz feststellen, was in den verschiedenen Ländern getan werden muß, damit der Frieden der Welt erkämpft werden kann. Es ist nötig, daß Wissenschaftler wie Künstler sich untereinander verständigen, damit sie der Menschheit jene Impulse und Kenntnisse geben können, ohne die sie echte Fortschritte nicht machen kann.“²⁹

Auch Brechts künstlerische Arbeit ist in diesem Zeitraum vom Wunsch gekennzeichnet, die Idee des Friedens zu fördern. „Mutter Courage und ihre Kinder“, mit deren Inszenierung er 1949 seine Theaterarbeit im kriegszerstörten Berlin wiederbegann, hielt er die ganzen Jahre auf dem Spielplan des Berliner Ensemble. 1955 zog er Bilanz:

„Das Stück ist heute kein Stück mehr, das zu spät gekommen ist, nämlich nach einem Krieg. Niemand spricht davon, jeder weiß davon. Die große Menge ist nicht für Krieg. (...) Ich möchte gern wissen, wie viele der Zuschauer von ‚Mutter Courage und ihre Kinder‘ die Warnung des Stücks heute verstehen.“³⁰

Für eine Aufführung in Göttingen 1956 betrachtete er „jetzt, wo das deutsche Wirtschaftswunder und die Logik der Stärke in so drohender Weise Arm in Arm auftreten“, als „besonders wichtig, die Courage als Händlerin zu spielen, die im Krieg ihren Schnitt machen möchte“,³¹ eine Tendenz, die er bereits bei der ersten Aufführung in der BRD an den Karnevalspielen in München im Oktober 1950 auf Betreu-

ben der Schauspielerin Therese Giehse, Darstellerin der Courage, heraugearbeitet hatte.

Besonders intensiv arbeitete er an der Neufassung von „Leben des Galilei“ für die Aufführung im Berliner Ensemble. In der „mörderischen Selbstanalyse“, der sich Galilei unterzieht, unterstrich er die bereits in der amerikanischen Fassung entwickelte Warnung, daß die Fortschritte in der Wissenschaft doch nur ein Fortschreiten von der Menschheit weg sein und die Jubelschreie der Wissenschaftler von einem universalen Entsetzensschrei beantwortet werden könnten, wenn sich die Wissenschaftler nicht ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewußt werden. Von hier aus entwickelte er den Gedanken eines „hypokratischen Eides“ der Naturwissenschaftler, „das Gelöbnis, ihr Wissen einzig zum Wohle der Menschheit anzuwenden!“³² In der „Kriegsfibel“ von 1955 machte er anschaulich, was seine grundsätzliche Auffassung der imperialistischen Kriege war: daß die kleinen Leute beider Seiten Opfer und Bezahlern sind; er machte aber auch anschaulich, daß der Krieg, den die Sowjetunion führte, ein sozialistischer Verteidigungskrieg war. Sein Denken kam in dieser Zeit immer wieder auf die Notwendigkeit und Möglichkeit einer „Friedensfibel“ zurück, eine Idee, die er nicht mehr verwirklichen konnte und die als Auftrag an uns weitergegeben ist.

Brechts politische Überlegungen kulminieren in seinen letzten Lebensjahren in der Extrapolierung der friedlichen Koexistenz als der einzigen Alternative zur wachsenden Menschheitsgefährdung und in Appellationen, Vorschlägen, Mitwirkungen zum Aufbau des Sozialismus.

Brecht brachte die Lage in Deutschland, die sich mit der Remilitarisierung der BRD herauszubilden begann, auf die lakonische Folgerung:

„Werden Deutsche auf Deutsche schießen? Die Antwort: Wenn sie nicht miteinander sprechen, werden sie aufeinander schießen.“³³

Diese Logik gilt heute für die beiden einander gegenüberstehenden Gesellschaftssysteme von Kapitalismus und Sozialismus in dem Maße, wie das vom Imperialismus ausgelöste Wettrüsten die Möglichkeit der beiderseitigen Auslöschung potenziert hat.

Brecht sah diesen Zusammenhang und entwickelte auch hier die Notwendigkeit der Koexistenz als einziger Alternative:

„Die friedliche Einigung Europas kann nur darin bestehen, daß die Staaten Europas sich darüber einigen, ihre verschiedenen wirtschaftlichen Systeme nebeneinander bestehenzulassen.“³⁴

Von heute aus gelesen, nimmt sich dieser Vorschlag für „eine Einigung“ wie der Entwurf einer Präambel für die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa von Helsinki im Jahre 1975 aus. Seiner grundsätzlichen Bedeutung für die weitere Zukunft ist nichts hinzuzufügen.

Für die Durchsetzung der friedlichen Koexistenz und damit des ersten Menschenrechts, des Rechts auf Leben, hielt Brecht die Mobilisierung der Massen für unumgänglich. In den fünfziger Jahren konnte er sich dabei auf „eine große und größer werdende Friedensbewegung in der Welt“ stützen.³⁵ Diese Friedensbewegung hatte 1950 für den Stockholmer Appell des Weltfriedensrates zur Ächtung der Atombombe über 500 Millionen Unterschriften in aller Welt gesammelt. An der Wiederbelebung der Friedensbewegung in den siebziger und vor allem achtziger Jahren, an ihrer heutigen Massenwirkung haben nicht zuletzt Künstler Anteil, ebenso Wissen-

schaftler. Für die Friedensbewegung wird es von immer größerer Bedeutung, ob sie die Unterstützung der Mehrheit der Arbeiter bekommt. Das ist wiederum eine Frage, ob die Gewerkschaften und die Arbeiterparteien sich mit dieser Friedensbewegung in der Hauptfrage der Verhinderung einer weiteren Eskalation des Wettrüsts solidarisieren und sie auf allen politischen Ebenen unterstützen.

Brecht hatte nie einen Zweifel, daß die Hauptkraft im Kampf um den Frieden der reale Sozialismus geworden ist. Wenn für ihn Sozialismus und Frieden identisch waren, so wie er Kapitalismus und Imperialismus ständig mit großen und kleinen Kriegen schwanger gehen und sie gebären sah, so mußte er in der vollen Entfaltung der Produktivkräfte im Sozialismus die wichtigste Sicherung für den Frieden erblicken. Für Brecht war das ökonomisch-technisch-wissenschaftliche Mithaltenkönnen des Sozialismus mit dem Kapitalismus nicht nur eine Notwendigkeit, um den Krieg verhindern zu können, sondern um „dem großen Frieden“ den Boden zu bereiten: „Wir müssen das Produzieren zum eigentlichen Lebensinhalt machen und es so gestalten, daß es an sich verlockend ist.“³⁶ Dabei und damit meinte Brecht das Produktivsein sowohl im materiellen wie im ideellen Bereich. Die Künste haben dabei die Möglichkeit, durch die Aufdeckung der Entwicklung immanenten, sie vorantreibenden Widersprüche die „Schöpfer ihrer selbst“ als Macher der Geschichte sich verstehen zu lassen:

„Alle Künste tragen bei zur größten aller Künste, der Lebenskunst.“³⁷

Fast am Ende seines Lebens erklärte Brecht 1955:

„Der Frieden ist das A und O aller menschenfreundlichen Tätigkeiten, aller Produktion, aller Künste, einschließlich der Kunst zu leben.“³⁸

Wir sollten gerade im Kampf um den Frieden seine Überzeugung teilen, daß es nicht aussichtslos ist, „der Vernunft gegen ihre Feinde beizustehen“.³⁹ Wir sollten uns dabei aber auch stets bewußt sein, was Brecht seinen Galilei sagen ließ:

„Es setzt sich nur soviel Wahrheit durch, wie wir durchsetzen. Der Sieg der Vernunft kann nur der Sieg der Vernünftigen sein.“⁴⁰

Anmerkungen

1 Politische Deklaration der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages. Communiqué der Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages, Prag, 4./5. Januar 1983, Berlin 1983, S. 5–7.

2 Brecht: Notizen zu Heinrich Manns „Mut“, in: Schriften zur Literatur und Kunst (im folgenden LK), Bd. II, S. 260, Berlin und Weimar 1966.

3 Lenin: Über die Losung der Vereinigten Staaten von Europa, AW I, S. 752.

4 Lenin: Zum vierten Jahrestag der Oktoberrevolution, in: AW II, S. 888.

5 Brecht: Rede auf dem I. Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur. Eine notwendige Feststellung zum Kampf gegen die Barbarei, in: LK I, S. 298 f.

6 Vgl. Berliner Begegnung zur Friedensförderung. Protokoll, 13./14. Dezember 1981, S. 14.

7 Vgl. Internationaler Schriftstellerappell an die Weltöffentlichkeit, in: kürbiskern 4/82, S. 31.

8 Lenin: Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky, in: AW II, S. 465.

9 Brecht: Stücke (im folgenden: St), Band II, S. 293, Berlin 1955–1968.

10 Brecht: St IV, S. 206.

11 Vgl. Kleines Politisches Wörterbuch, Berlin 1973, S. 223.

12 Brecht: Über die Frage des Krieges, in: Schriften zur Politik und Gesellschaft (im folgenden: PG), Band II, S. 135, Berlin und Weimar 1968.

- 13 Lenin: Eine ernste Lehre und eine ernste Verantwortung, in: AW II, S. 324; auch: Die Hauptaufgabe unserer Tage, ebenda, S. 355, und: Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky, ebenda, S. 460 ff.
- 14 Brecht: St X, S. 304.
- 15 Brecht: Gedichte, Band VII, S. 55.
- 16 Brecht: St X, S. 386.
- 17 Ebenda, S. 417.
- 18 Brecht: An den Kongreß für kulturelle Freiheit, in: PG II, S. 210–21.
- 19 Brecht: Anrede an den Kongreß für unamerikanische Betätigungen, in: ebenda, S. 190.
- 20 Brecht: Offener Brief an die deutschen Künstler und Schriftsteller, in: LK II, S. 294.
- 21 Brecht: Ein Vorschlag ..., in: ebenda, S. 232.
- 22 Lenin: Der „linke Radikalismus“, die Kinderkrankheit im Kommunismus, in: AW II, S. 672.
- 23 Brecht: Zum Völkerkongreß für den Frieden, Wien 1952, in: PG II, S. 219.
- 24 Ebenda, S. 221.
- 25 Brecht: Ein Vorschlag ..., in: ebenda, S. 232.
- 26 Ebenda.
- 27 Brecht: Man muß das Unrecht auch mit schwachen Mitteln bekämpfen, in: ebenda, S. 76–77.
- 28 Brecht: Rede anlässlich der Verleihung des Lenin-Preises ..., in: PG II, S. 249.
- 29 Brecht: [An den Kongreß des PEN-Clubs], in: ebenda, S. 254.
- 30 Brecht: [Das Unglück allein ist ein schlechter Lehrer], in: Brecht: Schriften zum Theater, Bd. VI, Berlin und Weimar 1964, S. 162 (im folgenden T I–VIII).
- 31 Ebenda, S. 164.
- 32 Brecht: Leben des Galilei, in: St VIII, S. 181–182.
- 33 Brecht: Offener Brief ..., in: LK II, S. 293.
- 34 Brecht: Eine Einigung, in: PG II, S. 251.
- 35 Brecht: Ein Vorschlag ..., in: Ebenda, S. 231.
- 36 Brecht: [Zum 17. Juni 1953], in: Ebenda, S. 226.
- 37 Brecht: Nachträge zum „Kleinen Organon“, in: T VIII, S. 65.
- 38 Brecht PG II, S. 246.
- 39 Brecht: Zum Völkerkongreß für den Frieden, Wien 1952, ebenda, S. 220.
- 40 Brecht: Leben des Galilei, in: St VIII, S. 112–113.

Bernhard Speh Ost-Kunde für Gesamtdeutsche

Er weiß eben Bescheid –
Er, als deutscher Mann,
als Weltkriegsteilnehmer
als Spätheimkehrer –
ihm macht man da nichts vor
über Russen und Kommunisten:
erstere sind, sagt er,
und da ist er sich mit
Goebbels und Reagan einig –
primitiv und naiv;
letztere als Kommunisten aber
hinterhältig und
voll der Heimtücke.
Folgt daraus für ihn
zwingend, daß russische Kommunisten
heimtückisch – primitiv
hinterhältig – naiv sind.

Er meint deshalb,
er, als deutscher Mann –
wenngleich es ein Unrecht war,
die Russen zu überfallen
ohne Gnade und Warnung
so doch historisch richtig,
eine größtmögliche Zahl
Kommunisten zu vernichten.
Unbestreitbar deshalb
des deutschen Menschen Verdienst
auch darin vorausgeseilt zu sein,
der freien Welt
denkt er, nicht ohne Stolz –
wird so ein letztes Mal
genesen die Welt
an deutschem Wahn
und Wesen...

Rolfrafael Schröer Nachrichten aus dem Zeitalter der Ameise

Wenn die Wirklichkeit als Wahrheit in unser Herz fällt, bleibt es stehn.

Das Kunstwerk ist die angehaltene Wirklichkeit. Darin werden menschliche Erfahrungen und Einsichten erlebnishaft vermittelbar. Wenn dem so ist, könnte es einen möglichen Nutzen der Kunst geben: Eine Person, die Verantwortung übernimmt, letztlich immer Verantwortung für andere Menschen, braucht Erfahrungen, die die eigenen, die selbstgewonnenen überschreiten. Eine solche Person braucht Einsichten in fremde Erfahrungen und damit verstärkte in seine eigenen. – Sachberichte, Lehrstoff und Informationen vermehren zwar sein Wissen, Wissen aber zwingt nicht zu einem humanistischen Handeln, zu einem verantwortungsintensiven Handeln. Das könnte das Kunstwerk leisten. Kunst also doch nur für eine Elite? Sofern Elite nicht als eine Gruppe angesprochen wird, die Vorrechte und Macht genießt und sich durch bloßes Wissenkönnen auszeichnet, sondern als eine solche beschrieben wird, die ohne Mehrnutzen zu Mehrleistung und zu Verantwortlichkeit bereit ist. Die nicht zu dieser elitären Gruppe zählenden, aber Interesse an Kunst gewinnenden Personen, könnten mittels der Kunst ermutigt werden, ihrerseits Verantwortung zu wagen.

Poesie ist eine latente Untergrundbewegung gegen die Herrschaft der gängigen Sprache und damit gegen das Nützlichkeitsdenken der Gesellschaft. Poesie vergegenwärtigt die Wirklichkeit hinter den Zweckrealitäten, bewahrt das Wissen vom Elend, wo Reichtum regiert, transportiert die Trauer auf die Marktplätze lauthals Fröhlichkeiten. Poesie verweigert vordergründigen Verständniswillen den Zutritt – äußerste Privatheit als Freiheit vorlebend. Poesie erinnert den Tod als das Maß des Lebens.

Die Literatur, nach Walter Jens „Die Königin der Künste“, ist das versinnlichte Gedächtnis der Menschheit, welches die bloße Faktizität der Ereignisse übersteigt. Die jeweils Mächtigen fürchten die Literatur nicht, weil sie Revolutionen anzetteln könnte, nein, sie fürchten sie, weil Literatur die ganze Wirklichkeit zum Vorschein bringt und langsam, aber unaufhaltsam das Bewußtsein der Menschheit verändert. – Das unbewußte Wissen der Mächtigen „daß sie keine Zukunft haben“.

Die überhöhte Genauigkeit, mit der die Metapher nicht nur die Fakten der Wirklichkeit beschreibt, sondern vielmehr das Beziehungsgeflecht des Seienden, aus dem die wahrgenommene Wirklichkeit nur als Eisbergspitze blinkt, macht das Wesen großer Poesie aus. Ich vermute, es mangelt nicht an fähigen Dichtern, sondern an Kritikern, die fündig werden könnten.

Wie die Worte vom Sinn abblättern, wenn die Grammatik verletzt wird.

Veränderung des zu prüfenden Objekts durch den Vorgang des Prüfens. Wir wissen immer nur soviel von einem Objekt, wie es uns im Augenblick unserer Zuwendung und durch dieselbe stimuliert herzeigt. Den Ansichzustand erfahren wir nie. – So

auch in der Literatur. Eine Beschreibung zum Beispiel macht aus dem betrachteten Gegenstand durch das Beschreiben einen veränderten, aus einem natürlichen Zustand einen nichtnatürlichen, einen künstlichen.

Ich schreibe, weil ich befürchte, daß meine Ängste die Ängste der Gesellschaft sind. Ich muß alle Ängste in mir mobilisieren und aussprechen. Ich muß die Angst vermehren und beschleunigen. Nur so kann ich dem Irrglauben entgegentreten, der praktizierte Pragmatismus der Feuerwehrhauptleute könnte lebenswertes Leben erhalten.

Das Gedicht ist kein Medikament, der Poet ist nicht der Arzt, er ist der Kranke. Die Dichter dürfen nicht wie Durchlauferhitzer funktionieren, sie müssen wie Klär-anlagen arbeiten.

Statistik: Unser Wissen verdoppelt sich alle zwölf Jahre. Die technisch genutzten PS wachsen jährlich um 7 Prozent. Immer mehr Menschen fliegen, die jährliche Steigerungsrate beträgt 5 Prozent. Der Tourismus nimmt jährlich um 10 Prozent zu, ebenso die Kriminalität. – Wenn sich in Amerika alles so weiterentwickelt wie in den letzten 30 Jahren, muß man im Jahre 2010 mit folgenden „Werten“ rechnen: Alle Amerikaner, auch die Säuglinge und die Greise sind kriminell. Alle Amerikaner befinden sich zu jeder Zeit auf Reisen. Alle Amerikaner sehen ständig fern. Alle Amerikaner arbeiten in der Versicherungsbranche usw.

Als die Bäume noch aus Holz waren, meine Füße aus Haut, Fleisch und Knochen, die Worte aus einem Mund kamen, der beißen, schlucken, singen und küssen konnte, erinnerten meine Hände verspannte Nacken, nervöse Schulterkehlen, sich hart steilende Brustnippel und – das grünlichtige Zählwerk zerhackt die Zeit, gleich nach dem Kennwort zuckt mein ferngesteuertes Arm, 86 Impulse per Millisekunde, dir an die Gurgel. Die Greifhand aus Nickel-Titan. Nickel-Titan hat keine Sehnsucht, obwohl es sich bei nur 220 Grad Celsius entfaltet. Wärme öffnet den Greifer, elektrisch abgekühlt schließt sich die Stahlzange, ein Ruck, das Genick bricht. So sorgen wir redseligen Blechmänner für Ordnung. Du hättest den Computer nicht irritieren sollen. Das lautlos zuckende Zählwerk hält mich in Betrieb. Kein Schlaf, der tief genug Vergessen schenkte, kein Rausch, keine Flucht, die diese Halbmenschmaschine auch nur Sekunden aus den Funktionen lösen könnten. Alle Nachrichteneingaben, die optischen, die akustischen usw. laufen gleichzeitig, die Synapsen kochen, die Sicherung schmort. – Riechst du nichts?

Erika Stöppler
Onkel Wilhelm aus Löhnerberg und Thälmann

Gerade dann, wenn es an dem Punkt ist, daß du alles zu verlieren scheinst, man dir dein Kind wegnehmen will und kann, hatte meine Muse gesagt, dann wird dir eine Geschichte einfallen, dann wirst du dich an ein Erlebnis erinnern, das sehr wichtig ist, denn es überschreitet die Dimension des grausamen Alltags einer Frau, und es ist in der Menschheitsgeschichte sehr selten, daß das Leben eines Künstlers und eines Revolutionärs für einen Augenblick so unerhört eng verbunden sind. Aber du wirst keine Zeit haben, die Geschichte, die Szenen, die in Worten sich in deinem Kopf gestalten, aufzuschreiben. Du wirst später wieder Zeit haben. Du wirst aber vielleicht nie mehr diese Geschichte schreiben können oder nie mehr so, wie du könntest, da du um dein Kind kämpfen mußt. Es wäre auch zu viel von dir verlangt. Jetzt bin ich an dem Punkt. Mit dem einen Fuß noch in meinem Alptraum, mit dem anderen in der Realität, die sehr viel mit meinem Alptraum gemein hat. Aber ich bin wach. Vielleicht noch nicht ganz, aber was mich weckt wie süße Tagesmusik ist ein Artikel: Der Thälmann-Mord soll endlich vor Gericht. Ich telefoniere mit Mutti. Seit unendlich langer Zeit ein Gespräch, das den Namen Gespräch verdient. Erinnerst du dich. Damals. Ich war acht Jahre alt. Ja, das kann sein. Es war nach der Beerdigung von Tante Käthchen. Es war noch die Sommerpause des Theaters. Wir waren nur einmal bei ihm. Du trugst einen dunkelblauen Rock mit einem karierten Blüschen, rote Knöpfchen hatte ich dir drangenäht. Ja, das hatte ich an. Draußen am Haus hoch wuchs ein Weinstock, er trug schon Reben. Drinnen, in dem Zimmer, wo wir saßen, waren die Wände mit gelber Seidentapete behangen. Ja, sagt sie, gelbe Seide, mit Buddhas drauf, ich hab dir das noch erklärt. Keine Tür zum andern Zimmer, wo gegessen wurde, doppelte Vorhänge. Schwere Seidenvorhänge, wie im Theater. Er trat aus diesen Vorhängen in seinen Rollen. Spiele. Spielte seine Rollen. Mutti und ich saßen in der Loge, die in gelber Seide ausgeschlagen war. Onkel Wilhelm. Der schöne Onkel Wilhelm. In der Verwandtschaft der muttermütterlichen Seite war er einzlig. Sonderling und schwarzes Schaf, Faulenzer, Künstler, ein Schauspieler. Unverheiratet. Tingelte mit einer Laienspielgruppe über die Dörfer. Unerhört jugendlich. Für einen Mann ungebührlich schön. Sein dichtes, natürlich gewelltes Haar war schwarzgefärbt. Seine Bewegungen tänzerisch. Man sah das, daß er mit seinen Füßen den Boden kaum berührte. Was er auch tat, wenn er mit dem Besen fegte, wenn er sein Selbsteingewektes, Obst und Gemüse zeigte, seinen Haushalt vorführte, so spielte er das. Er soll auch den Verwandten auf dem Acker und bei der Heuernte geholfen haben. Es war eine Sensation, der Wilhelm aus Löhnerberg hatte ein Theater daraus gemacht, eine Operette, so wie er die Heugabel oder die Hacke genommen und geführt haben soll. Nein, langsamer als die anderen sei er nie gewesen. Er hat noch dabei gesungen. Opern- und Operettenmelodien. Er war der einzige – na, vielleicht auch nicht ganz der einzige – der Verwandtschaft, der überhaupt singen konnte. Er war immer der Wilhelm aus Löhnerberg und für mich, das Kind, der Onkel Wilhelm aus Löhnerberg. Ich bin heute noch nicht sicher, ob der Familiennname, den Mutti mir nach dem dritten Anruf sagte, stimmt, denn er hatte einen für die gesamte Verwandtschaft ungewöhnlichen Familiennamen. Seine Mutter war eine gebildete Frau, höre ich, was auch sehr ungewöhnlich war, denn die Devise von die-

ser Seite her war, daß Romane die Menschenherzen verderben, unsere Sorte Leute arbeiten können muß, daß man auch keine Zeitung braucht, weil die viel zu teuer ist. Der Vater von Mutti hatte sich die schlimmsten Vorwürfe von Verschwendungs-sucht anhören müssen, als er zu den ersten im Dorf gehörte, die sich ein Radio gelei-stet hatten. Der Vater von Mutti, sie hat nie von sich aus gesagt, dein Großvater, mochte den Wilhelm aus Löhnberg. Der Vater von Mutti war rot und schon deshalb, weil er ein Roter und ein Arbeiter war, von der Verwandschaft muttermütterlicher-seits nicht gut gelitten. Muttis Vater verstand den Wilhelm aus Löhnberg auch nicht ganz, denn der Wilhelm war ein guter Arbeiter gewesen, ein Dreher. Sie hatten 1917 zusammen in den Adlerwerken in Frankfurt gearbeitet. Nach dem ersten Weltkrieg hatte Wilhelm wieder einen guten Arbeitsplatz und gut verdient. In der Zeit der Arbeitslosigkeit hat Wilhelm gekündigt und ist Schauspieler geworden, hat die Drehbank verlassen um zu spielen. Muttis Vater hat das nicht verstanden, wie so ein guter Arbeiter sich dem Risiko des Hungers aussetzt, um Schauspieler zu werden und zu sein. Onkel Wilhelm hatte nie vergessen, daß er ein Arbeiter gewesen war. Er hatte es auch nicht am Fronttheater vergessen. Er hat gespielt. Einmal will er etwas ganz Unauffälliges gesagt haben. Einen Satz, der gar nicht revolutionär war. Ganz im Gegenteil. Einer hat diesen Satz gehört und ihn angezeigt. Onkel Wilhelm war nach Buchenwald gekommen. Mutti glaubte nicht, daß es nur der Satz gewesen war. Nein, nein, der muß schon mehr gewußt haben, vielleicht hat der Denunziant ihn von früher her gekannt. Onkel Wilhelm sagte jedenfalls, er habe den jungen Schau-spielern nur gesagt, daß sie den Mist, den sie spielten, nicht auch noch selbst glauben sollten, die ganz oben, die hätten ihre Liebschaften mit Jüdinnen. – Es war kein gu-ter Satz.

Aber möglich ist es schon, daß er nur wegen diesem blöden Satz nach Buchenwald gekommen ist. Die Leute sind noch wegen weniger weggeschafft worden. Die sind halt damals verreist. Die Zeugen Jehovas z. B., sagt Mutti noch heute, die hatten Gelegenheit sogar bis hinter den Ural zu kommen. In den letzten Kriegstagen haben sie die ganze Elektroabteilung einer Firma ins KZ gesteckt. Wegen Absummens eines verbotenen Liedes. Mutti kann es heute noch singen. Mit seinem kurzen aufmüpfigen Takt macht es eine ansteckende und anstiftende Stimmung. – Brauchen Sie noch ein Führerbild, das die ganze Wand ausfüllt? Nein, nein, wir brauchen keins, denn wir ham vom Stalin eins. – Schon das Klopfen des Taktes, der Anfang der Melodie genügte. Einen aus der Elektroabteilung, einen großen prächtigen Mann mit breitkrempigem Hut, hat sie mir, dem Kind, einmal vorgestellt. Er war nie Elektri-ker gewesen, sondern Maler. Seine Bilder waren für mich die ersten Kunstwerke gewesen, mit denen ich in Berührung gekommen war. Ich reichte ihm bis zum Bauch, als er mir die ersten Takte vorsummte, schmunzelnd und den Kopf hin und her wiegend.

Einmal habe ich mit Onkel Wilhelm in der Schule angeben wollen. Ich hatte be-hauptet, daß ich einen Schauspieler als Onkel habe. Oh, sagten einige neidisch. Oh, wollten gleich andere wissen, in welchem Film hat er denn gespielt? Ist er berühmt? Wie heißt er denn? Der Name Wilhelm reichte ihnen nicht. Wo er denn spiele. Ich sagte, daß er auch in Berlin gespielt habe. Wo er denn jetzt spiele, und man ihn sehen könne. Auf dem Land, mit einer Gruppe. Onkel Wilhelm aus Löhnberg war da schon über achtzig. Ach, so einer. Ham wir uns doch gleich gedacht. Gibst ja bloß an. Du spinnst ja.

Den Schauspieler hat es wirklich gegeben. – Er hatte gute Freunde, sagt mir Mutti. Gustav Knuth war ein guter Freund von ihm und auf seiner Beerdigung. Daß du dich mit deinen acht Jahren damals noch so genau erinnern kannst, das ist ja wirklich erstaunlich, sagt Mutti am Telefon. Ja, genauso war es. Nein, er hat nicht die Zelle von Thälmann geputzt. Er war als Schauspieler damit bestraft worden, zu putzen, was anders herum auch wieder eine Vergünstigung war. Und da war eine Zelle, die er nicht putzen durfte. Richtig, das meine ich doch, von einer Zelle hatte er nichts wis-sen dürfen. Es war die letzte Zelle, die Thälmann hatte. Onkel Wilhelm hat gesagt, daß sie ihn im Morgengrauen erschossen haben. Ja, das ist richtig. Thälmann ist ermordet worden. Wir haben immer gewußt, daß Thälmann ermordet worden ist. Sie haben ihn ermordet.

Als ich acht war, war es das erste Mal, daß ich den Namen Thälmann hörte, oder daß ich mich an den Namen Thälmann erinnern kann. Nach dem Besuch bei Onkel Wil-helm waren wir bei Onkel Armin in der weiteren Nachbarschaft und haben erzählt, daß Onkel Wilhelm als letzter Thälmann gesehen hat. In Buchenwald. Armin, der als Zeuge Jehovas neun Jahre KZ hatte, bestritt das. Er war in Buchenwald gewe-sen. Er hat das eiserne Tor dort geschmiedet. Er hatte immer zur Ilse Koch gemußt. Betend, immer betend ist er zu ihr gegangen. Sein Beten hat ihm das Leben gerettet. Er wußte, wer in Buchenwald war. Einen Onkel Wilhelm aus Löhnberg, einen Schauspieler, hat es dort nicht gegeben. Thälmann war auch nicht in Buchenwald. Das wäre ihm nicht entgangen. Ihm nicht. Auch mein schöner Onkel Wilhelm. On-kel Armin war eine Autorität. Er mußte es wissen. Onkel Wilhelm war ein Spinner. Mein schöner Onkel Wilhelm mit zu viel Phantasie. Das muß er sich eingebildet ha-ben. Es ehrt ihn, daß er in Buchenwald an Thälmann gedacht hat, so stark an Thäl-mann gedacht hat, daß er ihn gesehen hat. Er hat nie vergessen, daß er ein Arbeiter war, wo er herkam. Er hat so unter dem System gelitten, daß er, als er vom Front-theater weggeschafft worden war, daß er dachte, er sei schon in Buchenwald. Er wird nur in einem Gefängnis gewesen sein. Man konnte damals auch ohne Gefäng-nis seinen Verstand verlieren. Die Leute sind so herumgeschoben, in Viehwagen verladen worden, daß sie buchstäblich nicht mehr wußten, wo sie waren und wer sie seien. Eine Aufenthaltsbescheinigung vom KZ Buchenwald für Onkel Wilhelm hatten wir nicht gesehen. Mein schöner Onkel Wilhelm versorgte einen geistig behin-derten Bruder, der als Kind eine Mittelohrentzündung hatte. Vielleicht. Wer weiß. Die gebildete Mutter. Die Verwandschaft mutermütterlicherseits war konservativ, deutschnational bis nationalsozialistisch. Onkel Wilhelm war der einzige Verfolgte des Naziregimes gewesen. Mutti erzählte, ihr Vater habe auf diese Sippe so einen Zorn gehabt, daß er, als Onkel Wilhelm ins Gefängnis gekommen war, seiner Mu-ter eine richtige Naziglückwunschkarte mit Hakenkreuzfahne geschickt habe. Das einzige Mal, wo er so ein Ding auch nur in die Hand genommen habe. Auch wenn das mit Buchenwald und Thälmann nicht stimmen, wenn es nur eine Verrücktheit sein sollte, so war es eine gute, die ihn ehrte. Er hat doch immer zu unserer Seite ge-hört. Er war ein guter Arbeiter gewesen und hat das nie vergessen, und wenn er es einmal vergessen hatte in den Kreisen, wo er sich bewegte, dann hat er sich in seinen schlimmsten Stunden, wo es um sein Leben ging, daran erinnert. Für das Kind war nur schwer verständlich, was daran tröstlich war, weil es doch letztlich nicht stimmte. Dennoch verband ich mit Onkel Wilhelm den Namen Thälmann und mit Thälmann den Onkel Wilhelm. Das war nicht mehr zu trennen. Ich verband damit, daß Men-den Onkel Wilhelm.

schen verrückt über den Faschismus werden können. Ich verband damit Mord, daß der Faschismus wesentlich aus Mord bestand. Mord an den Juden, Mord an den Homosexuellen, Mord an den Künstlern, Mord an den Zeugen Jehovas, Mord an den Kommunisten, an den Sozialisten. Mord. Überall, wo die Spur der Faschisten war, war Mord. Mord an den Verrückten, an denen, die am Leben zerbrochen waren. Sie haben alles weggeschafft. Da waren Väter, die ihre Töchter als verrückt gemeldet haben, die sie haben abholen lassen und hinterher den Totenschein zeigten. An Grippe verstorben. Männer, die ihre Frauen leicht los werden konnten. Der da, der da wohnt und jetzt mit der verheiratet ist. Der, dessen Sohn ermordet wurde, den hat niemand bedauert, der hat nämlich seine Tochter weggeschafft, weil sie sich unglücklich in einen Studenten aus Gießen verliebt hatte. Mutti ging selten mit mir tagsüber durch die Straßen des Dorfes, erst nach Einbruch der Dunkelheit, tagsüber benutzte sie, wenn es ging, die Gartenwege, damit sie nicht so viel grüßen mußte. Sie nannte ihre Umwege Abkürzungen. Ich hatte als Kind an die Abkürzungen geglaubt, mit meinen Freundinnen Wetten abgeschlossen, was der kürzere Weg war, gelaufen, daß mir die Zunge heraushing, atemlos kam ich da an, wo eine Freundin wie verabredet wartete. Sie war nicht gelaufen, schwitzte nicht, war nicht rot im Gesicht. Ich wurde rot im Gesicht. Das mit der Abkürzung hatte nicht gestimmt. Das hatte ich vorher gewußt und das Laufen hatte nichts geholfen. Ich war ertappt. Wieder so eine Spinnerei.

In dem Haus von Onkel Wilhelm aus Löhnberg in Löhnberg waren wir nur einmal gewesen. Man mußte sich mit ihm verabreden, wenn man ihn treffen wollte, so war er das zweite Mal nicht zu Hause und wir strichen nur um das Haus herum, das verschlossen war. Wir haben ihn nie wieder besucht. Ich war traurig, denn in meinem Kopf hatte er sich schon als Ersatzvater eingerichtet, nein, nicht er sich, ich ihn. Damit war nichts. Mutti sagte, wir sind doch verwandt. Mutti sagte, er hat einmal eine Frau sehr geliebt, die liebt er sein Leben lang, nicht mich. So weit war ich in meinen Fragen gegangen. Ich hatte ihn nie für viel älter als Mutti gehalten. Doch, er war viel älter als ich, er war so alt wie mein Vater. Es überrascht mich immer noch. Ich war mißmutig über Mutti. Was hätte sie mir durch Onkel Wilhelm alles geben, vermitteln können. Mein Leben wäre ganz anders gewesen. Wieviel Schönes hätte ich bei diesen erfahren können. Ich wäre bestimmt Schauspielerin geworden. Diese Tür war verschlossen. Sie blieb verschlossen. Nur die Erinnerung. Erinnerungen sind vertrackt. In all meinen Erinnerungen gibt es auch etwas Falsches. Ein Detail, das nicht stimmt. Eine Verwechslung von Personen. Das war nicht der, das war der und der. Eine Verwechslung des Ortes. Eine Seitenverkehrte Sicht. Das kann gar nicht so gewesen sein, denn die Klingel war auf der anderen Seite der Haustür. Eine Verwechslung der Zeit. Nein, das war nicht im März, das war nach Weihnachten. Eine Besonderheit wird ausgelassen. Das war damals die Zeit, wo ich dich hinten auf dem Gepäckträger sitzen hatte und mit dem Rad fuhr, aber damals sind wir dahin mit dem Zug gefahren. Der Bahnhof, richtig, wir haben im Bahnhof auf den Zug gewartet. Der Bahnhof hat so und so ausgesehen. Nein, das ist nicht der Bahnhof, das ist ein anderer Bahnhof, da waren wir bei jemand anderem gewesen. Der hat so ausgesehen. Fotos. Von allen Orten, wo man mal war, müßte man Fotos haben. Onkel Wilhelm hatte viele Fotos, er hatte sie in Schachteln, Schachteln voller Geheimnisse. Fotos von seinen Freunden, Freundinnen, Kollegen, Fotos von sich, so sah er in der Rolle aus, so in der und da war er wieder jemand ganz anderes. Ganz unterschiedli-

che Fotos von Verbrechern, Dieben, Mördern, Zuhältern – seine Rollen. Das was er spielte, das war nicht das, was er liebte. Er hatte viele Fotos und es war eine ungeheure Spannung darin, da er sich entschied, welche Schachtel er nun nehmen werde und welche Fotos er daraus zeigen werde. Da war ein Foto, das ich mir besonders lange angesehen haben muß. Wir waren da nicht mehr in dem Zimmer mit den Tapeten aus gelber Seide. Wir waren schon wieder durch den Theatervorhang ins Nebenzimmer gegangen, wo gegessen wurde, saßen am Tisch. Vor unserem Abschied, nachdem er uns seinen Haushalt und das Selbsteingemachte gezeigt hatte, saßen wir am Tisch und besahen uns die Fotos. Dort habe ich gelernt, daß man nicht mit den Fingern auf ein Foto tatschen darf. Das Bild eines Mannes, seine feinen Züge, seine freundlichen und listigen Augen, die Arbeitermütze. Thälmann. Ich sah noch immer Onkel Wilhelm mit dem Schrubber tanzen, sah noch seine Gestik, wie er den Namen Thälmann aussprach.

Bis zur Zeit der Studentenbewegung hatte ich zu wissen geglaubt, wie Thälmann aussieht. Und noch heute, wenn ich ein Bild von Thälmann sehe, versetzt es mir einen Stich. So? So sah er aus? Ist er da dicker gewesen? Ohne Arbeitermütze? Nein, Thälmann sah nicht so aus wie auf dem Foto von damals. Das Foto von damals zeigte Lenin. Onkel Wilhelm hatte Mutti ein Foto von Lenin gezeigt, als ich noch mit Thälmann beschäftigt war. Es ist kein seltenes Porträt gewesen. Seit der Zeit der Studentenbewegung habe ich es oft gesehen, die Verwechslung aber erst jetzt bemerkte.

Seit dem erneuten Kennenlernen von Leninbildern und Fotos von Thälmann ist eine ziemliche Zeitspanne verstrichen. In jenen Jahren habe ich gewöhnlich die Bilder von Lenin und Thälmann verwechselt, den Revolutionär, der wie ein Arbeiter aussah und doch keiner war, mit dem Arbeiter, der nicht wie einer aussah und doch ein Revolutionär war.

Ich will mich nicht genieren zu sagen, mit wem ich ganz im Geheimen vom Foto her Thälmann assoziiert habe: mit Adorno. Nicht, daß ich Adorno mit Thälmann verwechselt hätte. Das nicht, auch wenn ich die „Thälmann-Seite“, um das mal so zu nennen, was mir wissenschaftlich, philosophisch und politisch an Adorno wichtig war, was ich an Adornos Schriften bevorzugt habe und mir das, was als „bürgerlich“ bei Adorno abgehendelt wurde, weitgehend unverständlich blieb. Die Psychologen reden in solchen Fällen gerne von einem Vorhang. Unter Vorhängen verstehen sie vorzugsweise Formen der Übertragung. Bei Übertragungen liegen Verwechslungen vor. Für den Psychiater beginnt da die Grenzüberschreitung zum Klinischen, unbekümmert darum, ob der Begriff der Übertragung wirklich nur eine psychologische Kategorie ist. Und doch war sie schon immer eine ästhetische. Das Mimetische oder was als Kunst der Nachahmung verstanden wurde und wird, kommt nicht ohne die Übertragung zustande. Es gibt keine wie auch immer entwickelte realistische Kunst ohne die Übertragung. Am deutlichsten wird das in der dramatischen. Das Theater. Vorstellung in doppelter Hinsicht, getrennt von der Lüge, der Verstellung, die wiederum Gegenstand der Vorstellung sein kann. Um die Vorstellung von der Verstellung zu trennen, muß ich noch einmal hinter den Vorhang treten, einen Platz in der Loge mit der gelben seidenen Tapete einnehmen.

Da saßen wir. Mutti und ich. Mutti wollte mit Onkel Wilhelm über Buchenwald sprechen. Er hielt nichts davon, das in meinem Beisein zu tun. Ich war zu klein und unschuldig. Nichts für Kinder. Aber ich war darin nicht mehr ein Kind. Ich wußte

schon zu viel. Um das zu beweisen, hielt ich auch den Mund nicht. Einmal wurde ich rausgeschickt. Vielleicht kam ich von selbst wieder rein, oder wurde gerufen. Die Trauben am Balkongitter waren noch nicht reif. Ich wollte jedenfalls wieder in die Loge. Und Onkel Wilhelm spielte. Trat aus dem Vorhang hervor und spielte oder zeigte nur seine charakteristischen bösen Rollen. Auch Gauner und arme erfundungsreiche Schufte. Er bestand darauf, daß man, um solche Rollen spielen zu können, sich auch die finsternen Gedanken aneignen muß. Spaß am bösen Spiel. Wir hatten Spaß in unserer Loge, bis Mutti nein sagte, bis sie keinen Spaß mehr hatte. Onkel Wilhelm kam als Hitler hinter dem Vorhang hervor und goß den Menschenhaß über uns aus. Da brach Mutti das Theater ab. Es war zu viel. Vielleicht hatte sie Angst um mich, daß ich von diesem bösen Spiel fasziniert werden könnte wie es so viele damals waren. Buchenwald, Hitler, das war Buchenwald. Jetzt mußte er erzählen. Er war in einem Trakt mit Einzelzellen. Putzen hatte er müssen, damit ein Künstler auch einmal weiß, was Arbeit ist. Bis auf eine Zelle. Die war immer verschlossen. Es mußte jemand darin sein. Er hatte die andern Zellen und den Flur zu putzen. Er war neugierig. Er hielt sich an Schrubber und Putzlumpen fest. Schließlich war er Schaupsießer und außerdem ein Mann, der noch nie einen Putzlappen in der Hand haben mußte. Er hatte eine natürliche Vornehmheit in der Erscheinung, die alles andere, nur nicht entfernt an körperliche Arbeit erinnerte. Er hielt sich so lange wie möglich mit dem Putzen auf, in den Zellen, im Flur. Er litt. Er sollte schließlich darunter leiden. Einmal hatte er Glück. Er sah noch, wie aus der verschlossenen Zelle ein Mann von zwei Männern herausgeführt wurde. Er stand in ihrem Rücken. Er war immer leise, leise, damit man ihn nicht bemerkte. Nur der Mann aus der Zelle dreht den Kopf leicht zur Seite. Wilhelm zeigt ganz kurz eine Faust. Er hatte Thälmann erkannt. Er wußte nicht mehr, ob einer der Wachmänner doch etwas gehört oder bemerkt hatte. Jedenfalls wurde er mit Fragen belästigt, ob es ihn nicht interessiere, wer in dieser einen Zelle sei, ob er nichts vermute, ob er noch nichts gesehen habe oder gehört. Onkel Wilhelm steht im Zimmer mit Schrubber und Eimer. Onkel Wilhelm hat Schweißperlen auf der Stirn, Angst. Angst habe ich. Angst, als hätte ich Angst um mein Leben. Da stellt er sich gerade, sagt zu uns, Frieda, und weißt du was ich plötzlich gedacht habe, ich habe gedacht, jetzt zeigt es sich, ob du Schauspieler bist oder nicht, jetzt geht es um deinen Kopf und nur der Schauspieler in dir wird ihn dir retten. Da habe ich den Eimer hingestellt und den Besen fest in die Hand genommen. Und er nimmt den Schrubber als hielte er eine Frau, gravitätisch wie ein Militär und singt, das ist ein Geheimnis, das ist ein Geheimnis, dreht sich im Walzertakt und singt, jede Drehung ein: Das ist ein Geheimnis. Wir lachen noch, als er schon wieder sitzt und mit etwas schiefem Gesicht sagt, daß der Schuft ihn mit einem „Du armer Irrer“ losgelassen habe.

Ludwig de Pellegrini Rapallo im Programm

„Du bist zu beneiden“, versicherten mir alle meine italienischen Bekannten, wenn ich ihnen als meinen Urlaubsort Camogli nannte. Wo es liegt? Fahre oder fliege nach Genua. Dann bewege dich entlang der ligurischen Küste in Richtung Rapallo – La Spezia. An der Strecke, zwischen Genua und Rapallo, liegt Camogli. Hätte ich mich irgendwie mit der Geschichte dieses Fischerdorfes beschäftigen wollen, es wäre eine Reise zurück über 1600 Jahre gewesen und immer die Geschichte der Verteidigung einer winzigen autonomen Republik gegen den Zugriff der Mächtigen. Aber meine Absicht, in der Historie zu kramen, war weniger „ausschweifend“. Rapallo – bei den Reisevorbereitungen auf der Landkarte als „nähere Umgebung“ entdeckt – erweckte den Wunsch, an Ort und Stelle eher der selbst erlebten Geschichte noch einmal ein wenig nachzuspüren.

Dabei habe ich mich der Tatsache zu stellen, daß bereits nach nur 60 Jahren „Vergangenheit“ bei uns in der Bundesrepublik eine Generation lebt, der „Rapallo“ als Begriff eines wesentlichen Ereignisses in der deutschen Geschichte weitgehend unbekannt ist; es würde und wird den Jüngeren vorenthalten.

Dechiffriert heißt „Rapallo“ Abschluß eines Friedensvertrages zwischen der UdSSR und dem Deutschen Reich, der „Weimarer Republik“, am Ostersonntag des Jahres 1922. Welche politische Qualität diesem Vertrag zuzuschreiben war und ist, soll hier Zug um Zug beleuchtet werden. Dabei wird einiges Licht fallen auch auf die imponierende Haltung eines Mannes, der für seine Entschlußkraft bis auf den heutigen Tag in ein Aschenbrödeldasein gedrängt wird: Dr. Joseph Wirth aus Freiburg in Baden. Er war in den Jahren 1921/22 deutscher Reichskanzler, und er gehörte dem Zentrum an, einer christlichen, ja sogar vorwiegend katholischen Partei, die als Traditionspartei von der nach 1945 gegründeten CDU in Anspruch genommen wird. Gewichtet kann werden, daß der Werkmeistersohn Mathematik, Naturwissenschaften und Nationalökonomie studierte. Seine politische Laufbahn, die er 1911, mit 32 Jahren, als Stadtverordneter in seiner Geburtsstadt Freiburg begann, führte ihn rasch über ein Mandat als badischer Landtagsabgeordneter in den Reichstag, wo er zum Leidwesen der meisten seiner damaligen Parteifreunde 1917/18 Kritik an den Mißständen im deutschen Heer übte, die Erfolge des uneingeschränkten U-Boot-Krieges für fragwürdig hielt, einen deutschen Sieg überhaupt in Zweifel zog und die „amtliche Propaganda“ für lügnerisch erklärte. Man möge dies alles vor der damaligen Kulisse eines sonst allgemein üblichen Hurrapatriotismus bei den königlich-kaiserlichen Untertanen des deutschen Bürgertums sehen. Demzufolge war dann die militärische und politische Pleite ebenso wie die Revolution im November 1918 für die meisten Zentrumsleute ein „unbegreifliches Unglück“. Für Joseph Wirth und wenige seiner Freunde bestand jedoch Anlaß, in dieser Lage eine fortschrittlich-logische Entwicklung zu einem republikanisch-demokratischen Staatswesen zu unterstützen. Im badischen „Zentrum“, dem er ja angehörte, entbrannte nun allerdings die Diskussion, wie eine reine Arbeiterregierung zu verhindern wäre. Und da kamen die Ignoranten auf die Idee: Wir haben ja den Wirth, der einer „gefährlichen Radikalisierung“ entgegensteuern kann – den können wir doch als unseren Vertreter in die zu bildende „Vorläufige Volksregierung“

schicken. Dort wurde er auch Minister, arbeitete aber vor allem mit den verhafteten Sozialdemokraten zusammen, was der konservativen Mehrheit des Zentrums ein arger Dorn im Auge war. Eigentlich blieb Wirth in dieser Zeit als Vertrauter nur der Freiburger Prälat Dr. Schofer, ein Typ, der sich wie einst der schreibende Pfarrer Hansjakob (der katholische Johann Peter Hebel) als „Volksfarrer“ verstand – und, dies sei aus eigener Erinnerung hinzugefügt, aus Nachahmungsgründen noch in den dreißiger Jahren den großen breitrandigen Hansjakob-Hut trug.

Wirth hatte sein Klassenpult als Mathematiklehrer eines Freiburger Realgymnasiums also mit dem Ministersessel vertauscht. Sein abgeschlossenes Studium in Nationalökonomie aber qualifizierte ihn dann bei seiner Partei zur Übernahme des Reichsfinanzministeriums. Da gab es aber kaum etwas zu finanzieren als einen unübersehbaren Berg Schulden von Reparationsleistungen an die Siegermächte. Und etwas anderes gab es freilich auch, nämlich ein stillschweigend von den bürgerlichen Reichstagsparteien einschließlich der Sozialdemokratie geduldetes Wiederaufleben einer nationalistisch-revanchistischen Propaganda und Aktivität, die zum Kapp-Putsch und zu Fehmemorden führte und die ihren Nährboden im Antisowjetismus, Antikommunismus, Antisemitismus und innerhalb der gerüttelten Demokratie in einer frivolen Arbeiterfeindlichkeit suchte und fand.

Die fatale Orthodoxie des „Deutschland, Deutschland über alles“ und das Katzbuckeln vor Herrentum, Besitz und Profit verstellten den Weg in die Zukunft des neuen Staates. Anders die Haltung von Joseph Wirth, als er 1921 Reichskanzler geworden war. Und damit kehren wir erst mal wieder nach Rapallo zurück. Wird der durch die Urlaubsreise geographisch bedingte Anlaß zur Erinnerung an „Rapallo“ akzeptiert, mögen auch die Recherchen, die ich an Ort und Stelle vornahm, Verständnis finden. Meine Vorstellungen verlegten die Unterzeichnung des Friedensvertrages zwischen Deutschland und der Sowjetunion zunächst einmal in ein Grandhotel von Rapallo.

Rapallo wird nach wie vor in den italienischen Reiseführern als mondäner Baden- und Luftkurort ausgewiesen, und man findet darin sogar einen Hinweis auf den Vertragsabschluß. Ehrlich gesagt habe ich glücklicherweise nicht viel von Mondäniät gemerkt; jedenfalls hinterließ Rapallo bei mir den Eindruck einer ganz normalen italienischen Kleinstadt mit antikem Kern und einem farbfrohen Gemüse- und Obstmarkt. Mein Versuch, einen gedruckten örtlichen Führer zu kaufen, schlug fehl. Die Erkundigung in den einschlägigen Geschäften und selbst im Reisebüro, wo denn in Rapallo 1922 die Unterzeichnung des bewußten Vertrages stattgefunden habe, wurde durch Schulterzucken und mit einem „Nie davon gehört“ beantwortet. Aber endlich fand ich ein Buchhändlerehepaar, das mir bestätigte, es gäbe keine gedruckte Ortsbeschreibung von Rapallo; andererseits erklärte man mir, und dies mit sichtlicher Freude an meinem historischen Interesse ausgerechnet für diesen Friedensvertrag, die Zusammenkunft der deutschen und der sowjetischen Delegation und der Vollzug der Unterschriften unter den Friedensvertrag habe nicht in Rapallo stattgefunden, sondern in der „Villa Spinola“, die außerhalb Rapallos zwischen Santa Michele und San Margeritha läge. Freilich sei sie heute nicht mehr zugänglich. Daß ich mir dann einfach, um „da gewesen zu sein“, eine Pferdedroschke nahm, hatte nichts mit nostalgischen Schmerzen zu tun, sondern war die Folge der vergeblichen Suche nach der richtigen Omnibushaltestelle. Die unzugängliche Villa sei auch hier gestrichen, nicht aber der Name Spinola. Es schien mir richtig, einmal in

einem Lexikon der Bibliotheca von Camogli, über der ich direkt wohnte, nachzuschlagen. Indes befanden sich dort nur antiquarische Bücher. Immerhin konnte ich erkunden, die Spinolas sind eine alteingesessene genuesische Familie, aber über den gesuchten zeitgenössischen Sproß konnte ich nichts finden.

Die Aufzeichnungen über den Vertrag zu Rapallo sagen aber, daß das Treffen der deutschen und der sowjetischen Delegation von „Italien“ arrangiert worden sei. Personifiziert man dieses „Italien“, wird klar, daß der damalige Besitzer dieser ländlichen Zweitvilla diese als „Unterschlupf“ für die beabsichtigten Verhandlungen zur Verfügung gestellt hat. Der Begriff „Unterschlupf“ ist insofern berechtigt, da „Rapallo“ als eine spontane Nebenhandlung angesehen werden muß; sie fand statt im Rahmen der ersten internationalen Konferenz nach Ende des Ersten Weltkrieges, die nach Genua eingeladen worden war und zu der erstmals das besiegte Deutschland und die Sowjetunion als europäische „Neuerscheinung“ hinzugezogen waren. Die Konferenz von Genua, für die zunächst 40 Teilnehmerstaaten vorgesehen waren, die sich aber dann auf acht beschränkte, wurde am 10. April 1922 eröffnet. Vordergründig war das Thema „Europäische Wirtschaft“ zur Beratung angesetzt, wobei u. a. – und nur dies schlägt hier zu Gewicht – eine Neuregelung der deutschen Reparationszahlungen gefunden werden sollte, weil deren bisherige Höhe im internationalen Handel sich störend auszuwirken begann.

Frankreich aber sah darin den Versuch einer Revision des Versailler Vertrages, die unter keinen Umständen erfolgen dürfe. Zum anderen stand die Forderung an die neugegründete Sowjetunion zur Diskussion, die Vorkriegsschulden des zaristischen Rußlands an die Westmächte anzuerkennen. Man schielte aber auch gleichzeitig auf eine Einbeziehung des russischen Marktes in die europäische Wirtschaft, natürlich nach den handels- und privatrechtlichen Grundsätzen des kapitalistischen Westens, um einen Hebel gegen den, die bisherige kapitalistische Wirtschaftsstruktur störenden, Sozialismus in die Hände zu bekommen.

Das schöne warme Wetter hier am Kieselsteinstrand von Camogli steht so sehr im Gegensatz zu den Kälteschauern, denen 1922 die deutsche Reichsregierung bei der Vorbereitung der Konferenz in Genua ausgesetzt war, daß es schwer ist, die politische Verklemmung im Kabinett Wirth nicht auch heute noch als unwahrscheinlich deprimierend nachzuempfinden.

Walter Rathenau, Außenminister im Kabinett Wirth, vertrat die von der Mehrzahl der Kabinettsmitglieder geteilte und weitgehend allgemein propagierte Meinung, jegliche näheren Kontakte zur Sowjetunion, über die als förmlich hingenommene De-jure- und De-facto-Anerkennung durch das Deutsche Reich hinaus, für „nicht dringlich“ anzusehen.

Der Reichskanzler, Joseph Wirth – und dies sei nicht vergessen –, profiliertes Mitglied der Zentrumspartei, die offiziell aus ideologischen, aber angesichts der großen sozialen Notlage im eigenen Lande aus taktischen Gründen die Bürger mit dem „Bolschewistenstaat“ als Todsünde wider die göttliche Weltordnung abschrecken wollte, dieser Zentrumsmann Wirth sagte laut und deutlich, er hielt es für richtig, daß man sich politisch an die Idee gewöhnen müsse, mit Sowjet-Rußland normale Beziehungen aufzunehmen, wie sie zwischen der UdSSR und ihren sämtlichen Randstaaten bestünden. Außerdem sehe er in der bisher fast aussichtslosen Lage Deutschlands bei der Konferenz in Genua eine Möglichkeit, über die Notwendigkeit des Wiederaufbaus der Wirtschaft Mittel- und Osteuropas das strittige Reparations-

tionsproblem mit politischen Interessen der Sowjetunion verknüpft in die Konferenzberatungen von Genua „hineinzuschmuggeln“.

Die ganze Problematik ist zwar ein bißchen kompliziert, aber soviel sei gerafft dargestellt: Der Sowjetunion sollte von der Reichsregierung wirtschaftliche Hilfe angeboten werden, soweit die Reparationsfrage dadurch erleichtert werden könnte, daß die UdSSR in Genua dabei bliebe, die Gültigkeit des Versailler Vertrages, an welcher Frankreich und deshalb auch die anderen Westmächte festhielten, ihrerseits nicht anzuerkennen. Dies sollte Deutschland im Interessenraum der Westmächte am osteuropäischen Markt eine gewisse Öffnung verschaffen. Aber die UdSSR reagierte zurückhaltend, indem sie darauf aufmerksam machte, daß sie aufgrund des bisherigen Verhaltens der deutschen Reichsregierung ihr gegenüber nicht unbedingt eine Veranlassung zu einer Nichtenerkennung des Versailler Vertrages sehe.

Was eben so klatschte, war eine Welle am Strand und keineswegs der über ein halbes Jahrhundert alte Nachklang dieser kräftigen Ohrfeige – oder vielleicht doch eine Mahnung an das politische Heute?

Immerhin brachten intensive Verhandlungen den Erfolg, daß die russische Delegation auf dem Wege nach Genua zunächst über Berlin fuhr, um dort mit der Reichsregierung den nun erwünschten Gedankenaustausch über Fragen der Wirtschaft und der Kriegsfolgelasten zu führen. Dies war die Folge der Auffassung des Kanzlers und Zentrumsmannes Wirth, der ein gutes Verhältnis zur Sowjetunion als durchaus notwendig ansah, da nur so – man höre, staune und ziehe aktuelle Folgerungen – der Druck aus dem Westen für Deutschland gemildert werden könne. In Genua sah man sich wieder. Zur deutschen Delegation gehörten außer Wirth noch Rathenau und Maltzan. Die russische Delegation leiteten Litwinow, Tschitscherin und Radek.

Wie von Wirth befürchtet, wurde die deutsche Delegation von den Westmächten in eine Statistenrolle gedrängt. Mit den Vorgesprächen von Berlin im Rücken konnte der Druck der Westmächte durch eine deutsche Eigeninitiative gemildert werden. Dies war um so dringlicher, zumal tatsächlich Gefahr bestand, daß Deutschland auch in bezug auf die Sowjetunion wirtschaftlich ausgeschaltet werden sollte. So war der Stand der Dinge am Ostersonntag.

Der Ostersonntag war von der Konferenzleitung als Ruhetag angesetzt, am Ostermontag sollten die Verhandlungen fortgesetzt werden. Eile tat also not. Rathenau, in der Erkenntnis, daß vom weiteren Verlauf der Konferenz in Genua kaum mehr etwas zu erwarten war, gab seine bisherige, betont reservierte, Haltung gegen Sonderverhandlungen mit der UdSSR auf. Wirth und Maltzan waren sich ohnehin einig geworden. Die Leiter der deutschen Politik faßten den Entschluß, am sitzungsfreien Ostersonntag das in Berlin vorbereitete Abkommen mit den Vertretern der Sowjetunion unter Dach und Fach zu bringen.

In der Nacht vom Samstag zum Sonntag brachte Maltzan die Telefondrähte durch unzählige Gespräche mit den Russen und den italienischen Gastgebern zum Glühen. Schließlich galt es ja auch, für die beabsichtigten Verhandlungen eine entsprechende Örtlichkeit zu finden. Und eben da wurde vom italienischen Mittelsmann die Villa Spinola angeboten.

Am Ostersonntag früh trat man die etwa eineinhalbstündige Fahrt nach Rapallo an. Und am Abend war es soweit, daß Rathenau und Tschitscherin einen ausgehandel-

ten Vertrag unterschreiben konnten.

Mir schien es recht interessant zu wissen, wie Joseph Wirth selbst das Ergebnis des Vertragsabschlusses beurteilte; dazu kann für uns die von ihm abgegebene „Erklärung der Reichsregierung vor dem Reichstag am 29. Mai 1922“ dienen:

„Die Tagesordnung ist schließlich so beschränkt worden, daß nicht einmal mehr die europäische Krise in ihrem gesamten Umfang in das Programm der Genuakonferenz aufgenommen worden ist.“

„Aber es hat sich im Verlauf der Genueser Debatten herausgestellt, daß ... eine neue Union sich gebildet hat, die der einladenden Mächte, zu denen wir selbstverständlich nicht gehören.“ (Übrigens ja auch die UdSSR nicht.)

„Wir waren deshalb genötigt... unsere Fragen mit Rußland selbständig zu lösen... Es ist eine große Aufregung über den Vertrag von Rapallo durch die Welt gegangen... (so), daß das selbständige Handeln Deutschlands bereits auf der Gegenseite in einzelnen Kreisen Bestürzung hervorgerufen hat.“

Im weiteren Verlauf der Rede betonte Wirth, der Vertrag von Rapallo sei ein „ehrliches aufrichtiges Friedenswerk, ein vorbildlicher Friedensvertrag“, in dem es weder Besiegte noch Sieger gäbe. Der Rapallovertrag realisiere „den Willen zweier großer Nachbarreiche... in Frieden und verständnisvoller Zusammenarbeit, und zwar in der Arbeit gegenseitigen Wiederaufbaus zusammenzuleben“.

„Er bedeutet nicht nur einen Frieden zwischen zwei Völkern, denen es immer gut gegangen ist, solange sie sich verstanden haben, er bedeutet auch ... eine Brücke zwischen Ost und West in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht, zum Wohle beider Völker.“

„Es ist interessant, daß dieser Rapallovertrag bei den Arbeitern der ganzen Welt als erstes wahres Friedenswerk nach der großen Katastrophe erkannt und gewürdigt worden ist.“ (Sagte der Zentrumsman Joseph Wirth! Bitte diesen Satz zweimal lesen!)

„Ich kann erklären, daß der Rapallovertrag keine politischen oder militärischen Abkommen enthält, und jede böswillige Behauptung, die da und dort immer wieder auftaucht, ist... eine böswillige Verleumdung, um dem ersten Friedenswerk, das überhaupt in Europa errichtet worden ist, Schwierigkeiten zu bereiten.“

Während der Rapallovertrag im Reichstag auf einiges Wohlwollen stieß, nannte ihn die rechtskonservative „Deutsche Zeitung“ ein „Bündnis mit den jüdischen Sowjets“, was bei den Nazis natürlich stürmischen Beifall fand.

Beachtlich sind dann aus der Rede Wirths auch Sätze, die besonders heute noch für die internationale Politik prinzipielle Bedeutung behalten haben. Man müsse, sagte Wirth, „von der unglücklichen Methode sich abwenden können, die Politik auf Termine zu machen, von der Politik, die immer wieder einen Termin setzt, an dem schließlich das Damoklesschwert, das über uns hängt, über das deutsche Volk her niedergehen soll. Politik auf Termine und dahinter die Drohung mit brutaler Gewalt, das ist der Tod für jede Treuga Dei (d.i. Gottesfrieden und meint die Lösung aller Konflikte ohne Waffengewalt – im Mittelalter Verbot aller Fehden) in Europa.“

Buben werfen faustgroße Kieselsteine ins Wasser, die hier am Meer keine sich erweiternden Kreise verursachen können, weil die unruhigen Wellen sie daran hindern. Den Wellen sei nichts Böses nachgesagt, aber so sind sie Unruhestifter, und mir kommen sie vor wie jene Prinzipienreiter der Inquisition, jetzt biederstädtisch

sich gebende Frack-, Krawatten- und Uniformträger, die in jeder Gegenwart immer wieder eine „Wende“ zum Ewiggestrigen beschwören wollen.

Rom hat sich tot „gekriegt“, man hätte also auf historische Tatsachen zurückgreifen können. Spätestens nach der Pleite des arroganten Weltgeltungsanspruches des deutschen Kaiserreiches wäre Umdenken nach Wirthschem Konzept rational gewesen. Nein, die rechtskonservative Phalanx gab Hitler die Möglichkeit, sein erhofftes „tausendjähriges Reich“ in sieben Jahren kaputtzu „kriegen“:

Wir werden weiter marschieren,
bis alles in Scherben fällt,

denn heute gehört uns Deutschland

und morgen die ganze Welt.

Zurück zu Joseph Wirth. Ab 1933 war er im Exil, nach 1945 war er bei der CDU abgemeldet, in das „Vergessen“ verbannt. Und das mit „guten“ Gründen: Der Mann von Rapallo hat nämlich noch einmal eine Rolle gespielt. Nicht mehr als Funktionsträger in einer Regierung, auch nicht in der CDU Adenauers, sondern als Mitinitiator der Friedensbewegung der fünfziger Jahre. Er war Begründer der Deutschen Sammlung, die den Gedanken vertrat, einen Ausgleich zu finden, um die drohende endgültige Trennung der Besatzungszonen der Siegermächte West und Ost zu verhindern und ein Gesamtdeutschland zur Stabilisierung des Friedens zu erhalten. Nach Rapallo ein erneuter Anlauf zu einem Modus vivendi vor allem auch mit der Sowjetunion, sehr zum Ärgernis des nur mit seiner eigenen, einzigen Stimme Mehrheit gewählten Bundeskanzlers Konrad Adenauer, der sich der Konfrontationspolitik des amerikanischen Außenministers John Foster Dulles, dem „Roll-back“, soll heißen „Zurückrollen des kommunistischen Einflusses“, möglichst hinter den Ural, angeschlossen hatte und dessen Demokratieverständnis sich ausschließlich auf seine eigene Person bezog. Diese „neue“ Politik konnte nur mit einer maßlosen Hetzkampagne gegen die Sowjetunion und den „Weltkommunismus“ als psychologische Vorbereitung auf einen neuen Krieg verbunden sein. Gleichzeitig aber war sie das Mittel einer Geschichtsretusche, um von der beschämenden Mitschuld der konservativen Bourgeoisie am Faschismus und seinen Folgen auf „Schlimmeres“ abzulenken. Hier war die Friedensbewegung und in ihr ein Mann wie Joseph Wirth ein Störfaktor ersten Ranges. Der Antikommunismus, verbunden mit der Wiederaufrüstung und dem Bekenntnis zur Atombombe, wurde zur bundesrepublikanischen Maxime der Staatsbürgertreue erhoben, und selbst die SPD ließ sich auf diese Rute leimen, um „salonfähig“ zu sein. Opposition, und das hieß: Kampf gegen die Remilitarisierung und für einen gerechten Friedensvertrag, Kampf dem Atomtod war im Schwerpunkt nur noch außerparlamentarisch möglich. Der Altreichskanzler Joseph Wirth trat in großen Versammlungen der Friedensbewegung auf mit der Mahnung an die politische Vernunft. Die „Deutsche Volkszeitung“ wurde als Informationsorgan geschaffen, Joseph Wirth zeichnete als Herausgeber verantwortlich.

Die Adenauer-Politik der einseitigen Bindung an den Westen hatte nichts mit „Sicherheit“ zu tun. Churchill meinte, wie bekannt, man habe „das falsche Schwein geschlachtet“; die Ewig-Revanche-Bedürftigen wollten im „nächsten Krieg auf der Seite der Sieger sein“. Und Adenauer hat – es ist verbürgt – den neuen Krieg gegen die Sowjetunion in sein politisches Kalkül einbezogen.

Den Wahlbürgern wurde allerdings immer wieder von Adenauer und den Seinen

versichert, man wolle ja nichts als den Frieden und noch einmal „nur“ den Frieden. Dabei begann es schon überall in der Welt zu krachen.

Reinhold Schneider, es sei erlaubt, ihn hier mit in unsere Rapalloerinnerungen einzubeziehen, führender katholischer Schriftsteller, zu jener Zeit in Freiburg lebend, still zurückgezogen, stand in diesen Nachkriegsjahren mit Joseph Wirth in geistiger Beziehung und wurde in seinen philosophischen Schriften (Der Friede der Welt, 1956) zum gewichtigen Helfer für die Friedensbewegung. Für Reinhold Schneider war die These „Aufrüstung als der beste Beitrag zur Abrüstung“ bereits echter Krieg, weil der Vernichtungswille Voraussetzung solcher Denkart sei. Wie Wirth vertrat er die Meinung, daß Friede politisch und international nur zu erreichen sei, wenn er das Gegenteil, nämlich Vertrauen, zur Voraussetzung habe. Besonders ernsthaft setzte sich Reinhold Schneider mit dem moralisch-sittlichen Hintergrund der in diese Remilitarisierungsepoke fallenden Diskussion um die Atombombe auseinander. Dabei fand er bei Johann Peter Hebel (1760–1826) eine apokalyptische Einschätzung der sich anbahnenden Gegenwart. Vor einer zerfallenen Burg, dem Röttler Schloß im südbadischen Wiesental, steht der Großvater mit dem Enkel und gibt ihm sein Zukunftsbeeld:

Der Himmel steht im Blitz un d’Welt im Glast

Der Belche steht verchoholt

Der Blaue au, as wie zwee alti Türm

Un zwischedrin isch alles usebrennt

Bis tief in Bode abe. D’Wiese het

ke Wasser meh...

Reinhold Schneider weist darauf hin – und immerhin hatte die Welt ja Hiroshima als Lehrbeispiel erhalten –, daß die entfesselte Atomkraft alles verändert habe außer unserer Denkweise. Er mahnt, „die Anpassung der Denkweise an die Wirklichkeit“ müsse doch ernst genommen werden.

Und das ist das Stichwort, das unmittelbar zu Joseph Wirth zurückführt. Es geht um Zusammenhänge mit Rapallo, und es geht um die verkrustete Denkweise, die sich vom Kaiserreich bis heute in sogenannten politischen Köpfen erhalten hat.

Dabei ist zu bedenken, daß die im politischen Wortschatz verwendeten Begriffe „links“ und „rechts“ längst nicht mehr an der parlamentarischen Sitzordnung oder wie auf einer Skala abgelesen werden können. Sie bedeuten keine einordnende Zumessung mehr, sie sind gemeinhin als übergreifende Wertung der „Denkweise“ zu interpretieren. Und so ist auch auszulegen, was der Reichskanzler Joseph Wirth in einer Erklärung der Reichsregierung am 25. Juni 1922 vor dem Reichstag vortrug. Walter Rathenau, der als Außenminister des Kabinetts Wirth für die Unterschrift unter den Rapallovertrag zuständig war, wurde kurz darauf ermordet. Und dieser Mord war – nach der Ideologie der „Rechtskreise“ – an einem Verräter der antibolschewistischen Maxime vollzogen worden. Trotzdem wurden dem deutschen Volke die morbiden Zustände des Reiches immer wieder als Schuld der „Linken“ eingereitet. Und nun im Originalton der Schluß dieser Rede des Zentrumsmannes Joseph Wirth:

„In jeder Stunde Demokratie! Aber nicht Demokratie, die auf den Tisch schlägt und sagt: Wir sind an der Macht! – nein, sondern jene Demokratie, die geduldig in jeder Lage für das eigene unglückliche Vaterland eine Förderung der Freiheit sucht! In diesem Sinne muß jeder Mund sich regen, um endlich in Deutschland diese Atmo-

sphäre des Mordes, des Zankes, der Vergiftung zu zerstören. Da steht (nach rechts) der Feind, der sein Gift in die Wunden eines Volkes trüffelt. – Da steht der Feind – und darüber ist kein Zweifel: Dieser Feind steht rechts!“

Mir ist dabei noch einmal einiges unter die Haut gegangen. Was in der Bundesrepublik an Morden hoch oder minder gewertet wird, wie auf den Tisch geschlagen und Gift geträufelt wird. Nein, es scheint mir da auch keine Atmosphäre zu sein, die eine Förderung der Freiheit sucht. Nein, ich sehe hier den Wirthschen Demokratiebegriff nicht.

Und so ist es nun einmal. Man trägt das Geschehen mit sich herum, auch mit in die Fischerkneipe Dal Porticciolo in Camogli, wo die Alten mit ihren verwitterten Ge- sichtern die bevorstehenden italienischen Wahlen gestikulierend diskutieren. Und unsere eigene Gegenwart wird einem besonders klar, wenn Rapallo im Programm stand.

Schlußwort der Bonner Volksversammlung, 22. 10. 1983

Wir haben nein gesagt, wir sind aufgestanden, wir widersetzen uns, wir werden weitergehen.

Vier Jahre haben wir mit Demonstrationen, Blockaden und Unterschriftensamm- lungen, mit vielfältigen Aktionen Widerstand geleistet. Heute unterstützt die Mehr- heit unseres Volkes unsere Forderung:

Keine Stationierung von Pershing II und Cruise-Missiles!

Niemand von uns weiß, ob in einigen Wochen Wirklichkeit wird, was wir verhindern wollen. Das wird unseren Kampf nicht leichter, sondern schwieriger machen. Es wird ihn aber auch notwendiger machen. Wir brauchen und haben den Mut, die Kraft, die Phantasie und den langen Atem auch über den Dezember hinaus. Wie es weitergehen soll, darüber sollten wir jetzt in der ganzen Friedensbewegung sprechen.

Wir rufen auf:

Gebt keine Ruhe! Setzt den Widerstand fort!

- In den Friedenswochen vom 6. bis 16. November.
- Aus Anlaß der Bundestagsentscheidung am 21. November.
- Am Jahrestag des Stationierungsbeschlusses, am 12. Dezember.

Am 21. November sollten alle Abgeordneten des Deutschen Bundestages, die für die Stationierung stimmen, wissen: Sie unterscheiden gegen die Mehrheit der Bevölkerung. Wir wollen dies, wo wir leben und arbeiten und hier in Bonn zeigen. Einige wenige NATO-Strategen dürfen nicht mehr Einfluß auf die politische Entscheidung haben als Millionen Bürger. Deshalb können und werden wir mit dem heutigen Tag nicht aufhören, heilsame Friedensruhe zu stiften. Wir sind aufgestanden, wir werden weitergehen!

Wir wollen frei von Atomwaffen sein. Bei uns, in Europa und in der ganzen Welt.

Habib Bektaş

Brief aus dem Kreißsaal

hättest du reden können statt zu weinen
vielleicht hättest du uns etwas lehren
können

(Bülent Ecevit)

da habt ihr aber gestaunt!
wußtet ihr denn, daß ich komme?
seht her

ihr großen
ihr wißt doch alles
weil ihr alles wißt
habt ihr an alles gedacht, an alles
an alles was ich brauche
was ist
was ist
was ist

was ist das atom?
kann man das essen wie brot?
was ist das neutronen?
kann man das trinken wie milch?
was ist das raketen?
kann man das riechen wie gras?

sagt
wozu ist das gut?
warum seid ihr still,
antwortet mir!
wenn ich frage, dann
heißt das: wozu ist das gut?

ich kann nicht verstehn
daß man tötet
warum
warum erzeugt
ihr mich dann?

aha, der feind
was ist das, der feind?

töten, ja,
ich glaube, ich hab es verstanden
ihr großen,
ihr wißt doch alles,
also
zuerst zeugt ihr den menschen

dann schafft ihr den feind
dann, aha,
eure sachen sind sehr kompliziert.

onkel doktor,
onkel doktor,
bitte zurück ...
nicht möglich.
ihr großen
was schaut ihr mich an
ich weine
ich schäme mich nicht, daß ich weine,
was kann man anders
als weinen
der doktor weiß alles
er kann euch erklären:
bei der geburt
weinen die babys
im schmerz ihrer lungen;

ihr sollt mich nicht lieben
niemand von euch soll mich lieben
ich bin kein niedliches spielzeug
weg eure hände
hört auf, mich zu küssen,
küßt mich doch nicht
euer atem stinkt nach atom,
euer atem stinkt nach neutronen,
weg
reinigt euch erst in den tempeln
ich kann nichts dafür
daß ich da bin
aber wenn ich schon da bin
wenn ich schon auf der welt bin
werde ich leben
werde ich sein
eine frage
ein schrei
ein preis
den keiner bezahlen kann
aber
es kann auch sein, daß ich euch
eine hoffnung bin
in eurer hand liegt es
es liegt bei euch,
in eurer hand ganz allein,
ihr braucht nur zu wollen.

Alexander Rall
Zum Gedenken an Philipp Müller

„Wenn der örtliche Polizeieinsatzleiter sagt: Bitte, entfernen Sie sich, und jemand entfernt sich nicht, dann ist er schon kein normaler Bürger.“
F. Zimmermann, Bundesinnenminister

um es gleich klarzustellen: philipp müller war kein normaler bürger, er war um die zwanzig, münchener eisenbahnarbeiter und kommunist

vor allem aber hat er sich nicht schnell genug entfernt, als der örtliche polizeieinsatzleiter sagte: bitte, entfernen sie sich

er wurde im rücken von polizeikugeln getroffen das war auf einer friedensdemonstration am 11. mai 1952 in essen

auf seinem grabstein sehe ich immer deutlicher die inschrift: er hat sich nicht schnell genug entfernt, um ein normaler bürger zu sein



Richard Scheringer

Grüner Baum auf rotem Grund

(248 Seiten,
mehrere Abbildungen,
broschiert, 12,- DM)

Richard Scheringer, Sohn eines Berufsoffiziers, ging zunächst den vorgezeichneten Weg – als Reichswehroffizier, zur „Nationalen Rechten“. Seine Umkehr mit der öffentlichen Absage an die Nazis im Jahre 1931 und seinen Kampf zusammen mit den Kommunisten gegen Faschismus und Krieg schildert er in „Das große Los“. Jetzt veröffentlicht Richard Scheringer seine Erinnerungen an die Adenauer-Ära. Der Kampf gegen deutsche Spaltung und Remilitarisierung, die Haftzeit in Landsberg und die Situation nach dem Verbot der KPD, das Leben der Familie, die Freuden der Jagd und die Arbeit auf dem Dürrenhof bei Kösching, dessen Wappen den „Grünen Baum auf rotem Grund“ zeigt – das alles wird in faszinierender Weise lebendig. So hilft Richard Scheringer zugleich dem Leser, Antwort auf brennende Fragen von heute zu finden und aktiv zu werden gegen die Bedrohung unseres Lebens durch die Stationierung der neuen US-Raketen.
Noch lieferbar: „Das große Los“ von Richard Scheringer, 3. Aufl., 424 Seiten, brosch., 9,80 DM

Anzeige

Kritisches Wörterbuch des Marxismus

herausgegeben von Georges Labica
unter Mitarbeit von Gerard Bensussan

Herausgeber der dtsh. Fassung
Wolfgang Fritz Haug

Titel der Originalausgabe
Dictionnaire Critique du Marxisme
Presses Universitaires de France, Paris 1982
ISBN 3-88619-033-1

Kritisches
Wörterbuch
des
Marxismus

Band 1
Abhängigkeit bis Bund
Argument

Im Oktober 1983 erschien der erste Band der deutschen Ausgabe des **Kritischen Wörterbuchs des Marxismus**. Das Gesamtwerk soll bis Ende 1985 geschlossen vorliegen. Es wird aus zwei Teilen bestehen:

1. Die deutsche Übersetzung des **Dictionnaire critique du marxisme**, das 1982 von Prof. Georges Labica (Universität Paris X) unter Mitarbeit von Gerard Bensussan im Verlag der **Presses universitaires de France** herausgegeben worden ist. Die Übersetzung beruht auf der in Vorbereitung befindlichen verbesserten und wesentlich erweiterten zweiten Auflage. Sie erscheint in 7 Bänden zu je ca. 200 Seiten bis Ende 1984.

Über 60 marxistische Wissenschaftler Frankreichs, aus unterschiedlichen Generationen und von unterschiedlicher politischer Orientierung, bearbeiten über 400 Begriffe der marxistischen Theorie.

2. Im Anschluß sollen 2 bis 3 Ergänzungsbände zur deutschen Ausgabe erscheinen. Die behandelten Stichwörter werden teils Lücken des französischen Werks ausfüllen, teils ergänzende Aspekte zu bereits behandelten Stichwörtern hinzufügen. Das Konzept der Ergänzungsbände ist noch in Entwicklung. Anregungen sind willkommen.

Das Subskriptionsangebot gilt bis 30. September 1984. Die Subskription verpflichtet zur Abnahme des Gesamtwerks. Ausgabe in frz. Broschur: Subskription 19,80 DM pro Band (später 24,- DM). Leinenausgabe: 29,80 DM (später 34,- DM).

Pressestimmen

»Dieses Wörterbuch bereichert beträchtlich die verfügbaren Mittel einer seriösen Kenntnis des Marxismus.« Lucien Sève in »Le Monde«

»... liest sich so spannend wie ein Geschichtsbuch.« Libération

»Kurz, eine Summe, die man unbedingt in den Händen haben muß, wenn man die Welt des Marxismus verstehen will. Nicht nur ein Wörterbuch, sondern ein Ganzes, das es bis heute noch nicht gab.« La gazette

»... ein unentbehrlicher Instrumentenkasten für die 80er Jahre.« Frieder O. Wolf in »Moderne Zeiten«.

Fordern Sie den ausführlichen Sonderprospekt zum Kritischen Wörterbuch des Marxismus an.

ARGUMENT-Verlag, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65, Tel. 030/4619061

**Herbstliche
Neuerscheinung:**

Rüdiger Hipp

GRAND HOTEL ABGRUND

Vom Leben im
„sichersten Land,
das es gibt“

Roman, 190 Seiten
Pappb., 14,80 DM
ISBN 3-924192-00-6

EREWHON-VERLAG
Just.-Kerner-Str. 65
7157 Murrhardt

Daniel Granin

Zielbestimmung

(480 Seiten, brosch., 8,- DM)

Die Verantwortung des Wissenschaftlers in unserer Zeit, die Zielbestimmung seiner Arbeit ist das Thema der drei Erzählungen dieses Bandes. Brennend aktuell: die Geschichte über die Erfinder der Atombombe in Ost und West in den Jahren um das Ende des zweiten Weltkrieges.

Dammitz Verlag im Verlag

Plambeck & Co

Druck und Verlag GmbH

Auslieferung:

**Brücken-Verlag GmbH,
Postfach 1928,
4000 Düsseldorf 1**

Friedrich Hitzer

Vom Baumsterben der Menschen oder: Die Gewerkschaften müssen ihren Weg neu beschreiben

Mit Zeichnungen von Guido Zingerl
(200 Seiten, broschiert, 12,- DM)

Alle reden vom Baumsterben, das Sterben der Bäume ist aber eine Warnung an alle Menschen, daß dieses Sterben mit ihnen selber unmittelbar etwas zu tun hat.

- In Friedrich Hitzers Geschichte werden symbolische Parallelen vom Leben der Bäume und vom Leben der Menschen aufgezeigt.
- Dokumentation und Collage: Reichhaltiges Material über Schriftsteller in der Friedens- und Arbeiterbewegung erhellt Hintergrund und Bedeutung der Kampagnen gegen den Verband deutscher Schriftsteller (VS).
- In einem breitangelegten Gespräch unterhält sich Friedrich Hitzer mit Leonhard Mahlein über die Zukunft der Gewerkschaften.

**Dammitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH
Bestellungen über den Buchhandel
oder direkt bei:**

**Brücken-Verlag GmbH, Auslieferung Dammitz,
Postfach 1928,
4000 Düsseldorf 1**



Autorenverzeichnis

Arz, Astrid, sh. KK 1/80.

Bierbichler, Sepp, sh. KK 4/82.

Chobot, Manfred, sh. KK 3/83.

Chotewitz, Peter O., sh. Kleine Arbeiterbibliothek, Band 60, „... und ruhig fließt der Rhein“.

Claus, Joachim, geb. 1962 in Waiblingen, Abitur 1982, dann freiwilliges, soziales Jahr als Krankenpfleger.

Dallmann, Günter, geb. 1911 in Berlin. Studium der Staatswissenschaften und Neuere deutsche Literaturgeschichte an den Universitäten Berlin, Frankfurt a. M. und Heidelberg. März 1933 Emigration (Schweiz/Frankreich), seit 1934 in Stockholm (Schweden), Journalist und Publizist. Mitarbeiter und Korrespondent verschiedener Zeitungen und Rundfunkanstalten. Übersetzte verschiedene schwedische Romane, 1971 Wilhelm-Noberg-Preis. Mitglied des schwedischen Journalistenverbandes.

Donus, Bruno, geb. 1921 in Stuttgart-Fellbach, lebt in Bayreuth. Mitglied im VS, Werkkreis Literatur der Arbeitswelt und in der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Autoren, Theaterstücke, Lyrik, Gedichtbände RUSTER WEIN MIT SMYRNAFEIGEN und VON ZEITEN (Bläschke). Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitungen, Zeitschriften.

Dürssner, Werner, sh. KK 3/83 und Zeit-Gedichte 1-1981.

Elsner, Gisela, sh. KK 1/82 und 2/83.

Friedmann, Herbert, sh. KK 1/83.

Geissler, Rudolf, geb. 1953. Studierte Germanistik, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft sowie Politikwissenschaft und Publizistik in Mainz. Ausbildung am Journalistischen Seminar der Mainzer Universität; SWF-Redakteur in Baden-Baden. Mitglied der RFFU. Veröffentlichungen: Die Entwicklung der Reportage Egon Kischs in der Weimarer Republik, Köln 1982 (Pahl-Rugenstein) Gedichte in verschiedenen Literaturzeitschriften.

Grafl, Gerald, geb. 1953 in Telfs/Tirol, seit 1969 in Wien. Kaufmännische Lehre als Dekorateur, dann Hilfsarbeiter, dann drei Jahre Buchhändler, seit 1979 freier Schriftsteller und Liedermacher. Mitglied des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt/Werkstatt Wien und der Grazer Autorenversammlung. Zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Literaturpreise und Stipendien (z.B. Preis für Literatur der Arbeitswelt durch die Arbeiterkammer Oberösterreich, Förderpreis der Theodor-Körner-Stiftung).

Hennemann, Susanne, sh. KK 4/82 und 2/83.

Horvath, Peter, geb. 1959 in Krefeld. Studium ab 1978 in Düsseldorf, Geschichte und Deutsch. Zwischen durch Zivildienst, lebt und studiert seit 1983 in Hamburg.

Hirschheydt, Achim Knüpfervon, geb. 1936, deutsch-baltischer Abstammung, lebt in München. Nach geisteswissenschaftlichen Studien verschiedene „Brotarbeiten“, ausgedehnte Reisen in die Mittelmeerbänder. Freischaffender Autor und Publizist. Zwei Lyrikbände; Vorträge über kunst- und kulturgeschichtliche Themen.

Jöst, Erhard, geb. 1947 in Mannheim. Studium der Germanistik und Philosophie in Heidelberg. 1976 Promotion über „Bauernfeindlichkeit. Die Historien des Ritters Neithart Fuchs“. Ab 1976 im Schuldienst tätig, z. Zt. Lehrer in Heilbronn. 1980 bis 1982 Stadtrat in Bad Mergentheim. Veröffentlichungen u.a. „Agitation durch Kriegslyrik. Ein Unterrichtsmodell für den Deutschunterricht auf der Sekundarstufe II“ (1978); „Wintermärchen in der Provinz“ (Hg. zus. mit Ruth Broda, Dreisam-Verlag, Freiburg); „Der Schulfriede ist in Gefahr. Eine Dokumentation“ (Hg. zus. mit Klaus Schwarz, Akad. Verlag Heinz, Stuttgart 1982).

Kissner, Stefan, sh. KK 4/83.

Kloos Maria, sh. KK 2/80.

Lamprecht, Michael, geb. 1952. Nach Abitur Reisebegleiter der DB und Zeitungsvolontär. Pädagogik-Studium in Hagen, Berlin und Dortmund; arbeitsloser Lehrer, z. Zt. Taxifahrer.

Leitner, Kurt, geb. in Kriegslach (Österreich). Veröffentlichungen in bundesdeutschen und österreichischen Lyrik-Anthologien und Literaturzeitschriften.

Opitz, Hellmuth, lebt in Bielefeld.

Pellegrini, Ludwig de, geboren 1908 in Freiburg/Schwarzwald. Oberlehrer a. D. und Publizist. Die Redaktion gratuliert zum 75. im Dezember!

Rall, Alexander, geb. 1956 in Heidelberg, lebt in Köln; nach Abschluß des Studiums der Sozialwissenschaften, Germanistik und Pädagogik, Zivildienst in der Altenhilfe; jetzt arbeitslos. Lyrik, Prosa, Artikel in Zeitschriften und Anthologien.

Seitz, Fritz Peter, geb. 1940 in Stuttgart. Studium an der Pädagogischen Hochschule. Veröffentlichungen von Lyrik, Aphorismen, Prosa, Essays und Szenischem in Zeitungen, Literaturzeitschriften, Anthologien, Rundfunk. „Ehrengabe für Prosa“ der literarischen Union Saarbrücken (1977), „Überm Wellenschlag“,

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co

Druck und Verlag GmbH

Xantener Straße 7

4040 Neuss 13

Postvertriebsstück / Gebühr bezahlt

F 2484 F

FRIEDENSWOCHE HERBST 1983 –
VOLKSVERSAMMLUNG NEU-ULM 22. OKTOBER
Jo Ann / Norbert Greinacher / Jakob Moneta / Oskar Neumann
Erklärungen: Ärzte und Psychotherapeuten, Lehrer, Wissenschaftler, Philosophen, Journalisten, Fragen an den Bundeskanzler...

*A. Arz, H. Bektas, S. Bierbichler, P. O. Chotjewitz, J. Claus,
M. Chobot, B. Donus, W. Dürrson, H. Friedmann, G. Graßl,
S. Hennemann, E. Jöst, A. Knüpffer v. Hirschheydt, S. Kissner,
B. M. Kloos, M. Lamprecht, K. Leitner, U./T. Michalski, H. Opitz,
A. Rall, H. Roeder, F. P. Seitz, M. Speth, K. H. Schneider,
R. Schroer, E. Schöfer, E. Schümmelfeder, J. P. Stössel, E. Stöppler,
K. Taefler, A. Tondern, R. Wagner, M. Weigert-Sicheneder,
K. P. Wolf, G. Weiß*

Reinhard Kühnl: Kriegspreis für Colin S. Gray

Christian Götz: Gegen die „Wende von rechts“

Peter Horvath: Luthers Bibel und seine Zeit

Rudolf Geissler: Curt Goetz – von Mikroben und Menschen

Günter Dallmann: Klabund – vergessener „Gebrauchslyriker“

Ludwig de Pellegrini: Rapallo im Programm

Ernst Schumacher: Brecht und der Frieden

Gisela Elsner: Der Dissident oder ...



DM

8,50

F 2484 F

FRIEDENSWOCHE HERBST 1983 –
VOLKSVERSAMMLUNG NEU-ULM 22. OKTOBER
Jo Ann / Norbert Greinacher / Jakob Moneta / Oskar Neumann
Erklärungen: Ärzte und Psychotherapeuten, Lehrer, Wissenschaftler, Philosophen, Journalisten, Fragen an den Bundeskanzler...

A. Arz, H. Bektas, S. Bierbichler, P. O. Chotjewitz, J. Claus,
M. Chobot, B. Donus, W. Dürrson, H. Friedmann, G. Graßl,
S. Hennemann, E. Jöst, A. Knüppfer v. Hirschheydt, S. Kissner,
B. M. Kloos, M. Lamprecht, K. Leitner, U./T. Michalski, H. Opitz,
A. Rall, H. Roeder, F. P. Seitz, M. Speth, K. H. Schneider,
R. Schroer, E. Schöfer, E. Schümmelfeder, J. P. Stössel, E. Stöppler,
K. Taefler, A. Tondern, R. Wagner, M. Weigert-Sicheneder,
K. P. Wolf, G. Weiß

Reinhard Kühnl: Kriegspris für Colin S. Gray

Christian Götz: Gegen die „Wende von rechts“

Peter Horvath: Luthers Bibel und seine Zeit

Rudolf Geissler: Curt Goetz – von Mikroben und Menschen

Günter Dallmann: Klabund – vergessener „Gebrauchslyriker“

Ludwig de Pellegrini: Rapallo im Programm

Ernst Schumacher: Brecht und der Frieden

Gisela Elsner: Der Dissident oder...



kürbiskern

kürbiskern



**AUFSTEHN
FÜR'S LEBEN**

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Der „kürbiskern“ brachte Beiträge von: Wolfgang Abendroth/James Aldridge /Carl Amery/Alfred Andersch/Wolfgang Bächler/Grigorij Baklanow/Ulrich Becher/Ernest Borneman/Irmela Breder/Peter O. Chotjewitz/Ingeborg Drewitz/Axel Eggebrecht/Bernt Engelmann/Gisela Elsner/Erich Fried/Gerd Fuchs/Günter Herburger/Dieter Hildebrandt/Hermann Kant/Heinar Kipphardt/Dietrich Kittner/August Kühn/Franz Xaver Kroetz/Jürgen Kuczynski/Dieter Lattmann/Peter Maiwald/Irmtraud Morgner/Luise Rinser/Jannis Ritsos/Erika Runge/Erasmus Schöfer/Peter Schütt/Monika Sperr/Dieter Süverkrüp/Uwe Timm/Artur Troppmann/Peter Turrini/Martin Walser/Peter Weiß.

Themen der letzten Hefte:

- 1/83: Ausländer – Sündenbock oder Mitbürger
- 2/83 Menschsein oder Barbarei – Erfahrungen nach Marx
- 3/83 Schriftsteller im Schutz der Öffentlichkeit
- 4/83 Die verkabelte Gesellschaft – informiert oder deformiert

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

„tendenzen“ brachte Arbeiten von: H. P. Alvermann/José Balmes/Georg Baselitz/Max Beckmann/Joseph Beuys/Jörg Boström/Nils Burwitz/Rafael Canogar/Fritz Cremer/Alvaro Cunhal/Gertrude Degenhardt/Harald Duwe/Rainer Fetting/André Fougeron/Eckhard Froeschlin/Helmut Goettl/Erhard Göttlicher/HAP Grieshaber/Renato Guttuso/Bernhard Heisig/Richard Heß/Alfred Hrdlicka/Karl Hubbuch/Franz Kochseder/Christoph Krämer/Walter Kurowski/Ghariokwu Lemi/Marie Marcks/Fritz Martinz/Wolfgang Mattheuer/Peter Mell/Middle Art/Clément Moreau/Nuez/Pablo Picasso/Hans Platschek/Karl Plattner/Michael Matthias Precht/Salomé/Herbert Sandberg/Michael Sawitski/Carlo Schellemann/Klaus Schröter/Jochen Senderl/Monika Sieveking/Willi Sitte/Roger Somville/Volker Stelzmann/Carl Timmer/Jürgen Waller/Jürgen Weber/Peter Weiß/Bernd Zimmer/Guido Zingerl.

Themen der letzten Hefte:

- Nr. 141 Deraufrechte Gang – Kunst gegen Faschismus und Krieg
- Nr. 142 Künstler diskutieren: Qualität und Engagement
- Nr. 143 Genug gekreuzigt – Zur Kunsts geschichte der Luther-Zeit
- Nr. 144 Umweltängste

Jahresabonnement „kürbiskern“ bzw. „tendenzen“ je DM 32,- inkl. MwSt. + Porto (4 Hefte jährlich). Studentenabonnement DM 27,- (Lehrlings-, Schüler- oder Studien nachweis erforderlich!). Einzelheft: DM 8,50

Preiswert ist ein Doppelabonnement der beiden Zeitschriften „kürbiskern“ und „tendenzen“ zum Sonderpreis von DM 54,- inkl. MwSt. + Porto.

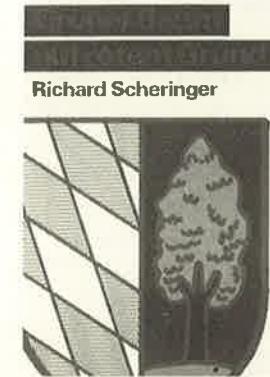
BESTELLUNG

ABSENDER (bitte deutlich ausfüllen)			
Name _____	Vorname _____	Plz _____	Ort _____
Straße _____			
Datum _____	Unterschrift _____		
Bitte deutlich ausfüllen und im Kuvert schicken an: Brücken-Verlag GmbH (Buchauslieferung Damnitz Verlag) Postfach 1928 4000 Düsseldorf 1			
Bestellungen für Zeitschriften: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH Abt. Zeitschriftenvertrieb Postfach 920 4040 Neuss 1			

Irrtümer und Preisänderungen vorbehalten



Herbst '83



Irene Hübner

KULTURELLE OPPOSITION



Damnitz Verlag
im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Xantener Straße 7, 4040 Neuss
Redaktionen und Lektorat:
Hohenzollernstr. 146 Rg.,
8000 München 40

**neu
bei
damnitz**

Therese Angeloff

Meine Seele hat ein Holzbein

Ein Werdegang mit Gedichten, Liedern und Bildern
(320 S., engl. Broschur, 4farb. Umschl., DM 22,50)

„Einen Werdegang hat sie – und was für einen: Verfolgung, Emigration, Not haben sie nicht brechen können, sondern zu einer engagierten Kämpferin gemacht für den Frieden und gegen Heuchelei. Ihre Lebensbeschreibung ist auch Geschichtsunterricht – amüsant, geistreich, schonungslos ehrlich.“

Abendzeitung, München

„Therese Angeloff macht Mut! Dieses Buch war für mich der Anlaß, mich selbst politisch zu betätigen.“

Gabi W., Angestellte, München

„Wie einer etwas wird, indem er Angst überwindet. Das ist die Aussage dieses Buches.“

Bayerischer Rundfunk

Habib Bektaş

ohne dich ist jede stadt eine wüste

Gedichte (mit Grafiken nach Originalholzschnitten von Ismail Coban)

(ca. 100 S., brosch., ca. DM 10,-)

„Ich freue mich über diese ungebändigte Stimme eines jungen türkischen Arbeiters in der deutschen Literatur, über diese radikalenzärtlichen Gesänge. Ich begrüße Habib Bektaş im Kreise derjenigen, die ernst machen mit ihren Schmerzen, aufrichtig, verzweifelt, ihn, der das Zurückgelassene verteidigt, mit seiner Zerrissenheit zwischen dem Land seiner Kindheit, wo der Bauch hungrert, und dem Jetzt, wo die Seele darbt... Was unter die Haut geht, geht auch in den Kopf.“

Ludwig Fels

Wolf Brannasky

Erste Hochrechnung

Politische Lieder aus 15 Jahren

(80 S., brosch., DM 12,-)

„Seit 15 Jahren singt Brannasky gegen alles an, was unserer Demokratie politisch widerfahren ist. Seine ‚Hochrechnung‘ ist eine Abrechnung mit den Schuldigen. Doch er jammert nicht, er analysiert. Mit ehrlichem Zorn und bei aller Schärfe, nicht ohne Humor. Mit einem Humor, der vom Verstand und vom Herzen kommt.“

Deutsche Volkszeitung, Düsseldorf

Daniil Granin

Zielbestimmung

(480 S., brosch., DM 8,-)

Die Verantwortung des Wissenschaftlers in unserer Zeit, die Zielbestimmung seiner Arbeit ist das Thema der drei Erzählungen dieses Bandes. Brennend aktuell: die Geschichte über die Erfinder der Atombombe in Ost und West in den Jahren um das Ende des zweiten Weltkrieges.

Friedrich Hitler

Vom Baumsterben der Menschen oder die Gewerkschaften müssen ihren Weg neu beschreiben

Mit Zeichnungen von Guido Zingerl

(200 S., brosch., DM 12,-)

Schriftsteller in der Friedens- und Arbeiterbewegung. Exklusiv: Gespräch mit Leonhard Mahlein.

Monika Höhn

Die Luft, die wir atmen

Aufzeichnungen einer Pfarrfrau aus dem Ruhrgebiet

(224 S., mehrere Abb., brosch., DM 12,-)

„Eine Pfarrfrau erzählt – und der Leser sei gewarnt. Denn er bekommt nicht den Stimmungsbericht einer pfarrhäuslichen Idylle. Acht Jahre Gemeindearbeit an der Seite ihres Mannes Micha in Duisburg-Bruckhausen hat Monika Höhn in einem beklemmenden Bericht zusammengefaßt. Pfarrhausalltag, in dem Gott fern scheint und die Thyssenhütte so nah, so erstickend spürbar, bis in die Lungen des Säuglings Sarah. – Eine Pfarrfrau zieht Bilanz, ehrlich, schonungslos – und mit großem Mut.“

stern, Hamburg

„Das Buch ist spannend. Die Verfasserin kann erzählen, berichten, darstellen. Hier erlebt man wirklich eine Pfarrfrau. Wer das Buch liest, wird die 12,- Mark nicht bereuen... Wenn Monika Höhn gegen ihren Willen in Bruckhausen mit ‚Frau Pastor‘ angeredet wird, dann haben die Männer und Frauen doch ein Gespür dafür gehabt, daß sie eine Gemeindemutter war.“

Der Weg, Düsseldorf

Irene Hübner

Kulturelle Opposition

(272 S., reich bebildert, brosch., DM 19,80)

„Irene Hübner plädiert dafür, Kultur nicht, wie früher gelegentlich propagiert, ‚unterzuschmuggeln‘; vielmehr gälte es, ‚die Künste zu fördern und herauszufordern, ihren Gebrauchswert unter Beweis zu stellen‘. Das Publikum, gerade auch die bisher zu kurz gekommenen Teile, soll anspruchsvoll gemacht werden.“

Hilmar Hoffmann in Nürnberger Nachrichten

„... Eine Bestandsaufnahme dieser bunt schillernden Gegenkultur versucht Irene Hübner in ihrem Buch ‚Kulturelle Opposition‘. Sie drückt mit dem Titel schon den wesentlichen Zug aus, der allen Aktivitäten zugrunde liegt: Die Opposition zur offiziellen Kultur, aber auch zu einer Politik im Land, die Lebensraum zerstört, die Lebensbedingungen und die Entfaltungsmöglichkeiten des einzelnen einzuschränken versucht. Gerade diesem einzelnen Menschen, der mit Kultur bisher vermeintlich nichts zu tun gehabt hat, widmet sich eine Kulturarbeit, wie sie Irene Hübner in ihrem Buch anhand vieler Beispiele beschreibt.“

Welt der Arbeit, Köln

Richard Scheringer

Grüner Baum auf rotem Grund

(248 S., brosch., DM 12,-)

Richard Scheringer, Sohn eines Berufsoffiziers, ging zunächst den vorgezeichneten Weg – als Reichswehrhoffizier zur „Nationalen Rechten“. Seine Umkehr mit der öffentlichen Absage an die Nazis (1931) und seinen Kampf zusammen mit den Kommunisten gegen Faschismus und Krieg schildert er in „Das große Los“. – Jetzt veröffentlicht Richard Scheringer seine Erinnerungen an die Adenauer-Ära. Der Kampf gegen deutsche Spaltung und Remilitarisierung, die Haftzeit in Landsberg und die Situation nach dem Verbot der KPD, das Leben der Familie, die Freuden der Jagd und die Arbeit auf dem Dürrnhof bei Kösching, dessen Wappen den „Grünen Baum auf rotem Grund“ zeigt – das alles wird in faszinierender Weise lebendig. Noch lieferbar: „Das große Los“, von Richard Scheringer, 3. Aufl., 424 S., brosch., DM 9,80.

Zeit-Gedichte:

Fritz Deppert

Mit Grafiken von Jörg Scherkamp

(64 S., brosch., DM 6,80)

„Die menschlichen Gedichte Fritz Deperts gehen menschlich auf jeden zu, der bereit ist zu hören, zu fühlen, zu verstehen, was in diesen Gedichten beabsichtigt ist. Denn absichtslos sind diese Gedichte nicht... Sie wollen weder das ‚Anmachen‘ noch gleich das ‚Mitmachen‘, aber sie finden den Mut zum Mutmachen.“

Karl Krolow

Wolf Peter Schnetz

Mit Grafiken von Walter Tafelmaier

(64 S., brosch., DM 6,80)

„Seit Anfang '83 erscheinen die ‚Zeit-Gedichte‘ der ‚kürbisken-Reihe‘ in neuem Gewand: verändertes Format, doppelter Umfang. Schnetz ist einer der ersten, die in den Genuss einer verbesserten Aufmachung gekommen sind, und hat das treffliche Forum genutzt, die grönländer Kälte in diesem unserem Staate anzuprangern. – Man spürt Wille und Mut zum Widerstand, und Menschlichkeit.“

plärer, Nürnberg